This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED TO THE LIBRARY
BY
PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler K 1580.3

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Pellner del.

D. S. MAERCHEN VOM KALTEN HERZEN.

W. Hauffs

sämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlstichen.

Fünfter Band.

Stuttgart,

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

1837.

Gedruckt in der Fr. Brandstetterschen Buchdruckerei

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Gedruckt in der Fr. Brockhaus'schen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Das Wirthshaus im Spessart.

Vor vielen Jahren, als im Spessart die Wege noch schlecht und nicht so häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Bursche durch diesen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt seyn und war ein Zirkelschmied; der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach seinem Aussehen kaum sechzehn Jahre haben und machte wohl jetzt eben seine erste Reise in die Welt. Der Abend war schon heraufgekommen und die Schatten der riesengroßen Eichen und Buchen verfinsterten den schmalen Weg, auf dem die beiden wanderten. Der Zirkelschmied schritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, schwatzte auch zuweilen mit Munter, seinem Hund, und schien sich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, desto ferner aber die nächste Herberge sey; aber Felix, der Goldarbeiter, sah sich oft ängstlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauschte, so war es ihm, als höre er Tritte hinter sich; wenn das Gesträuch am Wege hin und her wankte und sich theilte, glaubte er Gesichter hinter den Büschen lauern zu sehen.

Der junge Goldschmied war sonst nicht abergläubisch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt

er unter seinen Kameraden für einen unerschrockenen Burschen, dem das Herz am rechten Fleck sitze; aber heute war ihm doch sonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Spessart so mancherlei erzählt; eine große Räuberbande sollte dort ihr Wesen treiben, viele Reisende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man sprach sogar von einigen greulichen Mordgeschichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen seyen. Da war ihm nun doch etwas bange für sein Leben, denn sie waren ja nur zu zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelschmied gefolgt war, noch eine Station zu gehen, statt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todtgeschlagen werde und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, so ists nur deine Schuld, Zirkelschmied, denn du hast mich in den schrecklichen Wald hereingeschwatzt.“

„Sey kein Hasenfuß!“ erwiederte der andere, „ein rechter Handwerksbursche soll sich eigentlich gar nicht fürchten. Und was meinst du denn? Meinst du die Herren Räuber im Spessart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu schlagen? Warum sollten sie sich diese Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man schon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet seyn, wenn sie es der Mühe werth finden, einen todt zu schlagen.“

„Halt! hörst du nicht etwas pfeifen im Wald?“ rief Felix ängstlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift; geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was du haſt, durchſuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt, nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie dich todt ſchlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſch, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegten, und fragten ganz höflich: Ihr Herren, was habt ihr bei euch? und machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen, und was dergleichen anmuthige Redensarten ſind, da wäreſt du wohl kein Thor, machteſt dein Ränzchen auf und legteſt die gelbe Weſte, den blauen Rock, zwei Hemden und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme und was du ſonſt noch haſt, höflich auf die Erde, und bedankteſt dich für's Leben, das ſie dir ſchenkten.“

„So, meinſt du?“ entgegnete Felix ſehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, ſoll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerſchneiden. Hat ſie nicht Mutterſtelle an mir vertreten und ſeit meinem zehnten Jahr mich aufziehen laſſen? Hat ſie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich ſie beſuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das ſie beim Meiſter beſtellt hat, jetzt

da ich ihr an dem schönen Geschmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt soll ich das alles hergeben und die gelbe Weste dazu, die ich auch von ihr habe? Nein, lieber sterben, als daß ich den schlechten Menschen meiner Frau Pathe Geschmeide gebe!"

„Sey kein Narr!" rief der Zirkelschmied; „wenn sie dich todtschlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum ist es besser, du gibst ihn her und erhälst dein Leben."

Felix antwortete nicht; die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewissen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor sich sehen; er wurde immer ängstlicher, hielt sich näher an seinen Kameraden und war mit sich uneinig, ob er seine Reden und Beweise billigen sollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren sie so fortgegangen, da erblickten sie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldschmied meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus seyn, aber der Zirkelschmied belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuser oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müsse das Wirthshaus seyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beschrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren stand davor und nebenan im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelschmied winkte seinen Gesellen an ein Fenster, dessen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn sie sich auf die Zehen stellten, die Stube übersehen. Am Ofen in einem Armstuhl schlief ein Mann, der seiner Kleidung nach ein Fuhrmann und

wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre seyn konnte. An der andern Seite des Ofens saß ein Weib und ein Mädchen und spannen; hinter dem Tisch an der Wand saß ein Mensch, der ein Glas Wein vor sich, den Kopf in die Hände gestützt hatte, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Der Zirkelschmied aber wollte aus seiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr seyn müsse.

Als sie so noch auf der Lauer standen, schlug ein Hund im Hause an; Munter, des Zirkelschmieds Hund, antwortete, und eine Magd erschien in der Thüre und schaute nach den Fremden heraus.

Man versprach, ihnen Nachtessen und Betten geben zu können; sie traten ein und legten die schweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und setzten sich zu dem Herrn am Tische. Dieser richtete sich bei ihrem Gruße auf, und sie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr seyd spät auf der Bahn," sagte er; „habt ihr euch nicht gefürchtet, in so dunkler Nacht durch den Spessart zu reisen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieser Schenke eingestellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre."

„Da habt ihr allerdings Recht gehabt, Herr!" erwiederte der Zirkelschmied. „Der Hufschlag eines schönen Pferdes ist Musik in den Ohren dieses Gesindels und lockt sie auf eine Stunde weit; aber wenn ein paar arme Bursche wie wir durch den Wald schleichen, Leute, welchen die Räuber selbst eher etwas schenken könnten, da heben sie keinen Fuß auf."

„Das ist wohl wahr," entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tisch getreten war, „einem armen Mann können sie nicht viel anhaben seines Geldes willen; aber man hat Beispiele, daß sie arme Leute nur aus Mordlust niederstießen, oder sie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen."

„Nun, wenn es so aussieht mit diesen Leuten im Wald," bemerkte der junge Goldschmied, „so wird uns wahrhaftig auch dieses Haus wenig Schutz gewähren. Wir sind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen sie? und überdies," setzte er leise und flüsternd hinzu, „wer steht uns dafür, daß diese Wirthsleute ehrlich sind?"

„Da hat es gute Wege," erwiederte der Fuhrmann. „Ich kenne diese Wirthschaft seit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes darin verspürt. Der Mann ist selten zu Hause, man sagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber ist eine stille Frau, die niemand Böses will; nein, dieser thut ihr Unrecht, Herr!"

„Und doch," nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht so ganz verwerfen, was er gesagt. Erinnert euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in diesem Wald auf einmal spurlos verschwunden sind. Mehrere davon hatten vorher gesagt, sie werden in diesem Wirthshaus übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforschte und auch hier im

Wirthshause nachfragte, da soll nun keiner gesehen worden seyn; verdächtig ist es doch."

„Weiß Gott!" rief der Zirkelschmied, „da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächsten Baum unser Nachtlager nähmen, als hier in diesen vier Wänden, wo an kein Entspringen zu denken ist, wenn sie einmal die Thüre besetzt haben; den die Fenster sind vergittert."

Sie waren alle durch diese Reden nachdenklich geworden. Es schien gar nicht unwahrscheinlich, daß die Schenke im Wald, sey es gezwungen oder freiwillig, im Einverständniß mit den Räubern war. Die Nacht schien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten sie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und sollte es auch nicht an ihr Leben gehen, so war doch ein Theil der Gäste in der Waldschenke von so beschränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe sehr empfindlich gewesen wäre. Sie schauten verdrießlich und düster in ihre Gläser. Der junge Herr wünschte auf seinem Roß durch ein sicheres offenes Thal zu traben, der Zirkelschmied wünschte sich zwölf seiner handfesten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet, als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter, war bange, mehr um den Schmuck seiner Wohlthäterin, als um sein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch seiner Pfeife nachdenklich vor sich hingeblasen, sprach leise: „Ihr Herren, im Schlaf wenigstens sollen sie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben."

„Das will ich auch!“ — „ich auch!“ riefen die drei Uebrigen, „ſchlafen könnte ich doch nicht,“ ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben,“ ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karte ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich ſpiele niemals Karte,“ erwiederte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht ſpielen?“ ſprach der Zirkelſchmied, „ſingen? das geht nicht und würde nur das Geſindel herbeilocken; einander Räthſel und Sprüche aufgeben zum Errathen? das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Luſtig oder ernſthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit ſo gut wie Kartenſpiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet,“ ſagte der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnt ſchon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geſchichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiederte der Zirkelſchmied, „dafür ſtudiren Herren wie Ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geſchrieben ſtehen; da wüßtet ihr noch Klügeres und Schöneres zu erzählen, als ein ſchlichter Handwerksburſche, wie unſer einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr ſeyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht," lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reisen; doch was in unsern Büchern steht, eignet sich weniger zum Erzählen, als was Ihr hie und dort gehöret. Darum hebet immer an, wenn anders diese da gerne zuhören."

„Noch höher als Kartenspiel," erwiederte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine schöne Geschichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landstraße lieber im elendesten Schritt und höre einem zu, der neben hergeht und etwas Schönes erzählt; manchen habe ich schon im schlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen so lieb, weil er Geschichten weiß, die sieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir," setzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meister in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geschichten las und die Arbeit darüber vernachläßigte. Drum gib nur etwas Schönes preis, Zirkelschmied, ich weiß, du könntest erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge."

Der Zirkelschmied trank, um sich zu seinem Vortrag zu stärken, und hub alsdann also an:

Die Sage vom Hirschgulden.

In Oberschwaben stehn noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einst die stattlichste der Gegend war,

Hohenzollern. Sie erhebt sich auf einem runden steilen Berg, und von ihrer schroffen Höhe sieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man diese Burg im Land umher sehen kann, ward das tapfere Geschlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutschen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieser Feste ein Zollern, der von Natur ein sonderbarer Mensch war. Man konnte nicht sagen, daß er seine Unterthanen hart gedrückt oder mit seinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob seinem finsteren Auge, seiner krausen Stirne und seinem einsylbigen mürrischen Wesen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgesinde, die ihn je hatten ordentlich sprechen hören, wie andere Menschen; denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und schnell die Mütze abnahm, sich hinstellte und sagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute ist es schön Wetter," so antwortete er „dummes Zeug" oder „weiß schon." Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht für ihn oder seine Rosse, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf seinem Rappen nicht schnell genug vorüberkommen konnte, so entlud sich sein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei solchen Gelegenheiten einen Bauern geschlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böse Wetter von Zollern."

Das böse Wetter von Zollern hate eine Frau, die der Widerpart von ihm und so mild und freundlich war,

wie ein Maitag. Oft hat sie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgesöhnt; den Armen aber that sie Gutes, wo sie konnte, und ließ es sich nicht verdrießen, sogar im heißen Sommer oder im schrecklichsten Schneegestöber den steilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu besuchen. Begegnete ihr auf solchen Wegen der Graf, so sagte er mürrisch „weiß schon, dummes Zeug" und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieses mürrische Wesen abgeschreckt oder eingeschüchtert; die eine hätte gedacht, was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr sie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen so mürrischen Gemahl erkalten lassen; doch nicht also Frau Hedwig von Zollern. Sie liebte ihn nach wie vor, suchte mit ihrer schönen weißen Hand die Falten von seiner braunen Stirne zu streichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde bescheerte, liebte sie ihren Gatten nicht minder, indem sie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergingen, und der Graf von Zollern sah seinen Sohn nur alle Sonntage nach Tische, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater sagen konnte, schenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhliches Gesicht.

An seinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf seinem Sohn die ersten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, seinen Rappen und ein anderes schönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzusteigen. Frau Hedwig erstaunte, als sie dies sah. Sie war sonst gewohnt, nicht zu fragen, wo aus und wann heim? wenn er ausritt; aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollet Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — sprach sie, — er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen?“ fragte sie weiter, „Cuno wird mit mir spazieren gehen.“

„Weiß schon,“ entgegnete das böse Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof stand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn schnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch fest, schwang sich selbst auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Rosse seines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen schien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und schüttelte sein Rößlein an den Mähnen, damit es schneller laufen sollte, und der Graf hatte seine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannst ein wackerer Bursche werden!“

Als sie aber in der Ebene angekommen waren, und der Graf statt Schritt Trab anschlug, da vergingen dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz bescheiden, sein Vater möchte langsamer reiten; als es aber immer

ſchneller ging und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß ſchon, dummes Zeug!“ fing jetzt ſein Vater an. „Heult der Junge beim erſten Ritt; ſchweig oder — — —“ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche ſein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte ſich ſein Roß, der Zügel des andern entfiel ſeiner Hand, er arbeitete ſich ab, Meiſter ſeines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und ſich ängſtlich nach ſeinem Kind umſah, erblickte er deſſen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finſterer Mann der Graf von Zollern ſonſt war, ſo überwand doch dieſer Anblick ſein Herz; er glaubte nicht anders, als ſein Kind liege zerſchmettert am Weg, er raufte ſich den Bart und jammerte. Aber nirgends, ſo weit er zurückritt, ſah er eine Spur von dem Knaben; ſchon ſtellte er ſich vor, das ſcheu gewordene Roß habe ihn in einen Waſſergraben geſchleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich flugs umwandte — ſieh' da ſaß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knien.

„Wie kömmſt du zu dem Knaben, alte Hexe?“ ſchrie der Graf in großem Zorn, „ſogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, Euer Gnaden!“ lachte die alte häßliche Frau, „könntet ſonſt auch ein

Unglück nehmen auf Eurem stolzen Roß! Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, sein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar streifte fast am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze."

„Weiß schon!" rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl absteigen, das Roß ist wild und könnte ihn schlagen."

„Schenket mir einen Hirschgulden!" erwiederte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!" schrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein, einen Hirschgulden könnte ich gut brauchen," fuhr sie fort.

„Was Hirschgulden? bist selbst keinen Hirschgulden werth!" eiferte der Graf, „schnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!"

„So? bin ich keinen Hirschgulden werth?" antwortete jene mit höhnischem Lächeln, „na, man wird ja sehen, was von Eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist; aber da die Pfennige behaltet für Euch." Indem sie dies sagte, warf sie die drei kleinen Kupferstücke dem Grafen zu, und so gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über diese wunderbare Geschicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste sich sein Staunen in Wuth auf. Er faßte seine Büchse, spannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Diese herzte und küßte ganz

ruhig den kleinen Grafen, indem sie ihn so vor sich hinhielt, daß ihn die Kugel zuerst hätte treffen müssen. „Bist ein guter frommer Junge, sprach sie, „bleibe nur so und es wird dir nie fehlen.“ Dann ließ sie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirschgulden bleibt Ihr mir noch schuldig!“ rief sie und schlich unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumstäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber stieg zitternd von seinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, schwang sich hinter ihm auf und ritt seinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erste und das letzte Mal gewesen, daß das böse Wetter von Zollern sein Söhnlein mit nahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geschrien, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen sey, sah ihn nur mit Unlust an, und so oft der Knabe, der seinen Vater herzlich liebte, schmeichelnd und freundlich zu seinen Knien kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß schon! dummes Zeug!“ Frau Hedwig hatte alle bösen Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieses unfreundliche Benehmen gegen das unschuldige Kind kränkte sie tief; sie erkrankte mehrere Mal aus Schrecken, wenn der finstere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgestraft hatte, und starb endlich in ihren besten Jahren, von ihrem Gesinde und der ganzen Umgegend, am schmerzlichsten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jetzt an wandte sich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab: er gab ihn seiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und sah nicht viel nach ihm um, besonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfrist Zwillinge, zwei junge Gräflein, schenkte.

Cuno's liebster Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einst das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer vieles von seiner verstorbenen Mutter, und wie viel Gutes diese an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er solle nicht so viel zu der Frau Feldheimerin, so hieß die Alte, gehen, weil sie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe sey, aber der Kleine fürchtete sich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewisse Frauen zaubern können und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen sey. Zwar sah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunststückchens mit den drei Pfennigen, die sie seinem Vater so geschickt in den Beutel geworfen, erinnerte er sich noch ganz wohl, auch konnte sie allerlei künstliche Salben und Tränklein bereiten, womit sie Menschen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachsagte, daß sie eine Wetterpfanne habe, und wenn sie diese über das Feuer hänge, komme ein schreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beispiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockspeise für Fische und viele

andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald seine einzige Gesellschaft, denn seine Amme starb und seine Stiefmutter kümmerte sich nicht um ihn.

Als seine Brüder nach und nach heranwuchsen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, sie hatten das Glück, beim ersten Ritt nicht vom Pferd zu stürzen, und das böse Wetter von Zollern hielt sie daher für ganz vernünftige und taugliche Jungen, liebte sie ausschließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus und lehrte sie alles, was er selbst verstand. Da lernten sie aber nicht viel Gutes; lesen und schreiben konnte er selbst nicht, und seine beiden trefflichen Söhne sollten sich auch nicht die Zeit damit verderben; aber schon in ihrem zehnten Jahr konnten sie so gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen sich unter sich selbst so schlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn sie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden sie sich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn sie hielt es für gesund und kräftig, wenn sich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen sagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß schon, dummes Zeug;“ nahm sich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu sinnen, daß sich seine Söhne nicht gegenseitig todtschlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in seinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt: „Na, man wird ja sehen, was von Eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist,“ — lag ihm noch immer in seinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend seines Schlosses jagte, fielen ihm zwei

Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlössern geschaffen schienen, und sogleich beschloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge so nannte, weil dieser wegen allerlei böser Streiche längst von ihm den Namen „kleiner Schalk" erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirschguldenberg nennen, um die Hexe zu verhöhnen, weil sie sein Erbe nicht einmal eines Hirschguldens werth achtete; er ließ es aber bei dem einfacheren Hirschberg bewenden, und so heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alb bereist, kann sie sich zeigen lassen.

Das böse Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, seinem ältesten Sohn Zollern, dem „kleinen Schalk" Schalksberg und dem andern Hirschberg im Testament zu vermachen; aber seine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte: „der dumme Cuno," so nannte sie den armen Knaben, weil er nicht so wild und ausgelassen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno ist ohnedies reich genug durch das, was er von seiner Mutter erbte, und er soll auch noch das schöne reiche Zollern haben? und meine Söhne sollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?"

Vergebens stellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweise das Erstgeburtsrecht nicht rauben dürfe, sie weinte und zankte so lange, bis das böse Wetter, das sonst niemandem sich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Testament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirschberg mit dem Städtchen Balingen

verſchrieb. Bald darauf, nachdem er alſo verfügt hatte, fiel er auch in eine ſchwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm ſagte, daß er ſterben müſſe, ſagte er: „ich weiß ſchon“ und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, ſich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „dummes Zeug!“ fluchte und raste fort, und ſtarb wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber ſein Leichnam war noch nicht beigeſetzt, ſo kam die Frau Gräfin ſchon mit dem Teſtament herbei, ſagte zu Cuno, ihrem Stiefſohn, ſpöttiſch, er möchte jetzt ſeine Gelehrſamkeit beweiſen und ſelbſt nachleſen, was im Teſtament ſtehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute ſich mit ihren Söhnen über das ſchöne Vermögen und die beiden Schlöſſer, die ſie ihm, dem Erſtgeborenen, entriſſen hatten.

Cuno fügte ſich ohne Murren in den Willen des Verſtorbenen, aber mit Thränen nahm er Abſchied von der Burg, wo er geboren worden, wo ſeine gute Mutter begraben lag und wo der gute Schloßkaplan und nahe dabei ſeine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirſchberg war zwar ein ſchönes ſtattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einſam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnſucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, ſaßen eines Abends auf dem Söller und ſchauten den Schloßberg hinab; da gewahrten ſie einen ſtattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren

getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl seyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „ei, das ist ja niemand anders als unser Herr Bruder von Hirschberg.“ —

„Der dumme Cuno?“ sprach die Frau Gräfin verwundert: „ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu sich einzuladen, und die schöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirschberg; nein, so viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit ist der andern werth, lasset uns hinabsteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Gesichter, vielleicht schenkt er uns in Hirschberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harnisch, und den Schmuck seiner Mutter hätte ich schon lange gerne gehabt.“

„Geschenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno,“ antwortete Wolf, „und ein gutes Gesicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unserem seligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirschberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablassen.“

„So, du Range!“ eiferte die Mutter, „abkaufen soll ich euch den Schmuck? Ist das der Dank dafür, daß ich euch Zollern verschafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich soll den Schmuck umsonst haben?“

„Umsonst ist der Tod, Frau Mutter!“ erwiederte der Sohn lachend, „und wenn es wahr ist, daß der Schmuck so viel werth ist, als manches Schloß, so werden wir wohl nicht die Thoren seyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen schließt,

reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part am Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, so sollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter diesem Gespräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang sich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn so eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er seine Stiefmutter und seine Brüder ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an, stieg ab und grüßte sie höflich. Denn, obgleich sie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es seine Brüder seyen und daß diese böse Frau sein Vater geliebt hatte.

„Ei, das ist ja schön, daß der Herr Sohn uns auch besucht," sagte die Frau Gräfin mit süßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirschberg? Kann man sich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man sich angeschafft? Ei und wie prächtig, es dürfte sich keine Kaiserin daran schämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß sie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiederte Cuno, „will mir deßwegen andere Gesellschaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist."

„Ei, Ihr seyd gar gütig und besorgt," unterbrach ihn die Dame, indem sie sich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," sprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joseph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er ist mein alter Lehrer, und wir haben es so

abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jetzt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet, als ich zum ersten Mal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg, und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: „Was gebt Ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er, „Bruder Wolf, gib mir deinen Harnisch, den er dir gegeben, dafür. Ha ha ha! den Pater und die alte Hexe will er zu sich nehmen? Das ist ein schönes Paar, da kann er nun Vormittags Griechisch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Hexen nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche."

„Er ist ein ganz gemeiner Mensch!" erwiederte die Frau Gräfin, „und du solltest nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das ist eine Schande für die ganze Familie, und man muß sich ja schämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Hexe, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Maulesel dabei, und läßt sie bei sich wohnen. Das hat er von seiner Mutter; die war auch immer so gemein mit Kranken und schlechtem Gesindel; ach sein Vater würde sich im Sarg wenden, wüßte er es."

„Ja," setzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft sagen: weiß schon, dummes Zeug!"

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und ſchämt ſich nicht, ihn ſelbſt unter dem Arm zu führen!“ rief die Frau Gräfin mit Entſetzen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen.“

Sie entfernten ſich, und Cuno geleitete ſeinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm ſelbſt in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand ſie ſchon fertig, mit einem Bündel von Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebſt ihrem Buchsbaumſtöcklein einzuſteigen.

Es kam übrigens nicht alſo, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem böſen Sinn hatte vorausſehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man ſich nicht über Ritter Cuno; man fand es ſchön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joſeph in ſein Schloß aufgenommen hatte. Die Einzigen, die ihm gram waren und auf ihn ſchmähten, waren ſeine Brüder und die Gräfin; aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an ſo unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß ſie mit ihrer Mutter ſchlecht und in beſtändigem Hader leben und unter ſich ſelbſt ſich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern-Hirſchberg machte mehrere Verſuche, ſeine Brüder mit ſich auszuſöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn ſie oft an ſeiner Veſte vorbeiritten, aber nie einſprachen, wenn ſie ihm in Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten

als einen Landfremden. Aber seine Versuche schlugen fehl und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, sie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwischen den drei Schlössern beinahe in der Mitte, jedoch so, daß er noch in Cuno's Revier gehörte. In diesem Teich befanden sich aber die besten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fischten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergessen hatte, den Teich auf ihr Theil zu schreiben. Sie waren zu stolz, um ohne Vorwissen ihres Bruders dort zu fischen, und doch mochten sie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber seine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud sie daher eines Tages ein, mit ihm dort zusammen zu kommen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demselben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zusammen kamen. „Ei, sieh da!" rief der kleine Schalk, „das trifft sich ordentlich; ich bin mit Schlag sieben Uhr von Schalksberg weggeritten."

„Ich auch" — „und ich" — antworteten die Brüder vom Hirschberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen," fuhr der Kleine fort. „Es ist ein schönes Wasser."

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beschieden. Ich weiß, ihr seyd beide große Freunde vom Fischen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel

auswerfe, ſo hat doch der Weiher Fiſche genug für drei Schlöſſer, und an ſeinen Ufern iſt Platz genug für drei, ſelbſt wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen; darum will ich von heute an, daß dieſes Waſſer Gemeingut für uns ſey, und jeder von Euch ſoll gleiche Rechte daran haben wie ich."

„Ei, der Herr Bruder iſt ja gewaltig gnädig geſinnt," ſprach der kleine Schalk mit höhniſchem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig ſechs Morgen Waſſer und ein paar hundert Fiſchlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müſſen? denn umſonſt iſt der Tod!"

„Umſonſt ſollt Ihr ihn haben," ſagte Cuno, „ach! ich möchte Euch nur zuweilen an dieſem Teich ſehen und ſprechen; ſind wir doch eines Vaters Söhne."

„Nein!" erwiederte der vom Schalksberg, „das ginge ſchon nicht, denn es iſt nichts Einfältigeres als in Geſellſchaft zu fiſchen, es verjagt immer einer dem andern die Fiſche; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerſtag du, Cuno, Dienſtag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — ſo iſt es mir ganz recht."

„Mir nicht einmal dann!" rief der finſtre Wolf. „Geſchenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du haſt Recht, Cuno, daß du uns den Weiher anbieteſt, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber laſſet uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft beſitzen ſoll; werde ich glücklicher ſeyn als ihr, ſo könnet ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fiſchen dürfet."

„Ich würfle nie," entgegnete Cuno, traurig über die Verſtocktheit ſeiner Brüder.

„Ja freilich,“ lachte der kleine Schalk, „er ist ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelspiel für eine Todsünde; aber ich will euch was anders vorschlagen, woran sich der frömmste Klausner nicht schämen dürfte. Wir wollen uns Angelschnüre und Haken holen, und wer diesen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr schlägt, die meisten Fische angelt, soll den Weiher eigen haben.“

„Ich bin eigentlich ein Thor,“ sagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr sehet, daß es mir mit der Theilung Ernst war, will mein Fischgeräthe holen.“

Sie ritten heim, jeder nach seinem Schloß; die Zwillinge schickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockspeise für die Fische im Teich zu finden, Cuno aber nahm sein gewöhnliches Angelzeug und die Speise, die ihn einst Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der Erste, der wieder auf dem Platz erschien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, diese die besten und bequemsten Stellen auswählen und warf dann selbst seine Angel aus. Da war es, als ob die Fische in ihm den Herrn dieses Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um seine Angel; die ältesten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Wasser warf, sperrten schon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den spitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, so lag der Boden um ihn her voll der schönsten

Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln!“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt ein Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe, hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Roheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Hexe ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend; „ſolche Weiber können

wahrsagen, aber Frau Feldheimerin ist so wenig eine Wahrsagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat sie doch dem Vater gesagt, von seinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirschgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei seinem Tod alles ihm gehört, so weit man von der Zinne von Zollern sehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin ist nichts als ein thörichtes altes Weib und du der dumme Cuno."

Nach diesen Worten entfernte sich der Kleine eilig, denn er fürchtete den starken Arm seines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche hersagte, die er von seinem Vater gelernt hatte.

In tiefster Seele betrübt ging Cuno nach Hause, denn er sah jetzt deutlich, daß seine Brüder nie mehr mit ihm sich vertragen wollten. Er nahm sich auch ihre harten Worte so sehr zu Herzen, daß er des andern Tages sehr krank wurde, und nur der Trost des würdigen Pater Joseph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber seine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno schwer darniederliege, hielten sie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth sagten sie sich zu, wenn der dumme Cuno sterbe, so solle der, welcher es zuerst erfahre, alle Kanonen lösen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerst schieße, solle das beste Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirschberg Wache halten, und der kleine Schalk bestach sogar einen Diener Cuno's mit vielem Geld, damit er

es ihm schnell anzeige, wenn sein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieser Knecht aber war seinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem bösen Grafen von Schalksberg; er fragte also eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden seines Herrn, und als diese sagte, daß es ganz gut mit ihm stehe, erzählte er ihr den Anschlag der beiden Brüder, und daß sie Freudenschüsse thun wollten auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte sehr; sie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieser an eine so große Liebloſigkeit seiner Brüder nicht glauben wollte, so rieth sie ihm, er solle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er sey todt, so werde man bald hören, ob sie kanoniren oder nicht. Der Graf ließ den Diener, den sein Bruder bestochen, vor sich kommen, befragte ihn nochmals und befahl ihm, nach Schalksberg zu reiten und sein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirschberg herabritt, sah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er so eilends zu reiten Willens sey. „Ach," sagte dieser, „mein armer Herr wird diesen Abend nicht überleben, sie haben ihn alle aufgegeben."

„So? ists um diese Zeit?" rief jener, lief nach seinem Pferd, schwang sich auf und jagte eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß sein Pferd am Thore niederfiel und er selbst nur noch „Graf Cuno stirbt!" rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf

Wolf freute sich mit seiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den starken Wiederhall, den seine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf sagte lächelnd zu seiner Mutter: „so hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müssen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe.“ Dann aber saß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Kostbarkeiten des Verstorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fischteich begegneten sich die beiden Brüder, und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerst nach Hirschberg hatten kommen wollen. Von Cyno sprachen sie kein Wort, als sie zusammen ihren Weg fortsetzten, sondern sie beriethen sich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirschberg gehören solle. Wie sie aber über die Zugbrücke in den Schloßhof ritten, da schaute ihr Bruder wohlbehalten und gesund zum Fenster heraus, aber Zorn und Unmuth sprühten aus seinen Blicken. Die Brüder erschracken sehr, als sie ihn sahen, hielten ihn anfänglich für ein Gespenst und bekreuzten sich; als sie aber sahen, daß er noch Fleisch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, so wollt' ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte, du wärest gestorben.“

„Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben,“ sagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach seinem Bruder hinauf schaute.

Dieser aber sprach mit donnernder Stimme: „Von dieser Stunde an sind alle Bande der Verwandtschaft

zwiſchen uns los und ledig. Ich habe Eure Freudenſchüſſe wohl vernommen, aber ſehet zu, auch ich habe fünf Feldſchlangen hier auf dem Hof ſtehen, und habe ſie euch zu Ehren ſcharf laden laſſen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder ihr ſollt erfahren, wie man auf Hirſchberg ſchießt.“ Sie ließen es ſich nicht zweimal ſagen, denn ſie ſahen ihm an, wie ernſt es ihm war; ſie gaben alſo ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder ſchoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegſauste, daß ſie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte ſie aber nur ſchrecken und nicht verwunden. „Warum haſt du denn geſchoſſen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig, „du Thor, ich ſchoß nur, weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag' nur die Mutter,“ erwiederte Wolf, „du warſt es, der zuerſt ſchoß, und du haſt dieſe Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel ſchuldig, und als ſie am Fiſchteich angekommen waren, gaben ſie ſich gegenſeitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Flüche zum beſten und trennten ſich in Haß und Unluſt.

Tags darauf aber machte Cuno ſein Teſtament, und Frau Feldheimerin ſagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geſchrieben.“ Aber ſo neugierig ſie war, und ſo oft ſie in ihren Liebling drang, er ſagte ihr nicht, was im Teſtament ſtehe, und ſie erfuhr es auch nimmer, denn

ein Jahr nachher verschied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn sie starb an keiner Krankheit, sondern am achtundneunzigsten Jahr, das auch einen ganz gesunden Menschen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ sie bestatten, als ob sie nicht eine arme Frau, sondern seine Mutter gewesen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einsamer vor auf seinem Schloß, besonders da der Pater Joseph der Frau Feldheimerin bald nachfolgte.

Doch diese Einsamkeit fühlte er nicht sehr lange; der gute Cuno starb schon in seinem achtundzwanzigsten Jahr, und böse Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte. Wie dem aber auch sey, einige Stunden nach seinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüsse. „Diesmal hat er doch daran glauben müssen," sagte der Schalk, als sie unterwegs zusammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal aufersteht und zum Fenster herausschimpft, wie damals, so hab' ich eine Büchse bei mir, die ihn höflich und stumm machen soll."

Als sie den Schloßberg hinanritten, gesellte sich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den sie nicht kannten. Sie glaubten, es sey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihn beisetzen zu helfen. Daher geberdeten sie sich kläglich, priesen vor ihm den Verstorbenen, beklagten sein frühes Hinscheiden, und der kleine Schalk preßte sich sogar einige Krokodilsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, sondern ritt still und stumm

an ihrer Seite den Hirſchberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeiſter, vom beſten!“ rief Wolf, als er abſtieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der ſtumme Reiter, und als ſich die Zwillinge ganz breit an den Tiſch geſetzt hatten, zog jener ein Silberſtück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertiſch, daß es umherrollte und klingelte, und ſprach: „So, und da habt ihr jetzt euer Erbe, und es wird juſt recht ſeyn, ein Hirſchgulden.“ Da ſahen ſich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit ſagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindſeligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei ſeinen Lebzeiten bewieſen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß ſein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck ſeiner ſeligen Frau Mutter, auf den Fall ſeines Todes an Würtemberg verkauft ſey, und zwar — um einen elenden Hirſchgulden! Um den Schmuck aber ſolle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erſtaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, ſondern biſſen die Zähne zuſammen, denn ſie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und ſo hatten ſie das ſchöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen und ſelbſt — den Fiſchteich verloren, und nichts geerbt, als einen ſchlechten Hirſchgulden. Den ſteckte Wolf trotzig in ſein Wamms, ſagte nicht ja und nicht nein, warf ſein Barrett auf den Kopf und

ging trotzig und ohne Gruß an dem würtembergischen Commissär vorbei, schwang sich auf sein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen seine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß sie Gut und Schmuck verscherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unser Erbe verspielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken ist besser,“ sagte der Schalk, „dann haben wir beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort sehen lassen, wenn wir auch gleich das Städtlein schmählich verloren.“

„Und im Lamm schenkt man Rothen, der Kaiser trinkt ihn nicht besser,“ setzte Wolf hinzu.

So ritten sie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom Rothen koste, und tranken sich zu, bis der Gulden voll war. Dann stand Wolf auf, zog das Silberstück mit dem springenden Hirsch aus dem Wamms, warf es auf den Tisch und sprach: „da habt Ihr Euern Gulden, so wirds richtig seyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, besah ihn links, besah ihn rechts und sagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirschgulden wär', aber gestern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jetzt das Städtlein eigen; die sind abgeschätzt, und gebt mir nur anderes Geld.“

Da sahen sich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus,“ sagte der eine; „hast du keine Münze?“

ſagte der andere, und kurz, ſie mußten den Gulden ſchuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen ſchweigend und nachdenkend ihren Weg, als ſie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern und links nach Schalksberg ging, da ſagte der Schalk: „Wie nun? jetzt haben wir ſogar weniger geerbt als gar nichts, und der Wein war überdies ſchlecht.“

„Ja wohl,“ erwiederte ſein Bruder. „Aber was die Feldheimerin ſagte, iſt doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von Eurem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirſchgulden! Jetzt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können.“

„Weiß ſchon!“ antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!“ ſagte der von Zollern und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden,“ endete der Zirkelſchmied, „und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb ging und immer in Dürrwangen einkehrte.“

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmied Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt!“ rief der Fuhrmann, „wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer; und gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen.“

„Mir fiel da, während Ihr so erzähltet, etwas ein,“ sagte der Student.

„O erzählet, erzählet!“ baten der Zirkelschmied und Felix.

„Gut,“ antwortete jener, „ob die Reihe jetzt an mich kömmt oder später, ist gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, soll sich wirklich einmal begeben haben.“

Er setzte sich zurecht und wollte eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite setzte und zu den Gästen an den Tisch trat. „Jetzt, ihr Herren, ist es Zeit zu Bette zu gehen,“ sagte sie; „es hat neun Uhr geschlagen, und morgen ist auch ein Tag.“

„Ei, so gehe zu Bette!“ rief der Student, „setze noch eine Flasche Wein für uns hieher und dann wollen wir dich nicht länger abhalten.“

„Mit nichten,“ entgegnete sie grämlich, „so lange noch Gäste in der Wirthsstube sitzen, kann Wirthin und Dienstboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, machet, daß ihr auf eure Kammern kommet, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hause nicht gezecht werden.“

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?“ sprach der Zirkelschmied staunend, „was schadet es denn Euch, ob wir hier sitzen, wenn Ihr auch schon längst schlafet? Wir sind rechtliche Leute und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber so lasse ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten.“

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburschen,

wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' Euch jetzt zum letzten Mal, daß ich den Unfug nicht leide!"

Noch einmal wollte der Zirkelſchmied etwas entgegnen, aber der Student ſah ihn bedeutend an und winkte mit den Augen den Uebrigen; „gut," ſprach er, „wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns auf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen," entgegnete ſie finſter; „die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch iſt dies Stümpfchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und ſtand auf; die andern folgten ihm, und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student, leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr," ſagte er, „ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt, wie ängſtlich ſie uns zu Bett zu bringen ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, wach und beiſammen zu bleiben? Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben."

„Aber meint ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix, „im Wald kann man doch eher auf Rettung denken, als hier im Zimmer."

„Die Fenster sind auch hier vergittert!“ rief der Student, indem er vergebens versuchte, einen der Eisenstäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß sie uns fortlassen werden.“

„Es käme auf den Versuch an,“ sprach der Fuhrmann; „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Ist dies möglich, so kehre ich zurück und hole euch nach.“ Die Uebrigen billigten diesen Vorschlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und schlich sich auf den Zehen nach der Treppe, ängstlich lauschten seine Genossen oben im Zimmer; schon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgestiegen; aber als er sich dort um einen Pfeiler wandte, richtete sich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf seine Schultern und wies ihm, gerade seinem Gesicht gegenüber, zwei Reihen langer scharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen, denn bei der geringsten Bewegung schnappte der entsetzliche Hund nach seiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alsobald erschien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?“ rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen,“ antwortete der Fuhrmann am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune verdächtige Gesichter, Männer mit Büchsen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können,“ sagte die Wirthin mürrisch. „Fassan, daher!

ſchließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an ſeinen Karren.“ Der Hund zog ſeine greuliche Schnauze und ſeine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte ſich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeſchloſſen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachſann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen ſollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächſte Stadt überbringen ſollte; „das Stümpfchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelſtunde dauern,“ ſagte er zu ſich, „und Licht müſſen wir dennoch haben!“ Er nahm alſo zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg ſie in dem Aermel und holte dann zum Schein ſeinen Mantel aus dem Karren, womit er ſich, wie er dem Hausknecht ſagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig geſehen, von allen Anſtalten, die man gemacht, um ſich ihrer zu verſichern, und ſchloß damit, daß er ſeufzend ſagte: „wir werden dieſe Nacht nicht überleben.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte der Student, „für ſo thöricht kann ich dieſe Leute nicht halten, daß ſie wegen des geringen Vortheils, den ſie von uns hätten, vier Menſchen ans Leben gehen ſollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meiſten verlieren; mein Pferd iſt ſchon in ihren Händen, es koſtete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börſe, meine Kleider gebe ich willig

hin; denn mein Leben ist mir am Ende doch lieber als alles dies."

„Ihr habt gut reden," erwiederte der Fuhrmann, solche Sachen, wie Ihr sie verlieren könnt, ersetzt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aschaffenburg und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei schöne Rosse, meinen einzigen Reichthum."

„Ich kann unmöglich glauben, daß sie Euch etwas zu Leid thun werden," bemerkte der Goldschmied; „einen Boten zu berauben, würde schon viel Geschrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort sagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid versprechen, nichts zu sagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchsen und Pistolen haben, um meine geringe Habe wehren.

Der Fuhrmann hatte während dieser Reden seine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte sie auf den Tisch und zündete sie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird," sprach er; „wir wollen uns wieder zusammen niedersetzen und durch Sprechen den Schlaf abhalten."

„Das wollen wir," antwortete der Student, „und weil vorhin die Reihe an mir stehen geblieben war, will ich euch etwas erzählen."

Das kalte Herz.

Erste Abtheilung.

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen;

nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der Morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwarzen Wämmser, ihre ungeheuren enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer

kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämmser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flötzer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem

Rand, mit Wamms und Pluderhösschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer-Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flötzer seyn, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihre Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tode hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäft an.

Der junge Peter Munk, ein schlanker Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer

einsamer Kohlenbrenner!“ sagte er sich, „es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche? und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um: sagt er gewiß: ach es ist nur der Kohlen-Munk-Peter.“

Auch die Flötzer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen nnd Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, holländisch fluchten und wie die vornehmsten Mynheers aus ellenlangen kölnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flötzer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Taschen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, so wollten ihm die Sinne vergehen und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieser „Holzherren“ mehr verspielen sehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieser Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meisten bewundern sollte. Der

eine war ein dicker großer Mann mit rothem Gesicht, und galt für den reichsten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amsterdam und hatte das Glück, es immer um so viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, stattlich herauffahren konnte. Der andere war der längste und magerste Mensch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und diesen beneidete Munk wegen seiner ausnehmenden Kühnheit; er widersprach den angesehensten Leuten, brauchte, wenn man noch so gedrängt im Wirthshaus saß, mehr Platz als vier der dicksten, denn er stützte entweder beide Ellbogen auf den Tisch oder zog eines seiner langen Beine zu sich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widersprechen, denn er hatte unmenschlich viel Geld. Der dritte war ein schöner junger Mann, der am besten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Mensch gewesen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal steinreich; die Einen sagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flößer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten

alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht; waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich, denn Tags zuvor war Feiertag gewesen und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur so angesehen und reich wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig wie der lange Schlurker, oder so berühmt und könnte den Musikanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer-Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde oft lang und breit von reichen Menschen gesprochen und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtniß anstrengen, wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewisse Scheu, seine Gedanken zu verrathen ab; auch schloß er, es müsse die Sage vom Glasmännlein nicht sehr bekannt seyn, und den Spruch müßten nur Wenige wissen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht sein Vater und die andern armen Leute ihr Glück versucht? Er brachte endlich einmal seine Mutter auf das Männlein zu sprechen, und diese erzählte ihm, was er schon wußte, kannte auch nur noch die erste Zeile von dem Spruch und sagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwischen elf und zwei Uhr geboren seyen, zeige sich das Geistchen. Er selbst würde wohl dazu passen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er sey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer sich. Es schien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wissen und am Sonntag geboren zu seyn, und Glasmännlein mußte sich ihm zeigen. Als er daher eines Tages seine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, sondern zog seines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, setzte den Sonntagshut auf, faßte seinen fünf Fuß

hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Wittwe seyd und ich Euer einziger Sohn.“. Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sey dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Axt; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne

von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier," dachte er, „wird wohl der Schatzhauser wohnen," zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann." Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen," dachte er weiter und murmelte:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn" —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganze kleine sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man ihn beschrieben, das schwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war so, selbst das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann!" rief nach einigem Zögern Peter Munk, „seyd so gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuschet Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken." — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises heiseres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand

seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte, du kleiner Bursche!“ rief er, „dich will ich bald haben,“ sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Thier allein zu seyn; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Munk-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnellerem Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fing an so zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erst, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger.

Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angst gerade die entgegengesetzte Richtung genommen und statt zu den Glasleuten zu den Flötzern gekommen sey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Aepfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesetzt.

Nach dem Nachtessen setzten sich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirth rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen; man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammenkrachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt vor die Thür geht!“ rief er ihnen zu, „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer-Michel haut sich heute Nacht ein neues G'stair (Floßgelenk) im Wald.“

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer-Michel schon gehört haben, aber sie baten jetzt

jetzt den Ehni, einmal recht schön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer-Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sey. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause seyn. Vom Holländer-Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Bursche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ich's und hab' es oft gesagt, der Holländer-Michel ist schuld an all dieser Verderbniß. Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Bursche, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sey, rechnet mit ihm seinen Lohn und sie schlagen ein. Der

Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einen End schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tages vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Weg seyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen gebrauche ich starke Leute, wie du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sey für dies Mal."

Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flötzerstange, so daß sich Alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als es dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „so, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen;" sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flötzerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seyen fünf Fuß lang gewesen.

Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flötzer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flötzer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten, um nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „Ihr seyd mir rechte Kaufleute und versteht Euren Nutzen! Meinet Ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für sich? Nein, um den halben Werth kaufen sie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Hollgnd. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit."

So sprach der arglistige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil sie gerne nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte

sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer-Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und anderem schlechten Gesindel in die Wirthshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer-Michel an einen Selenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies und Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer-Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon Vielen behüflich gewesen sey, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die

schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer-Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich von ihm her; o! er kann einen reich machen!" setzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers stecken; auch der Tanzbodenkönig soll sich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten schüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkissen auf die Ofenbank und wünschten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er,

der finstere riesige Holländer-Michel reiße die Stubenfenster auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er unter einander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heisere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold."

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk, kannst kein Sprüchlein reimen auf stehen, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime," sprach er zu sich und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, trübe vor sich hinschaute und an

den Reim auf stehen dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehen
Und ſchaute in das Thal,
Da hab ich ſie geſehen
Zum allerletzten Mal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig raffte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm: „Halt, Freund!“ rief er, „was habt Ihr da auf ſtehen gereimt? thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen.“

„Was ficht's dich an, Burſche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder“ —

„Nein, ſagen ſollſt du, was du geſungen haſt!“ ſchrie Peter beinahe außer ſich und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erſchöpft in die Knie ſank. „Jetzt haſt du dein Theil,“ ſprachen ſie lachend, „und merk' dir, toller Burſche, daß du Leute, wie wir ſind, nimmer anfällſt auf offenem Wege.“

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!“ erwiederte Kohlen-Peter ſeufzend; „aber ſo ich die Schläge habe, ſeyd ſo gut und ſaget deutlich, was jener geſungen.“

Da lachten sie aufs neue und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und singend zogen sie weiter.

„Also sehen," sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „sehen auf stehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen." Er ging in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend seine Straße, denn er mußte ja einen Vers ersinnen; endlich, als er schon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Flößerkleidung, und eine Stange so lang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Knie, als er jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer-Michel und kein anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln über die Lederbeinkleider heraufgezogen, wären Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thust du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiederte jener und warf einen stechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch diesen Hain."

„Nun so gerade just nicht," sagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler seyn."

„Lüge nicht, du Kohlen-Peter!" rief Holländer-Michel mit donnernder Stimme, „oder ich schlag dich mit der Stange zu Boden; meinst, ich hab dich nicht batteln sehen bei dem Kleinen?" setzte er sanft hinzu. „Geh, Geh, das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter, du bist ein armer Tropf und dauerst mich in der Seele; so ein munterer schöner Bursche, der in der Welt was anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel schütteln, kannst du kaum ein paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben."

„Wahr ists, und Recht habt Ihr; ein elendes Leben."

„Na, mir soll's nicht drauf ankommen," fuhr der schreckliche Michel fort, „hab schon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wärest nicht der erste. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchst du für's Erste?"

Bei dieſen Worten ſchüttelt er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche unter einander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer-Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „ſchön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „wirſt's noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne ſteht's geſchrieben, in deinem Auge iſts zu leſen; du entgehſt mir nicht. — Lauf nicht ſo ſchnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort iſt ſchon meine Grenze." Aber als Peter dies hörte und unweit vor ſich einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer-Michel zuzuwerfen, aber in dieſem Augenblick

fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sey, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer-Michel, der dies alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald befand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;
Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es bist, Kohlen-Munk-Peter, so soll es hingehen," sprach eine zarte feine Stimme neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schönen Tanne saß ein kleines altes Männlein in schwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was

sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, sah er zu seinem Erstaunen, das auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden; aber es war geschmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es schmiegte sich wie Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du hast dem Flegel begegnet, dem Holländer-Michel?“ sagte der Kleine, indem er zwischen jedem Wort sonderbar hüstelte; „er hat dich recht ängstigen wollen, aber seinen Kunstprügel habe ich ihm abgejagt, den soll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauser,“ erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr seyd wohl der Herr Auerhahn gewesen, der die Schlange todt gebissen; da bedanke ich mich schönstens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar schlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was besseres aus mir werden; und wenn ich oft andere sehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig, die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ sagte der Kleine sehr ernst und blies den Rauch aus seiner Pfeife weit hinweg, „Peter, sag' mir nichts von diesen. Was haben sie davon, wenn sie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher desto unglücklicher sind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben; Peter

Munk; ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang ist, was dich zu mir führt."

Peter erschrack vor dem Ernst des Männleins und erröthete; „nein," sagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauser im Tannenwald, Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand besser gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner ist halt so gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flötzer und Uhrmacher und alle sind angesehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr seyd ein sonderbar Geschlecht, ihr Menschen! Selten ist einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen ist, und was gilts, wenn du ein Glasmannn wärest, möchtest du gern ein Holzherr seyn, und wärest du Holzherr, so stünde dir des Försters Dienst oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es sey; wenn du versprichst, brav zu arbeiten, so will ich dir zu etwas besserem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das sich zu mir zu finden weiß, drei Wünsche zu gewähren; die ersten zwei sind frei, den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht ist. So wünsche dir also jetzt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches."

„Heisa! Ihr seyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauser, denn bei Euch sind die Schätze zu Hause. Nu, und also darf ich wünschen, wornach mein Herz begehrt, so will ich denn fürs Erste, daß ich noch besser tanzen könne, als der

Tanzbodenkönig, und immer so viel Geld in der Tasche habe, als der dicke Ezechiel."

„Du Thor!" erwiederte der Kleine zürnend, „welch ein erbärmlicher Wunsch ist dies, gut tanzen zu können und Geld zum Spiel zu haben! Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene, „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen" —

„O, du dummer Kohlen-Munk-Peter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang," „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest du wünschen sollen, aber nicht ein Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im Ganzen nicht thöricht;

eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig; da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da; du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh seyn wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast; und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab' ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach' ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sey fleißig, ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten; aber, das sag' ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog es

ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischem Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute gewöhnt war, wie jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn wurde mit den Erben der Glashütte bald handelseinig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Tasche gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber

seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war, das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich selbst an die Arbeit und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten, was sie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maaskanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Täsche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte von Silber und Gold; auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Schuh hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe außer sich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man sah, daß er so oft er an den Musikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbschaft gethan, aber

alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht soviel wie er, aber sie verloren auch nicht soviel. Und je mehr er verlor, desto mehr gewann er; das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter den Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das

Geheimniß gekauft, wohin man es am besten verschließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß sich hoch und theuer und schwur, der Kleine sey an all seinem Unglück schuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er, was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlersbursch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe schätzt und mir vergantet der Schulden wegen!“

„So?“ entgegnete das Glasmännlein; „so? ich also soll schuld daran seyn, wenn du unglücklich bist? Ist dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich so thöricht wünschen? Ein Glasmann wolltest du seyn und wußtest nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was Verstand und Klugheit!“ rief jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend einer und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie:

„Hab' ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!“ schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „und wenn sie mir die Glashütte und alles verkaufen, so bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; so lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen.“

Ja, Peter! aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster und der eine sagte: „da kommt der Spielpeter,“ und der andere: „ja der Tanzkaiser, der reiche Glasmann,“ und ein dritter schüttelte den Kopf und sprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum Auspfänden.“ Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend! ist der dicke Ezechiel schon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! dein Platz ist dir aufbehalten,

wir sind schon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsstube, fuhr gleich in die Tasche und merkte, daß Ezechiel gut versehen seyn müsse, denn seine Tasche war bis oben angefüllt.

Er setzte sich hinter den Tisch zu den andern und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen, und spielten bei Licht, bis zwei andere Spieler sagten: „jetzt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er selbst habe, und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da setzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihst du mir von deinem Gewinn, Peter; ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willst, und wenn es hundert Gulden seyn sollten,“ sprach der Tanzkaiser, fröhlich über seinen Gewinn, und der dicke Ezechiel schüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Pasch!“ rief er, „jetzt wollen wir sehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heisere bekannte Stimme hinter ihm sprach: „So, das war der letzte.“

Er sah sich um, und riesengroß stand der Holländer-Michel hinter ihm; erschrocken ließ er das Geld fallen, das er schon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel sah den Waldmann nicht, sondern verlangte, der Spielpeter solle ihm zehn Gulden vorstrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieser mit der Hand in die Tasche, aber da war kein Geld; er suchte in der andern Tasche, aber auch da fand sich nichts; er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erst gedachte er seines eigenen ersten Wunsches, immer so viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verschwunden.

Der Wirth und Ezechiel sahen ihn staunend an, als er immer suchte und sein Geld nicht finden konnte, sie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als sie endlich selbst in seinen Taschen suchten, wurden sie zornig und schwuren, der Spielpeter sey ein böser Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und sein eigenes nach Hause gewünscht. Peter vertheidigte sich standhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel sagte, er wolle die schreckliche Geschichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth versprach ihm, morgen mit dem frühesten in die Stadt zu gehen und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, setzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen sie wüthend über ihn her, rissen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern schien am Himmel, als Peter trübselig seiner Wohnung zuschlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Gestalt erkennen, die neben ihm herschritt und

endlich sprach: „Mit dir ist's aus, Peter Munk, all' deine Herrschaft ist zu Ende, und das hätt' ich dir schon damals sagen können, als du nichts von mir hören wolltest und zu dem dummen Glaszwerg liefst. Da siehst du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber versuch' es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schicksal; noch keinen hat es gereut, der sich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht scheust, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu sprechen, wenn du mich rufst." Peter merkte wohl, wer so zu ihm spreche, aber es kam ihm ein Grauen an; er antwortete nichts, sondern lief seinem Haus zu.

Bei diesen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräusch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht und dazwischen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburschen angewiesen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäste sprangen auf und liefen dorthin, um zu sehen, was vorgefallen sey. Soviel sie beim Schein einer Laterne sehen konnten, stand ein großer Reisewagen vor der Schenke; so eben war ein großer Mann beschäftigt, zwei verschleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutscher in Livrée sah man die Pferde abspannen, ein Bedienter aber schnallte den Koffer los. „Diesen sey Gott gnädig!" seufzte der Fuhrmann, „wenn diese mit heiler Haut aus der Schenke kommen, so ist mir für meinen Karren auch nicht mehr bange."

„Stille!“ flüsterte der Student, „mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, sondern diesen Damen auflauert; wahrscheinlich waren sie unten schon von ihrer Reise unterrichtet. Wenn man sie nur warnen könnte; doch halt! es ist im ganzen Wirthshaus kein anständiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man sie führen. Bleibet ihr ruhig in dieser Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten suchen.“

Der junge Mann schlich sich auf sein Zimmer, löschte die Kerzen aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauschte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte sie mit freundlichen sanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gästen zu, sich bald niederzulegen, weil sie von der Reise erschöpft seyn werden; dann ging sie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student schwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutsam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirschfänger an der Seite und war wohl der Reisestallmeister oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieser allein heraufgekommen war, öffnete er schnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieser näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüsterte ihm jener zu: „Mein Herr, Sie sind heute Nacht in eine Räuberschenke gerathen.“

Der Mann erschrack; der Student zog ihn aber vollends in seine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in diesem Hause aussehe.

Der Jäger wurde sehr besorgt, als er dies hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin und ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieser Schenke sey ihnen ein Reiter begegnet, der sie angerufen und gefragt habe, wohin sie reisen wollten. Als er vernommen, daß sie gesonnen seyen, die ganze Nacht durch den Spessart zu reisen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig sehr unsicher sey, „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt," habe er hinzugesetzt, „so stehen Sie ab von diesem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; so schlecht und unbequem sie seyn mag, so übernachten Sie lieber daselbst, als daß Sie sich in dieser dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben." Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe sehr ehrlich und rechtlich ausgesehen, und die Gräfin habe in der Angst vor einem Räuberanfall befohlen, an dieser Schenke stille zu halten.

Der Jäger hielt es für seine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin sie schwebten, zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte; die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ sich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man sich, was in dieser mißlichen Lage zu thun sey, und beschloß, so behutsam

als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Handwerksburſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bette und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſetzten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch und beſchloſſen die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmied: „um wach zu bleiben, wäre es wohl das Beſte, wir machten es wieder wie zuvor, wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schicksale.

Zur Zeit Harun Al-Raſchids, des Beherrſchers von Bagdad, lebte ein Mann in Balſora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade ſo viel Vermögen, um für ſich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geſchäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieſer Weiſe nicht ab. „Warum ſoll ich in meinem Alter noch ſchachern und handeln,“ ſprach er zu ſeinen Nachbarn, „um vielleicht

Said, meinem Sohn, tausend Goldstücke mehr hinterlassen zu können, wenn es gut geht, und geht es schlecht, tausend weniger? Wo zwei speisen, wird auch ein dritter satt, sagt das Sprichwort, und wenn er nur sonst ein guter Junge wird, soll es ihm an nichts fehlen." So sprach Benezar und hielt Wort; denn er ließ auch seinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu lesen, und da nach seiner Ansicht einen jungen Mann außer Gelehrsamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, so ließ er ihn frühe in den Waffen unterweisen, und Said galt bald unter seinen Altersgenossen, ja selbst unter älteren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Mekka zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle sein Gebet und seine religiösen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn sein Vater noch einmal vor sich kommen, lobte seine Aufführung, gab ihm gute Lehren, versah ihn mit Geld und sprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben ist. Ich höre zwar gerne Geschichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt daran zu glauben, wie so viele unwissende Menschen thun, daß diese Genien, oder wer sie sonst seyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menschen haben. Deine Mutter aber, sie ist jetzt zwölf

Jahre todt, deine Mutter glaubte so fest daran, als an den Koran; ja sie hat mir in einer einsamen Stunde, nachdem ich ihr geschworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß sie selbst von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung gestanden habe. Ich habe sie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich gestehen, Said, daß bei deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich selbst in Erstaunen setzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war so schwarz, daß man nichts lesen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags sagte man mir an, es sey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erstgebornen zu sehen und zu segnen, aber alle ihre Zofen standen vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten sie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heißen, weil sie allein seyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umsonst, sie blieb verschlossen.

„Während ich so halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre stand, klärte sich der Himmel so plötzlich auf, wie ich es nie gesehen hatte, und das Wunderbarste war, daß nur über unserer lieben Stadt Balsora eine reine blaue Himmelswölbung erschien, ringsum aber lagen die Wolken schwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und schlängelten sich in diesem Umkreis. Während ich noch dieses Schauspiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum sie sich eingeschlossen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein so betäubender Geruch

von Rosen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar und deutete zugleich auf ein silbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, so fein wie Seide, trugst. Die gütige Frau, von welcher ich dir einst erzählte, ist da gewesen, sprach deine Mutter, sie hat deinem Knaben dieses Angebinde gegeben. Das war also die Hexe, die das Wetter schön machte und diesen Rosen- und Nelkenduft hinterließ? sprach ich lachend und ungläubig. Aber sie hätte etwas besseres bescheeren können, als dieses Pfeifchen; etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen. Deine Mutter beschwor mich, nicht zu spotten, weil die Feen, leicht erzürnt, ihren Segen in Unsegen verwandeln.

„Ich that es ihr zu Gefallen und schwieg, weil sie krank war; wir sprachen auch nicht mehr von dem sonderbaren Vorfall bis sechs Jahre nachher, als sie fühlte, daß sie, so jung sie war, sterben müsse. Da gab sie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einst, wenn du zwanzig Jahre alt seyest, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir lassen. Sie starb. Hier ist nun das Geschenk," fuhr Benezar fort, indem er ein silbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Kästchen hervorsuchte, „und ich gebe es dir in deinem achtzehnten, statt in deinem zwanzigsten Jahre, weil du abreisest, und ich vielleicht, ehe du heimkehrst, zu meinen Vätern versammelt werde. Ich sehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben sollst, wie es deine besorgte Mutter wünschte. Du bist ein guter und gescheuter Junge, führst die Waffen so

gut, als einer von vierundzwanzig Jahren, daher kann ich dich heute eben so gut für mündig erklären, als wärest du schon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden und denke im Glück und Unglück, vor welchem der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater."

So sprach Benezar von Balsora, als er seinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abschied, hing die Kette um den Hals, steckte das Pfeifchen in den Gürtel, schwang sich aufs Pferd und ritt nach dem Ort, wo sich die Karavane nach Mekka versammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beisammen; die Karavane setzte sich in Marsch, und Said ritt aus dem Thor von Balsora, seiner Vaterstadt, die er in langer Zeit nicht mehr sehen sollte.

Das Neue einer solchen Reise und die mancherlei nie gesehenen Gegenstände, die sich ihm aufdrängten, zerstreuten ihn anfangs; als man sich aber der Wüste näherte, und die Gegend immer öder und einsamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, sein Vater, entlassen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beschaute es hin und her und setzte es endlich an den Mund, um einen Versuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und schönen Ton von sich gebe; aber siehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzlose Geschenk, steckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten

sich alle seine Gedanken wieder auf die geheimnißvollen Worte seiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieser oder jener Nachbar in Balsora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung gestanden sey, sondern man hatte die Sagen von diesen Geistern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten versetzt, und so glaubte er, es gebe heutzutage keine solche Erscheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menschen zu besuchen und an ihren Schicksalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber also dachte, so war er doch immer wieder von neuem versucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit seiner Mutter vorgegangen seyn könnte, und so kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde saß und weder an den Gesprächen der Reisenden Theil nahm, noch auf ihren Gesang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein sehr schöner Jüngling; sein Auge war muthig und kühn, sein Mund voll Anmuth, und so jung er war, so hatte er doch in seinem ganzen Wesen schon eine gewisse Würde, die man in diesem Alter nicht so trifft, und der Anstand, womit er leicht, aber sicher und in vollem kriegerischen Schmuck zu Pferde saß, zog die Blicke manches der Reisenden auf sich. Ein alter Mann, der an seiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm und versuchte durch manche Fragen auch seinen Geist zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete bescheiden, aber klug und umsichtig, so daß

der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geist des jungen Mannes schon den ganzen Tag nur mit einem Gegenstand beschäftigt war, so geschah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu sprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böse Geister, geben könne, welche den Menschen beschützen oder verfolgen.

Der alte Mann strich sich den Bart, neigte seinen Kopf hin und her und sprach dann: „Leugnen läßt es sich nicht, daß es solche Geschichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geisterzwerg noch einen Genius als Riese, weder einen Zauberer noch eine Fee gesehen habe.“ Der Alte hub dann an und erzählte dem jungen Mann so viele und wunderbare Geschichten, daß ihm der Kopf schwindelte und er nicht anders dachte, als alles, was bei seiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der süße Rosen- und Hyacinthenduft, sey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er selbst stehe unter dem besonderen Schutz einer mächtigen gütigen Fee, und das Pfeifchen sey zu nichts Geringerem ihm geschenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlössern, Zauberpferden, Genien und dergleichen und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er schon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all seine Träume im Schlafen oder Wachen seyen. Die Karavane war schon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said, immer an der Seite seines

alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernsten Ende der Wüste bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Karavane, aber der Alte, der schon mehrere Reisen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, sich vorzusehen, denn es sey eine Horde räuberischer Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Masse bewegte sich langsam über die Ebene her und war anzusehen wie eine große Schaar Störche, wenn sie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen sie schneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterschieden, als sie auch schon mit Windeseile herangekommen waren und auf die Karavane einstürmten.

Die Männer wehrten sich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann stark, umschwärmten sie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In diesem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vordersten wacker gestritten hatte, sein Pfeifchen ein, er zog es schnell hervor, setzte es an den Mund, blies und — lies es schmerzlich wieder sinken, denn es gab auch nicht den leisesten Ton von sich. Wüthend über diese grausame Enttäuschung zielte er und schoß einen Araber, der sich durch seine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Brust; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Mensch?“ rief der Alte an seiner Seite, „jetzt sind wir alle verloren.“

Und so schien es auch; denn kaum sahen die Räuber diesen Mann fallen, als sie ein schreckliches Geschrei erhoben und mit solcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zersprengt wurden. Said sah sich in einem Augenblick von fünf oder sechs umschwärmt. Er führte seine Lanze so gewandt, daß keiner sich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte und wollte eben die Sehne schnellen lassen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte sich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er sich dessen versah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und so sehr er sich bemühte, das Seil zu zerreißen, so war doch alles umsonst, die Schlinge wurde fester und immer fester angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Osten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anschauten und Verwünschungen über ihn ausstießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht sogar ein Prinz gewesen sey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegen sah, war noch härter als der Tod, darum wünschte er sich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf sich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten

bewachten alle seine Bewegungen, und so oft er sich umschaute, drohten sie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen strauchelte, wandte er den Kopf schnell um und erblickte zu seiner Freude den Alten, seinen Reisegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich sah man in der Ferne Bäume und Zelte, als sie näher kamen, strömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten diese einige Worte mit den Räubern gewechselt, als sie in ein schreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünschungen ausstießen. „Jener ist es!“ schrien sie, „der den großen Almansor erschlagen hat, den tapfersten aller Männer; er muß sterben, wir wollen sein Fleisch dem Schakal der Wüste zur Beute geben.“ Dann drangen sie mit Holzstücken, Erdschollen und was sie zur Hand hatten, so furchtbar auf Said ein, daß sich die Räuber selbst ins Mittel legen mußten; „hinweg, ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!“ riefen sie und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almansor erschlagen im Gefecht und er muß sterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, sondern vom Schwert der Tapfern.“

Als sie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten sie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zusammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht, Said aber wurde einzeln gefesselt und in ein großes Zelt geführt. Dort saß ein alter prachtvoll gekleideter Mann, dessen ernste stolze Miene

verkündete, daß er das Oberhaupt dieser Horde sey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit gesenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber sagt mir, was geschehen ist," sprach der majestätische Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte, „eure Mienen bestätigen es, — Almansor ist gefallen."

„Almansor ist gefallen," antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrscher der Wüste, ist sein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richtest; welche Todesart soll er sterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erschießen, sollen wir ihn durch eine Gasse von Lanzen jagen, oder willst du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerrissen werde?"

„Wer bist du?" fragte Selim, düster auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm stand.

Said beantwortete seine Frage kurz und offen.

„Hast du meinen Sohn meuchlings umgebracht? hast du ihn von hinten mit einem Pfeile oder einer Lanze durchbohrt?"

„Nein, Herr!" antwortete Said, „ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unsere Reihen von vorne getödtet, weil er schon acht meiner Genossen vor meinen Augen erschlagen hatte."

„Ist es also, wie er sprach?" fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almansor im offenen Kampf getödtet," sprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir selbst gethan haben würden, versetzte Selim; „er hat seinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erschlagen; drum löset schnell seine Bande!“

Die Männer sahen ihn staunend an und gingen nur zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So soll der Mörder deines Sohnes, des tapfern Almansor, nicht sterben?“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf, „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er soll nicht sterben!“ rief Selim, „und ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er sey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken; die Männer aber verließen murrend das Zelt, und als sie den Weibern und Kindern, die draußen versammelt waren und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entschluß des alten Selim mittheilten, erhoben sie ein schreckliches Geheul und Geschrei und riefen, sie würden Almansors Tod an seinem Mörder rächen, weil sein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Lösegeld für die reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geschickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven sich bedienen ließen, mußten die niedrigsten Dienste in diesem Lager versehen. Nicht so Said. War es sein muthiges heldenmäßiges Aussehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht

zu ſagen, aber Said lebte in ſeinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindſchaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, ſo hörte er ringsumher Schimpfwörter und Verwünſchungen ausſtoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an ſeiner Bruſt vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß ſie ihn nicht trafen, ſchrieb er nur dem geheimnißvollen Schutze des Pfeifchen zu, das er noch auf der Bruſt trug. Oft beklagte er ſich bei Selim über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch deine Hand umgekommen iſt; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; alle ſind gegen dich erbittert, und ich ſelbſt kann dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn ſie dich heimlich getödtet haben, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt und ich werde dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen.“

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?“ fragte Said beſtürzt, „werden ſie mich nicht unterwegs tödten?“

„Davor ſchützt dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen und den noch keiner gebrochen hat,“ erwiederte

Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück und Selim hielt sein Versprechen. Er schenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, versammelte die streitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ sie einen furchtbaren Eid ablegen, daß sie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finster und schweigend mit Said durch die Wüste; der Jüngling sah, wie ungern sie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Besorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almansor tödtete. Als sie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß sie unter einander flüsterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düsterer wurden, als vorher. Er strengte sich an aufzuhorchen, und vernahm, daß sie sich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieser Horde und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen gesprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in seinem Zelt zu behalten, hatte sich manche Stunde damit abgegeben, ihn diese geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier ist die Stelle!“ sprach einer, „hier griffen wir die Karavane an und hier fiel der tapferste Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren seines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe sie nicht vergessen.“

„Und zu unserer Schande soll der noch leben und frei seyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod seines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindisch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ sagte ein vierter, „so ist es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieser Stelle sollten wir ihn niederhauen. So ist es recht und Brauch seit den ältesten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geschworen!“ rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unser Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es ist wahr,“ sprachen die andern, „wir haben geschworen und der Mörder darf frei aus den Händen seiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der Finsterste unter allen, „der alte Selim ist ein kluger Kopf, aber doch nicht so klug, als man glaubt; haben wir ihm geschworen, diesen Burschen da- oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns den Schwur auf sein Leben ab und dieses wollen wir ihm schenken. Aber die brennende Sonne und die scharfen Zähne des Schakals werden unsere Rache übernehmen. Hier an dieser Stelle wollen wir ihn gebunden liegen lassen.“ So sprach der Räuber, aber schon seit einigen Minuten hatte sich Said auf das Aeußerste gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte sprach, riß er sein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer staunten einen Augenblick, aber wohl bewandert in solchen Verfolgungen, theilten sie

sich, jagten rechts und links nach, und weil sie die Art und Weise, wie man in der Wüste reiten muß, besser kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten sich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner und den fünften in seinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt sie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; sie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, schlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüste.

Said flehte sie um Barmherzigkeit an, er versprach ihnen schreiend ein großes Lösegeld, aber lachend schwangen sie sich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauschte er auf die leichten Tritte ihrer Rosse, dann aber gab er sich verloren. Er dachte an seinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn sein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an sein eigenes Elend, daß er so frühe sterben müsse; denn nichts war ihm gewisser, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verschmachtens sterben müsse, oder daß er von einem Schakal zerrissen werde. Die Sonne stieg immer höher und brannte glühend auf seiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm endlich, sich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch diese Anstrengung aus seinem Kleid gefallen. Er mühte sich so lange, bis er es mit dem Mund erfassen konnte; endlich berührten es seine Lippen, er versuchte zu blasen, aber auch in dieser schrecklichen Noth versagte es den

Dienst. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurücksinken und endlich beraubte ihn die stechende Sonne der Sinne, er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said von einem Geräusch in seiner Nähe, er fühlte zugleich, daß seine Schulter gepackt wurde, und er stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal sey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers seyen, die ihn umfaßten, sondern die Hände eines Mannes, der sich sorgsam mit ihm beschäftigte und mit zwei oder drei andern sprach: „Er lebt," flüsterten sie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich schlug Said die Augen auf und erblickte über sich das Gesicht eines kleinen dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieser sprach ihm freundlich zu, half ihm, sich aufzurichten, reichte ihm Speise und Trank und erzählte ihm, während er sich stärkte, er sey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreise gemacht, sey jetzt auf der Rückkehr nach Hause begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen sehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine seines Dolches haben ihn aufmerksam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es sey ihm also gelungen. Der Jüngling dankte ihm für sein Leben, denn er sah wohl ein, daß er ohne die Dazwischenkunft dieses Mannes elend hätte sterben müssen; und da er weder

Mittel hatte, sich selbst fortzuhelfen, noch willens war, zu Fuß und allein durch die Wüste zu wandern, so nahm er dankbar einen Sitz auf einem der schwer beladenen Kameele des Kaufmanns an, und beschloß für's Erste, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort sich an eine Gesellschaft, die nach Balsora reisete, anschließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann seinem Reisegefährten manches von dem trefflichen Beherrscher der Gläubigen, Harun Al-Raschid. Er erzählte ihm von seiner Gerechtigkeitsliebe und seinem Scharfsinn, wie er die wunderbarsten Prozesse auf einfache und bewundernswürdige Weise zu schlichten wisse; unter anderem führte er die Geschichte von dem Seiler, die Geschichte von dem Topf mit Oliven an, Geschichten, die jedes Kind weiß, die aber Said sehr bewunderte. „Unser Herr, der Beherrscher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „unser Herr ist ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er schlafe wie andere gemeine Leute, so täuschet Ihr Euch sehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung ist alles. Ich muß das wissen, denn Messour, sein erster Kämmerer, ist mein Vetter, und obgleich er so verschwiegen ist wie das Grab, was die Geheimnisse seines Herrn anbelangt, so läßt er doch, der guten Verwandtschaft zu Lieb, hin und wieder einen Wink fallen, wenn er sieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verstand kommen könnte. Statt nun wie andere Menschen zu schlafen, schleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und selten verstreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer stößt; denn Ihr müßt wissen, wie ja auch aus der Geschichte

erhellt, die so wahr ist, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern seine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, sondern angezogen bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und schaut, ob alles recht und in Ordnung sey.

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts so höflich gegen jeden Narren ist, auf den man stößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben so gut der Kalif, wie ein schmutziger Araber aus der Wüste seyn, und es wächst Holz genug, um allen Menschen in und um Bagdad die Bastonade zu geben."

So sprach der Kaufmann, und Said, so sehr ihn hin und wieder die Sehnsucht nach seinem Vater quälte, freute sich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al-Raschid zu sehen.

Nach zehn Tagen kamen sie in Bagdad an, und Said staunte und bewunderte die Herrlichkeit dieser Stadt, die damals gerade in ihrem höchsten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in sein Haus zu kommen, und Said nahm es gerne an, denn jetzt erst unter dem Gewühl der Menschen fiel es ihm ein, daß hier wahrscheinlich außer der Luft und dem Wasser des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moschee nichts umsonst zu haben seyn werde.

Den Tag nach seiner Ankunft, als er sich eben angekleidet hatte und sich gestand, daß er in diesem prachtvollen kriegerischen Aufzug sich in Bagdad wohl sehen lassen könne und vielleicht manchen Blick auf

sich ziehe, trat der Kaufmann in sein Zimmer. Er betrachtete den schönen Jüngling mit schelmischem Lächeln, strich sich den Bart und sprach dann: „das ist alles recht schön, junger Herr! aber was soll denn nun aus Euch werden? Ihr seyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr soviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalum-Bek,“ sprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht streckt Ihr mir etwas vor, womit ich heimreisen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erstatten.“

„Dein Vater, Bursche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinst du, ich glaube dir so aufs Wort das ganze Mährchen, das du mir in der Wüste erzähltest, daß dein Vater ein reicher Mann in Balsora sey, du sein einziger Sohn, und den Anfall der Araber, und dein Leben in ihrer Horde und dies und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über deine frechen Lügen und deine Unverschämtheit. Ich weiß, daß in Balsora alle reichen Leute Kaufleute sind, habe schon mit allen gehandelt und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur sechstausend Tomans im Vermögen hätte. Es ist also entweder erlogen, daß du aus Balsora bist, oder dein Vater ist ein armer Schlucker, dessen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüste! Wann hat man gehört, seit der weise Kalif Harun die Handelswege

durch die Wüste gesichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern und sogar Menschen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden seyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menschen aus allen Gegenden der Welt zusammen kommen, hat man nichts davon gesprochen. Das ist die zweite Lüge, junger unverschämter Mensch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen bösen Mann in die Rede fallen, jener aber schrie stärker als er und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, ist die Geschichte im Lager Selims. Selims Name ist wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber gesehen haben, aber Selim ist bekannt als der schrecklichste und grausamste Räuber, und du wagst zu erzählen, du habest seinen Sohn getödtet und seyest nicht sogleich in Stücke gehauen worden; ja du treibest die Frechheit so weit, daß du das Unglaubliche sagst, Selim habe dich gegen seine Horde beschützt, in sein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Lösegeld entlassen, statt daß er dich aufgehängt hätte an dem nächsten besten Baum, er, der oft Reisende gehängt hat, nur um zu sehen, welche Gesichter sie machen, wenn sie aufgehängt sind. O du abscheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter sagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr ist bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was? bei deiner Seele willst du schwören?" schrie der Kaufmann, „bei deiner schwarzen, lügenhaften Seele? wer soll da glauben? Und beim Bart des

Propheten, du, der du selbst keinen Bart hast? wer soll da trauen?"

„Ich habe freilich keine Zeugen," fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefesselt und elend gefunden?"

„Das beweist mir gar nichts," sprach jener; „du bist gekleidet wie ein stattlicher Räuber, und leicht hast du einen angefallen, der stärker war, als du, dich überwand und band."

„Den einzelnen oder sogar zwei möchte ich sehen," entgegnete Said, „die mich niederstrecken und binden, wenn sie mir nicht von Hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr möget in Eurem Bazar freilich nicht wissen, was ein Einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt ist. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterstützet, so muß ich betteln, und ich mag keinen meines gleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden."

„So?" sprach der Kaufmann höhnisch lächelnd, „an niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unsern allergnädigsten Herrn? das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! bedenket aber, junger vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Messour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort kostet, den Oberkämmerer darauf aufmerksam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannst dich bessern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort sollst du mir ein Jahr lang dienen, und ist dies vorbei, und willst du nicht bei mir bleiben,

ſo zahle ich dir deinen Lohn aus und laſſe dich gehen, wohin du willſt, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balſora, meinetwegen zu den Ungläubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willſt du, ſo iſt es gut; willſt du nicht, ſo berechne ich dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die du mir machteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem, was du haſt, bezahlt und werfe dich auf die Straße; dann kannſt du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moſchee oder im Bazar betteln.“

Mit dieſen Worten verließ der böſe Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war ſo empört über die Schlechtigkeit dieſes Menſchen, der ihn abſichtlich mitgenommen und in ſein Haus gelockt hatte, damit er ihn in ſeine Gewalt bekäme. Er verſuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber ſein Zimmer war vergittert und die Thüre verſchloſſen. Endlich, nachdem ſein Sinn ſich lange dagegen geſträubt hatte, beſchloß er, für's erſte den Vorſchlag des Kaufmanns anzunehmen und ihm in ſeinem Gewölbe zu dienen. Er ſah ein, daß ihm nichts beſſeres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, ſo konnte er ohne Geld doch nicht bis Balſora kommen. Aber er nahm ſich vor, ſobald als möglich den Kalifen ſelbſt um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek ſeinen neuen Diener in ſein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm ſeinen beſonderen Dienſt an. Dieſer beſtand darin, daß Said, angekleidet

wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegerischen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes stand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, seine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte sich Said auch erklären, warum ihn Kalum-Bek zu diesem Geschäft bestimmt habe. Er war ein kleiner häßlicher Alter, und wenn er selbst unter dem Laden stand und anrief, so sagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben spotteten seiner und die Frauen nannten ihn eine Vogelscheuche; aber jedermann sah gerne den jungen schlanken Said, der mit Anstand die Kunden anrief und Shawl und Schleier geschickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum-Bek sah, daß sein Laden im Bazar an Kunden zunahm, seitdem Said unter der Thüre stand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, speiste ihn besser, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in seiner Kleidung immer schön und stattlich zu halten. Aber Said wurde durch solche Beweise der milderen Gesinnungen seines Herrn wenig gerührt und sann den ganzen Tag und selbst in seinen Träumen auf gute Art und Weise, um in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft worden, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hause trugen, waren schon versandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hause trage. „In einer halben Stunde

kann ich Euch alles schicken," antwortete Kalum-Bek, „nur so lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen anderen Packer nehmen."

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?" rief die Frau. „Kann nicht ein solcher Bursche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen soll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht ist es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hause tragen zu lassen, und an Euch kann und will ich mich halten."

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!" sprach der Kaufmann, sich immer ängstlicher drehend; „alle meine Packknechte sind verschickt —"

„Das ist ein schlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat," entgegnete das böse Weib. „Aber dort steht ja noch solch ein junger Müßiggänger; komm, junger Bursche, nimm meinen Pack und trag ihn mir nach."

„Halt, halt!" schrie Kalum-Bek, „das ist mein Aushängeschild, mein Ausrufer, mein Magnet! der darf die Schwelle nicht verlassen!"

„Was da!" erwiederte die alte Dame und steckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm; das ist ein schlechter Kaufmann und elende Waaren, die sich nicht selbst loben, und erst noch solch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh, Bursche, du sollst heute ein Trinkgeld verdienen."

„So lauf im Namen Arihmans und aller bösen Geister!" murmelte Kalum-Bek seinem Magnet zu, „und siehe zu, daß du bald wieder kommst; die alte Hexe

könnte mich ins Geschrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern."

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen sollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie stand endlich vor einem prachtvollen Hause still, pochte an, die Flügelthüren sprangen auf, und sie stieg eine Marmortreppe hinan und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geschaut hatte. Dort setzte sich die alte Frau erschöpft auf ein Polster, winkte dem jungen Mann, seinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberstück und hieß ihn gehen.

Er war schon an der Thüre, als eine helle feine Stimme „Said" rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, schaute er sich um, und eine wunderschöne Dame, umgeben von vielen Sklaven und Dienerinnen, saß statt der Alten auf dem Polster. Said, ganz stumm vor Verwunderung, kreuzte seine Arme und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge," sprach die Dame, „so sehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, so war doch dies der einzige, vom Schicksal bestimmte Ort, wo sich, wenn du vor dem zwanzigsten Jahr dein Vaterhaus verließest, dein Schicksal lösen würde. Said, hast du noch dein Pfeifchen?"

„Wohl hab' ich es noch!" rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog, „und Ihr seyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieses Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, so lange du gut bleibst. Ach! daß dein Vater, der leichtsinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! Du würdest vielen Leiden entgangen seyn."

„Nun, es hat wohl so kommen müssen!" erwiederte Said. „Aber gnädigste Fee, lasset einen tüchtigen Nordostwind an Euren Wolkenwagen spannen, nehmet mich auf und führet mich in ein paar Minuten nach Balsora zu meinem Vater; ich will dann die sechs Monate bis zu meinem zwanzigsten Jahre geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du hast eine gute Weise, mit uns zu sprechen," antwortete sie, „aber, armer Said! es ist nicht möglich; ich vermag jetzt, wo du außer deinem Vaterhause bist, nichts Wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich dich zu befreien! er steht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin."

„Also nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß schon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch unterstützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? Er ist ein weiser Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beschützen."

„Ja, Harun ist ein weiser Mann!" erwiederte die Fee, „aber leider ist er auch nur ein Mensch. Er traut seinem Großkämmerer Messour so viel als sich selbst, und er hat Recht, denn er hat Messour erprobt und treu gefunden. Messour aber traut deinem Herrn Kalum-Bek auch wie sich selbst, und darin hat er Unrecht, denn

Kalum ist ein schlechter Mann, wenn er schon Messours Verwandter ist. Kalum ist zugleich ein verschlagener Kopf und hat, sobald er hieher kam, seinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieser hat sie wieder dem Kalifen erzählt, so daß du, kämest du auch jetzt gleich in den Palast Haruns, schlecht empfangen werden würdest, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, sich ihm zu nahen, und es steht in den Sternen geschrieben, daß du seine Gnade erwerben sollst."

„Das ist freilich schlimm," sagte Said wehmüthig; „da werde ich schon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek seyn müssen. Aber eine Gnade, verehrte Frau, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchste Freude ist ein Kampfspiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und stumpfem Schwert. Nun halten die edelsten Jünglinge dieser Stadt alle Woche ein solches Kampfspiel. Aber nur Leute im höchsten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider und Waffen haben könnte, und daß man mein Gesicht nicht so leicht erkennte —"

„Das ist ein Wunsch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf," sprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der tapferste Mann in Persien und sein Geist scheint sich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dies Haus; du sollst jede Woche hier ein Pferd und

zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waschwasser für dein Gesicht, daß dich für alle Augen unkenntlich machen soll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und sey klug und tugendhaft! In sechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen und Zulima's Ohr wird für seine Töne offen seyn."

Der Jüngling schied von seiner wunderbaren Beschützerin mit Dank und Verehrung; er merkte sich das Haus und die Straße genau und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um seinen Herrn und Meister Kalum-Bek zu unterstützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er selbst stand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Diese sonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der sich nach Saids Abwesenheit ereignet hatte. Kalum hatte sich statt seines schönen Dieners unter die Thüre gestellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten häßlichen Burschen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geschenke kaufen. Sie waren suchend schon einigemal auf- und niedergegangen, und eben jetzt sah man sie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es sich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! was suchet ihr? schöne Schleier, schöne Waare?"

„Guter Alter," erwiederte einer, „deine Waaren mögen recht gut seyn, aber unsere Frauen sind wunderlich, und es ist Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem schönen Ladendiener Said; wir gehen schon eine halbe Stunde umher, ihn zu suchen und finden ihn nicht; aber kannst du uns sagen, wo wir ihn etwa treffen, so kaufen wir dir ein ander Mal ab.

„Allahit Allah!" rief Kalum-Bek freundlich grinsend, „euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. Zum schönen Ladendiener wollet ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe.

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey; der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen, und die beiden Männer gingen nun dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib. Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen gemeinen Filz, alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm

gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gerne gesehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut; der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es gewagt hatte, seinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Man deutete und schrie: „Nun, was wollt ihr denn mehr? da steht er ja, ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener. Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalum-Bek vorhin Unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stund beschämt auf und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O, du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn du nur zwei Minuten später kamst; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das schnelle Gefühl des Mitleids gewesen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieses Gefühl sich legte, reute es ihn fast, daß er die

gute Züchtigung dem bösen Mann erspart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage sanft und geschmeidig gemacht; er suchte aber dennoch die günstige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat sich von ihm zum Dank die Gunst, alle Woche einen Abend für sich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang oder zu was es auch sey; Kalum gab es zu, denn er wußte wohl, daß sein gezwungener Diener zu vernünftig sey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächsten Mittwoch, dem Tag, wo sich die jungen Leute aus den vornehmsten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt versammelten, um ihre kriegerischen Uebungen zu halten, sagte er Kalum, er wolle diesen Abend für sich benützen, und als dieser es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an und sogleich sprang die Pforte auf. Die Diener schienen auf seine Ankunft schon vorbereitet gewesen zu seyn, denn ohne ihn erst nach seinem Begehren zu fragen, führten sie ihn die Treppe hinan in ein schönes Gemach; dort reichten sie ihm zuerst das Waschwasser, das ihn unkenntlich machen sollte. Er benetzte sein Gesicht damit, schaute dann in einen Metallspiegel und kannte sich beinahe selbst nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen schönen schwarzen Bart und sah zum mindesten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten sie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollständige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher sich der Kalif von Bagdad selbst nicht hätte

schämen dürfen an dem Tag, wo er in vollem Glanze seiner Herrlichkeit sein Heer musterte. Außer einem Turban vom feinsten Gewebe, mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von schwerem rothem Seidenzeug mit silbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Brustpanzer von silbernen Ringen, der so fein gearbeitet war, daß er sich nach jeder Bewegung des Körpers schmiegte, und doch zugleich so fest, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine Damascenerklinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, dessen Steine Said unschätzbar däuchten, vollendete seinen kriegerischen Schmuck. Als er völlig gerüstet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein seidenes Tuch und sagte ihm, daß die Gebieterin des Hauses ihm dieses Tuch schicke; wenn er damit sein Gesicht abwische, so werde der Bart und die braune Farbe verschwinden.

In dem Hof des Hauses standen drei schöne Pferde; das schönste bestieg Said, die beiden andern seine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfspiele gehalten werden sollten. Durch den Glanz seiner Kleider und die Pracht seiner Waffen zog er aller Augen auf sich, und ein allgemeines Geflüster des Staunens entstand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Versammlung der tapfersten und edelsten Jünglinge Bagdads; selbst die Brüder des Kalifen sah man ihre Rosse tummeln und die Lanzen schwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen schien, ritt der Sohn des Großveziers mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte

ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach seinem Namen und seinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almansor und komme von Kairo, sey auf einer Reise begriffen und habe von der Tapferkeit und Geschicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad so vieles gehört, daß er nicht gesäumt habe, sie zu sehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anstand und das muthige Wesen Said-Almansors, sie ließen ihm eine Lanze reichen und seine Partei wählen, denn die ganze Gesellschaft hatte sich in zwei Parteien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte schon Saids Aeußeres die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so staunte man jetzt noch mehr über seine ungewöhnliche Geschicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war schneller als ein Vogel, und sein Schwert schwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze so leicht, weit und sicher, als wäre sie ein Pfeil, den er von einem sicheren Bogen abgeschnellt hätte. Die Tapfersten seiner Gegenpartei besiegte er, und am Schluß der Spiele war er so allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großveziers, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu streiten. Ali, der Bruder des Kalifen, wurde von ihm besiegt, aber der Sohn des Großveziers widerstand ihm so tapfer, daß sie es nach langem Kampf für besser hielten, die Entscheidung für das nächste Mal aufzusparen.

Den Tag nach diesen Spielen sprach man in ganz Bagdad von nichts als dem schönen, reichen und tapfern

Fremdling; alle, die ihn gesehen hatten, ja selbst die von ihm besiegt waren, waren entzückt von seinen edlen Sitten, und sogar vor seinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn gesprochen, und man beklagte nur, daß niemand wisse, wo er wohne. Das nächste Mal fand er im Hause der Fee ein noch schöneres Kleid und noch köstlichern Waffenschmuck. Diesmal hatte sich halb Bagdad zugedrängt, selbst der Kalif sah von einem Balkon herab dem Schauspiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almansor und hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm seine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieser zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling", sprachen sie unter einander, „soll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er soll sich an andern Orten damit brüsten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jünglingen keiner gewesen sey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?" So sprachen sie und beschlossen, beim nächsten Kampfspiel, als wäre es durch Zufall geschehen, zu fünf oder sechs über ihn herzufallen.

Saids scharfen Blicken entgingen diese Zeichen des Unmuths nicht; er sah, wie sie in der Ecke zusammen standen, flüsterten und mit bösen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großveziers keiner sehr freundlich gegen ihn gesinnt seyn möchte, und diese selbst wurden ihm durch ihre Fragen lästig: wo sie ihn aufsuchen

könnten, womit er sich beschäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe und dergleichen.

Es war ein sonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almansor mit den grimmigsten Blicken betrachtete und am feindseligsten gegen ihn gesinnt schien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieser Mann betrachtete ihn immer aufmerksam und neidisch; Said hatte ihn zwar schon einigemal besiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu solcher Feindseligkeit, und Said fürchtete schon, jener möchte ihn an seinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieser Leute aussetzen würde. Der Anschlag, welchen eine Neider auf ihn gemacht hatten, scheiterte sowohl an seiner Vorsicht und Tapferkeit, als auch an der Freundschaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers zugethan waren. Als diese sahen, daß er von wenigstens sechs umringt sey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen suchten, sprengten sie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche so verrätherisch gehandelt hatten, sie aus der Kampfbahn zu stoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf diese Weise zum Erstaunen Bagdads seine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhausegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt schienen. Vor ihm gingen vier Männer,

die sich langsamen Schrittes über etwas zu berathen schienen. Als Said leise näher trat, hörte er, daß sie den Dialekt der Horde Selims in der Wüste sprachen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgehen. Sein erstes Gefühl war, sich von diesen Vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böses verhindern könnte, schlich er sich noch näher herzu, diese Männer zu behorchen.

„Der Thürsteher hat ausdrücklich gesagt, die Straße rechts vom Bazar," sprach der eine, „dort werde und müsse er heute Nacht mit dem Großvezier durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer; „den Großvezier fürchte ich nicht, er ist alt und wohl kein sonderlicher Held, aber der Kalif soll ein gutes Schwer führen, und ich traue ihm nicht; es schleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach."

„Keine Seele," entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je gesehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Vezier oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unser seyn, aber es darf ihm kein Leid geschehen."

„Ich denke, das Beste ist," sprach der erste, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für seinen Leichnam würden sie ein geringes Lösegeld geben, und überdies wären wir nicht sicher, es zu bekommen."

„Also eine Stunde vor Mitternacht!" sagten sie zusammen und schieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über diesen Anschlag nicht wenig erschrocken. Er beschloß, sogleich zum Palast des Kalifen

zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er schon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm gesagt hatte, wie schlecht er bei dem Kalifen angeschrieben sey; er bedachte, daß man vielleicht seine Angabe verlachen, oder als einen Versuch, bei dem Beherrscher von Bagdad sich einzuschmeicheln, ansehen könnte, und so hielt er seine Schritte an, und achtete es für das Beste, sich auf sein gutes Schwert zu verlassen und den Kalifen persönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, sondern setzte sich auf die Stufen einer Moschee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg sich hinter dem Vorsprung eines Hauses. Er mochte ungefähr eine Stunde dort gestanden seyn, als er zwei Männer langsam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es sey der Kalif und sein Großvezier; aber einer der Männer klatschte in die Hand, und sogleich eilten zwei andere sehr leise die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüsterten eine Weile und vertheilten sich dann; drei versteckten sich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war sehr finster, aber stille, und so mußte sich Said auf sein scharfes Ohr beinahe ganz allein verlassen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte sie auch gehört haben; er schlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und

ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hände klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinandergeſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine Damascenerklinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jetzt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dies der noch übergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „das Eine iſt ſo ſonderbar wie das Andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es bist, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einst gelernt habe. Sie sprachen davon, dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann, deinen Vezier zu tödten. Weil es nun zu spät war, dich zu warnen, beschloß ich, an den Platz zu gehen, wo sie dir auflauern wollten, um dir beizustehen."

„Danke dir," sprach Harun, „an dieser Stätte ist übrigens nicht gut weilen; nimm diesen Ring und komm damit morgen in meinen Palast; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden und sehen, wie ich dich am besten belohnen kann. Komm, Vezier, hier ist nicht gut weilen, sie könnten wieder kommen."

Er sprach es und wollte den Großvezier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger gesteckt hatte; dieser aber bat ihn, noch ein wenig zu verweilen, wandte sich um und reichte dem überraschten Jüngling einen schweren Beutel: „junger Mann," sprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu allem machen, wozu er will, selbst zu meinem Nachfolger, ich selbst kann wenig thun, und was ich thun kann, geschieht heute besser als morgen; drum nimm diesen Beutel. Das soll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunsch hast, komm getrost zu mir."

Ganz trunken von Glück eilte Said nach Hause. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über sein langes Ausbleiben zuerst unwillig und dann besorgt, denn er dachte, er könnte leicht den schönen

Aushängeschild seines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnsinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldstücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach seiner Heimath reisen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank seines Veziers, und so blieb er ihm kein Wort schuldig, sondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erschrack Kalum-Bek hierüber sehr, dann aber lachte er höhnisch und sprach: „Du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht! wohin willst du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willst du ein Mittagessen bekommen und wo ein Nachtlager?“

„Das soll Euch nicht kümmern, Herr Kalum-Bek,“ antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich sehet Ihr nicht wieder!“

Er sprach es und lief zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek schaute ihm sprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er sich den Fall recht überlegt hatte, schickte er seine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling spähen. Lange suchten sie umsonst, endlich aber kam einer zurück und sagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moschee kommen und in eine Karavanserai gehen sehen. Er sey aber ganz verändert, trage ein schönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, schwur er und rief: „bestohlen hat er mich und sich dafür gekleidet. O ich

geschlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufseher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Messour, dem Oberkämmerling sey, so wurde es ihm nicht schwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said saß vor einer Karavanserai und besprach sich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reise nach Balsora, seiner Vaterstadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz seiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte sie, was sie zu dieser Gewaltthat berechtige, und sie antworteten, es geschehe im Namen der Polizei und seines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine häßliche Mann herzu, verhöhnte und verspottete Said, griff in seine Tasche und zog zum Staunen der Umstehenden und mit Triumphgeschrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das alles hat er mir nach und nach gestohlen, der schlechte Mensch!“ rief er, und die Leute sahen mit Abscheu auf den Gefangenen und riefen: „wie! noch so jung, so schön und doch so schlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Bastonade erhalte!“ So schleppten sie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menschen aus allen Ständen schloß sich an, sie riefen: „Sehet, das ist der schöne Ladendiener vom Bazar; er hat seinen Herrn bestohlen und ist entflohen; zweihundert Goldstücke hat er gestohlen.“

Der Aufseher der Polizei empfing den Gefangenen mit finsterer Miene; Said wollte sprechen, aber der Beamte gebot ihm zu schweigen und verhörte nur den

kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieses Gold gestohlen worden sey; Kalum-Bek beschwor es; aber sein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem schönen Ladendiener, der ihm tausend Goldstücke werth war, denn der Richter sprach: „Nach einem Gesetz, das mein großmächtigster Herr, der Kalif, erst vor wenigen Tage geschärft hat, wird jeder Diebstahl, der hundert Goldstücke übersteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüste Insel bestraft. Dieser Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig solcher Bursche voll; morgen werden sie auf eine Barke gepackt und in die See geführt."

Said war in Verzweiflung, er beschwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen sprechen zu lassen, aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt seinen Schwur bereute, sprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „du hast dein Gold und kannst zufrieden seyn, gehe nach Hause und verhalte dich ruhig, sonst strafe ich dich für jeden Widerspruch um zehn Goldstücke." Kalum schwieg bestürzt, der Richter aber winkte und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn ein finsteres und feuchtes Gefängniß; neunzehn elende Menschen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünschungen gegen den Richter und den Kalifen. So schrecklich sein Schicksal vor ihm lag, so fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüste Insel verbannt zu werden, so fand er doch noch

einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey; es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin- und hergeworfen, und endlich ſaß es mit ſchrecklichem Krachen feſt. Geſchrei und Geheul ſcholl von dem Verdeck herab und miſchte ſich mit dem Brauſen des Sturmes. Endlich wurde es wieder ſtille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Waſſer in das

Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Waſſer immer heftiger eindrang, drängten ſie ſich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und ſprengten ſie auf.

Sie ſtiegen die Treppe hinan, aber oben fanden ſie keinen Menſchen mehr. Die ganze Schiffsmannſchaft hatte ſich in Böte gerettet. Jetzt geriethen die meiſten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und ſenkte ſich. Noch einige Stunden ſaßen ſie auf dem Verdeck und hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die ſie im Schiff gefunden, dann erneuerte ſich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es feſt ſaß, hinweggeriſſen und brach zuſammen.

Said hatte ſich am Maſt angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborſten war, noch immer feſt. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt ſich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So ſchwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus ſeinem Kleid, und noch einmal wollte er verſuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er ſich feſt, mit der andern ſetzte er es an ſeinen Mund, blies, ein heller klarer Ton erſcholl, und augenblicklich legte ſich der Sturm und die Wellen glätteten ſich, als hätte man Oel darauf ausgegoſſen. Kaum hatte er ſich mit leichterem Athem umgeſehen, ob er nicht irgendwo Land erſpähen könnte, als der Maſt unter ihm ſich auf eine ſonderbare Weiſe auszudehnen und zu bewegen anfing,

und zu seinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, sondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte seine Fassung zurück, und da er sah, daß der Delphin zwar schnell, aber ruhig und gelassen seine Bahn fortschwimme, schrieb er seine wunderbare Rettung dem silbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu und rief seinen feurigsten Dank in die Lüfte.

Pfeilschnell trug ihn sein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, sah er Land und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch sogleich einbog. Stromaufwärts ging es langsamer, und um nicht verschmachten zu müssen, nahm Said, der sich aus alten Zaubergeschichten erinnerte, wie man zaubern müsse, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünschte sich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fisch stille, und hervor aus dem Wasser tauchte ein Tisch, so wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne gestanden wäre, und reich besetzt mit köstlichen Speisen. Said griff weidlich zu, denn seine Kost während seiner Gefangenschaft war schmal und elend gewesen, und als er sich hinlänglich gesättigt hatte, sagte er Dank; der Tisch tauchte nieder, er aber stauchte den Delphin in die Seite und sogleich schwamm dieser weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing schon an zu sinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben schienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht sehr angenehm, aber sein Vertrauen auf die gütige Fee war

so groß, daß er fest glaubte, sie werde ihn nicht wieder in die Hände des schändlichen Kalum-Bek fallen lassen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu seiner großen Verwunderung lenkte der Fisch nach diesem Hause hin.

Auf dem Dach des Hauses standen mehrere schön gekleidete Männer, und am Ufer sah Said eine große Menge Diener, und alle schauten nach ihm und schlugen vor Verwunderung die Hände zusammen. An einer Marmortreppe, die vom Wasser nach dem Lustschloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe gesetzt, so war auch schon der Fisch spurlos verschwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe herab und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete sich schnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und schönste ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer bist du, wunderbarer Fremdling," sprach er, „der du die Fische des Meeres zähmst und sie links und rechts leitest, wie der beste Reiter sein Streitroß? Bist du ein Zauberer oder ein Mensch wie wir?"

„Herr!" antwortete Said, „mir ist es in den letzten Wochen schlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, so will ich Euch erzählen." Und nun hub er an und erzählte den drei Männern seine Geschichte von dem Augenblick an, wo er seines Vaters Haus verlassen hatte, bis zu seiner wunderbaren Rettung. Oft

wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, sprach der Herr des Hauses, der ihn so freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said! Aber du erzähltest uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen, und daß dir der Kalif einen Ring geschenkt; kannst du wohl diese uns zeigen?“

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt,“ sprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich so theure Geschenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollste und schönste That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen seiner Mörder befreite.“ Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern.

„Beim Bart des Propheten, er ist's, es ist mein Ring!“ rief der hohe schöne Mann. „Großvezier, laß uns ihn umarmen, denn hier steht unser Retter.“ Said war es wie ein Traum, als diese zwei ihn umschlangen, aber alsobald warf er sich nieder und sprach: „Verzeihe, Beherrscher der Gläubigen, daß ich so vor dir gesprochen habe, denn du bist kein anderer, als Harun Al-Raschid, der große Kalif von Bagdad.“

„Der bin ich, dein Freund!“ antwortete Harun, „und von dieser Stunde an sollen sich alle deine trüben Schicksale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner nächsten Umgebung und sey einer meiner vertrautesten Beamten, denn wahrlich, du hast in jener Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig sey, und nicht jeden meiner treuesten Diener möchte ich auf gleiche Probe stellen!“

Said dankte dem Kalifen; er verſprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reiſe zu ſeinem Vater, der in großen Sorgen um ihn ſeyn müſſe, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie ſetzten ſich bald zu Pferd und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers herbei; ſie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt," als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun ſaß, trat Meſſour, der Oberkämmerer, herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten."

„Ich will zuvor hören," antwortete Harun

„Draußen steht mein lieber leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar," sprach er, „der hat einen sonderbaren Handel mit einem Mann aus Balsora, dessen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher gestohlen hat, dann entlaufen ist, und niemand weiß wohin. Nun will aber der Vater seinen Sohn von Kalum haben, und dieser hat ihn doch nicht; er wünscht daher und bittet um die Gnade, du möchtest kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit sprechen zwischen dem Mann aus Balsora und ihm."

„Ich will richten," erwiederte der Kalif; „in einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit seinem Gegner in den Gerichtssaal treten."

Als Messour dankend gegangen war, sprach Harun: „das ist niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweise alles, wie es ist, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgst dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großvezier, läßt mir sogleich den schlechten und voreiligen Polizeirichter holen; ich werde ihn im Verhör brauchen."

Sie thaten beide, wie er befohlen. Saids Herz pochte stärker, als er seinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtssaal treten sah, und Kalum-Beks feines zuversichtiges Lächeln, womit er zu seinem Vetter Oberkämmerer flüsterte, machte ihn so grimmig, daß er gerne hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgestürzt wäre; denn seine größten Leiden und Kümmernisse hatte er diesem schlechten Menschen zu danken.

Es waren viele Menschen im Saal, die den Kalifen Recht sprechen hören wollten. Der Großvezier gebot, nachdem der Herrscher von Bagdad auf seinem Thron Platz genommen hatte, Stille und fragte, wer hier als Kläger vor seinem Herrn erscheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor und sprach: „Vor einigen Tagen stand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand und diesen Mann hier neben sich, durch die Buden schritt und rief: Einen Beutel Gold dem, der Auskunft geben kann über Said aus Balsora. Dieser Said war in meinen Diensten gewesen und ich rief daher: hierher, Freund! ich kann den Beutel verdienen. Dieser Mann, der jetzt so feindlich gegen mich ist, kam freundlich und fragte, was ich wüßte. Ich antwortete: Ihr seyd wohl Benezar, sein Vater? und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menschen in der Wüste gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude seines Herzens schenkte er mir den Beutel. Aber hört diesen unsinnigen Menschen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß sein Sohn bei mir gedient habe, daß er schlechte Streiche gemacht, gestohlen habe und davon gegangen sey, will er es nicht glauben, hadert schon seit einigen Tagen mit mir, fordert seinen Sohn und sein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und seinen ungerathenen Burschen kann ich nicht herbeischaffen.

Jetzt sprach auch Benezar; er schilderte seinen Sohn, wie edel und tugendhaft er sey, und daß er nie

habe so schlecht seyn können, zu stehlen. Er forderte den Kalifen auf, streng zu untersuchen.

„Ich hoffe," sprach Harun, „du hast, wie es Pflicht ist, den Diebstahl angezeigt, Kalum-Bek?"

„Ei freilich!" rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt."

„Man bringe den Polizeirichter!" befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erstaunen erschien dieser sogleich, wie durch Zauberei herbeigebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er sich dieses Handels erinnere, und dieser gestand den Fall zu.

„Hast du den jungen Mann verhört, hat er den Diebstahl eingestanden?" fragte Harun.

„Nein, er war sogar so verstockt, daß er niemand als Euch selbst gestehen wollte!" erwiederte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn gesehen zu haben," sagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack solches Gesindel zu Euch schicken, die Euch sprechen wollen."

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen ist," antwortete Harun, „aber wahrscheinlich waren die Beweise über den Diebstahl so klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menschen vor mein Angesicht zu bringen. Du hattest wohl Zeugen, daß das Geld, das dir gestohlen wurde, dir gehörte, Kalum?"

„Zeugen?" fragte dieser erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wisset ja, Beherrscher der Gläubigen, daß ein Goldstück aussieht wie das

andere. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?"

„An was erkannteſt du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?" fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war," erwiederte Kalum.

„Haſt du den Beutel hier?" forſchte jener weiter.

„Hier iſt er," ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großvezier, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch der Vezier rief mit verſtelltem Erſtaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſoll dein ſeyn, du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich gab ihn mit hundert Goldſtücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite."

„Kannſt du darauf ſchwören?" fragte der Kalif.

„So gewiß als ich einſt ins Paradies kommen will," antwortete der Vezier, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt."

„Ei, ei!" rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeirichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?"

„Er hat geſchworen," antwortete der Polizeirichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?" donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!" rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großvezier ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach! der Beutel gehörte doch mein,

und der nichtswürdige Said hat ihn gestohlen. Tausend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre."

„Was hast du denn mit diesem Said angefangen?" fragte der Kalif. „Sag' an, wohin man schicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!"

„Ich habe ihn auf eine wüste Insel geschickt," sprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!" rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er also das Verbrechen bekannt?" fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte; er rollte seine Augen hin und her, und endlich sprach er: „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja."

„Du weißt es also nicht gewiß?" fuhr der Kalif mit schrecklicher Stimme fort: „so wollen wir ihn selbst fragen. Tritt hervor, Said, und du, Kalum-Bek, zahlst vor allem tausend Goldstücke, weil er jetzt hier zur Stelle ist.

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Gespenst zu sehen; sie stürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!" Benezar, vor Freude halb ohnmächtig, eilte in die Arme seines verlorenen Sohnes. Aber mit eiserner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier steht Said; hat er eingestanden?"

„Nein, nein!" heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angesehener Mann ist."

„Habe ich dich darum als Richter über alle bestellt, daß du nur den Vornehmen hörest?" rief Harun Al-Raschid

mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich dich auf eine wüste Insel, mitten im Meere, da kannst du über Gerechtigkeit nachdenken; und du, elender Mensch, der du Sterbende erweckst, nicht um sie zu retten, sondern um sie zu deinen Sklaven zu machen, du zahlst, wie schon gesagt, tausend Tomans, weil du sie versprochen, wenn Said käme, um für dich zu zeugen."

Kalum freute sich, so wohlfeil aus dem bösen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken; doch dieser fuhr fort: „Für den falschen Eid wegen der hundert Goldstücke bekommst du hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe und dich als Lastträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldstücken für jeden Tag, welchen er dir diente, zufrieden ist?"

„Lasset den Elenden laufen, Kalif!" rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte."

„Nein," antwortete Harun, „ich will, daß du entschädiget werdest. Ich wähle statt deiner die zehn Goldstücke für den Tag, und du magst berechnen, wie viel Tage du in seinen Klauen warst. Jetzt fort mit diesen Elenden."

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benezar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm selbst seine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man so eben im Hof seine hundert vollwichtigen Goldstücke auf die Fußsohlen zählte.

Der Kalif lud Benezar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er sagte es zu und reiste nur noch

einmal nach Hause, um sein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palast, den ihm der dankbare Kalife erbaut hatte, wie ein Fürst. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers waren seine Gesellschafter, und es war in Bagdad Sprüchwort geworden: Ich möchte so gut und so glücklich seyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei solcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," sagte der Zirkelschmied, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft schon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geselle bei einem Glockengießer. Der Meister war ein reicher Mann und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen seine Gewohnheit, so knickerig als möglich erschien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegossen, und wir Jungen und Gesellen mußten die ganze Nacht am Heerd sitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meister werde sein Mutterfäßchen anstechen und uns den besten Wein vorsetzen. Aber nicht also. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fing an von seiner Wanderschaft, von seinem Leben allerlei Geschichten zu erzählen, dann kam es an den Obergesellen und so nach der Reihe, und keiner von uns wurde schläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns dessen versahen, war es Tag. Da erkannten wir die List des Meisters, daß er uns durch Reden habe wach halten

wollen. Denn als die Glocke fertig war, ſchonte er ſeinen Wein nicht und holte ein, was er weislich in jener Nacht verſäumte.“

„Das war ein vernünftiger Mann,“ erwiederte der Student; „gegen den Schlaf, das iſt gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich dieſe Nacht nicht einſam bleiben, weil ich mich gegen elf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte.“

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht,“ ſagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht ſpinnen, ſo bleiben ſie nicht einſam zu Hauſe, weil ſie da wohl mitten unter der Arbeit einſchliefen, ſondern ſie kommen zuſammen in den ſogenannten Lichtſtuben, ſetzen ſich in großer Geſellſchaft zur Arbeit und erzählen.“

„Ja,“ fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht greulich zu, daß man ſich ordentlich fürchten möchte, denn ſie erzählen von feurigen Geiſtern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Geſpenſtern, die Menſchen und Vieh ängſtigen.“

„Da haben ſie nun freilich nicht die beſte Unterhaltung,“ entgegnete der Student. „Mir, ich geſtehe es, iſt nichts ſo verhaßt, als Geſpenſtergeſchichten.“

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil,“ rief der Zirkelſchmied. Mir iſt es ganz behaglich bei einer rechten Schauergeſchichte. Es iſt gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach ſchläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauſchen und fühlt ſich recht warm im Trockenen.

So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher," sagte der Student, „wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß sie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Hexen und bösen Geistern, die im Hause spuken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: Hörst du, Söhnchen? jetzt geht er wieder Trepp auf, Trepp ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dies alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Gespielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angst die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann heranschleichen. Es ging so weit, daß ich nicht mehr

allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er diese Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich diese kindische Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja, das ist ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit solchem Aberwitz füllt. Ich kann sie versichern, daß ich brave beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die sich sonst vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn sie Nachts im Wald aufs Wild lauern sollten, oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn sie sahen einen Baum für ein schreckliches Gespenst, einen Busch für eine Hexe und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf sie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieser Art für höchst schädlich und thöricht, sondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Mensch wird sich über das Treiben und Wesen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich sind? Dort spukt es, sonst nirgends. Doch am allerschädlichsten sind diese Geschichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man fest und unabweichlich an Thorheiten dieser Art, und dieser Glaube wird in den Spinnstuben und in der Schenke genährt, wo sie sich enge zusammensetzen und mit furchtsamer Stimme die allergreulichsten Geschichten erzählen."

„Ja, Herr!“ erwiederte der Fuhrmann, „Ihr möget nicht Unrecht haben; schon manches Unglück ist durch solche Geschichten entstanden; ist ja doch sogar meine eigene Schwester dadurch elendiglich ums Leben gekommen.“

„Wie das? an solchen Geschichten!“ riefen die Männer erstaunt.

„Ja wohl an solchen Geschichten,“ sprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unser Vater wohnte, ist auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen sich zusammensetzen. Die jungen Burschе kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Gespenstern und Erscheinungen sprach, und die jungen Burschе erzählten von einem alten Krämer, der schon vor zehn Jahren gestorben sey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von sich ab, steige aus dem Grab, schleiche langsam und hustend, wie er im Leben gethan, nach seinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor sich hin murmle:

Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.

„Viele behaupteten, ihn gesehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, sich zu fürchten. Meine Schwester aber, ein Mädchen von sechzehn Jahren, wollte klüger seyn, als die andern, und sagte: das glaube ich alles nicht, wer einmal todt ist, kommt nicht wieder! Sie sagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn sie hatte sich oft schon gefürchtet. Da sagte einer von den jungen Leuten: Wenn du dies glaubst, so

wirſt du dich auch nicht vor ihm fürchten; ſein Grab iſt nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin geſtorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume und bringe ſie uns, ſo wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchteteſt!

„Meine Schweſter ſchämte ſich, von den andern verlacht zu werden, darum ſagte ſie: o! das iſt mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?

„Es blühen im ganzen Dorf keine Schneeglöckchen als dort; darum bring uns einen Strauß von dieſen, antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie ſtand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen ſchüttelten den Kopf und ſagten: Wenn es nur gut abläuft! Meine Schweſter ging dem Kirchhof zu, der Mond ſchien hell, und ſie fing an zu ſchaudern, als es zwölf Uhr ſchlug und ſie die Kirchhofpforte öffnete.

„Sie ſtieg über manchen Grabhügel weg, den ſie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher ſie zu Käthchens weißen Roſen und zum Grab des geſpenſtigen Krämers kam.

„Jetzt war ſie da; zitternd kniete ſie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte ſie ganz in der Nähe ein Geräuſch zu vernehmen; ſie ſah ſich um, zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg und langſam richtete ſich eine Geſtalt daraus empor. Es war ein alter bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack; ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe

Grabe mit näselnder Stimme anfing zu sprechen: guten Abend, Jungfer; woher so spät? da erfaßte sie ein Grauen des Todes; sie raffte sich auf, sprang über die Gräber hin nach jenem Hause, erzählte beinahe athemlos, was sie gesehen, und wurde so schwach, daß man sie nach Hause tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber gewesen sey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schwester gesprochen habe? Sie verfiel noch, ehe sie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem sie nach drei Tagen starb. Die Blumen zu ihrem Todtenkranz hatte sie sich selbst gebrochen."

Der Fuhrmann schwieg und eine Thräne hing in seinen Augen; die anderen aber sahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an diesem Köhlerglauben sterben müssen," sagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem solchen Trauerfall zusammen hängt."

Die Höhle von Steenkoll,

eine schottländische Sage.

Auf einer der Felseninseln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fischer in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch sonst keine Angehörigen, und ihre gemeinsame Arbeit, obgleich verschieden angewendet, nährte sie beide. Im Alter kamen sie einander ziemlich nahe, aber von Person und an

Gemüthsart glichen sie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaspar Strumpf war ein kurzer dicker Mensch mit einem breiten fetten Vollmondsgesicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu seyn schienen. Er war nicht nur fett, sondern auch schläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauses, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fischfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Bestellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war sein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnase und scharfen Augen, war er als der thätigste und glücklichste Fischer, der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter auf den Inseln, und dabei als der geldgierigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da seine Waaren gut und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte jeder gern mit ihm und Wilm Falke (so nannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem erstierer trotz seiner Habsucht gerne seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habsüchtigem Gemüthe zusagte, er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das reich werden nicht sehr schnell vor sich ging, so verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen

Glückszufall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftig wallenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaspar Strumpf davon, als von einer gewissen Sache zu reden. Dieser, dem alles, was Falke sagte, für Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmälig gefiel er sich in dem Gedanken, daß irgend ein Geist ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widersprach nicht länger, wenn ihn seine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer sein Geschäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er sonst mit Fischfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden sollte. Auch wollte es sein Unglück, daß, als er eines Tages am einsamen Ufer stand und in unbestimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als solle ihm von dorther sein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgerissenen Mooses und Gesteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu seinen Füßen rollte.

Wilm stand wie bezaubert; so waren denn seine Hoffnungen nicht leere Träume gewesen, das Meer hatte ihm Gold, schönes reines Gold geschenkt, wahrscheinlich die Ueberreste einer schweren Barre, welche

die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun stand es klar vor seiner Seele, daß einmal irgendwo an dieser Küste ein reich beladenes Schiff gescheitert seyn müsse, und daß er dazu ersehen sey, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an sein einziges Streben; seinen Fund sorgfältig, selbst vor seinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere seiner Entdeckung auf die Spur kämen, versäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieser Küste zu, wo er nicht sein Netz nach Fischen, sondern eine eigens dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er selbst verdiente nichts mehr, und Kaspars schläfrige Bemühungen reichten nicht hin, sie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verschwand nicht nur das gefundene Gold, sondern allmälig auch das ganze Eigenthum der Junggesellen. Aber so wie Strumpf früher stillschweigend von Falke den besten Theil seiner Nahrung hatte erwerben lassen, so ertrug er es auch jetzt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jetzt entzog; und gerade dieses sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was jenen nur noch stärker anspornte, sein rastloses Suchen nach Reichthum weiter fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte und seine Augen sich zum Schlummer schlossen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals

behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieses geheimnißvolle Flüstern half ihn in dem Glauben bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu suchen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die sich beständig mit lautem Brüllen schäumend durch denselben hinarbeiten. Diese Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber selten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes sich noch der Ruf eines Geisterspuks gesellte. Mit Mühe ließ Wilm sich in denselben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorspringenden Stein und unter einem überhangenden Felsenstück Platz, wo er mit den brausenden Wellen unter seinen Füßen und dem wüthenden Sturm über seinem Haupte in seinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem gescheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl gewesen seyn möchte; denn trotz aller seiner Erkundigungen hatte er selbst von den ältesten Einwohnern von keinem an

dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt, was, ums Himmels willen! mag es bedeuten?“ — „Carmilhan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh wie ein geſcheuchtes Reh ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken ſich über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde ſchwarze

Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen; aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeuge stille. Die Person in demselben zeigte sich jetzt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufschlug und sich zu bewegen anfing, auf eine

Weise, welche selbst den kühnen Fischer mit Grausen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländisch. Falke, welcher von den holländischen Heringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Insel und fragte, wer er denn sey, und was ihn hieher gebracht?

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu sehen.“

„Dem Carmilhan? um Gottes willen! was ist das?“ rief der begierige Schiffer.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf diese Weise thut,“ erwiederte das Männchen mit sichtbarer Angst.

„Nun,“ schrie Falke, „was ist der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan ist jetzt nichts, aber einst war es ein schönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzusuchen und das verlorene Gold aufzufischen; willst du mir helfen, so wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, sag mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeste und einsamste Gegend auf der Insel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort schlachten und dich von jemand in ihre frische Haut wirst nähen lassen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen, und allein lassen und ehe es ein Uhr

ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen."

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Leib und Seele ins Verderben!" rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt," fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben."

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläßigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tag nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo

ihm seine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieser Umstand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu suchen, weil er dadurch hoffte, auch seinen Freund für sein gegenwärtiges Entbehren schadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in seinem Schlummer; kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, so daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens; Falke ward nur um ſo heftiger, jemehr jener ihn anflehte, von ſeinem verzweifelten Vorhaben abzuſtehen; und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die ſie vom Kalbe aufgezogen und die ſie ſich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil ſie's nicht über's Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilms bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſern Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in nichts zu widerſtehen. Es war im September und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten ſich ſchwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten ſich wie Eisberge im Maelſtrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge

und den feuchten Torfsümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten schwarz und furchtbar wie Höllenschlünde. Falke ging voran und Strumpf folgte, schaudernd über seine eigene Kühnheit, und Thränen füllten sein schweres Auge, so oft er das arme Thier ansah, welches so vertrauensvoll und bewußtlos seinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden sollte, die ihm bisher seine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten sie das enge sumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachsen, mit großen Steinen übersäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die sich in grauen Nebel verlor und wohin der Fuß eines Menschen sich selten verstieg. Sie näherten sich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte stand, und von welchem ein verscheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne sie die Schrecknisse des Ortes und das ihr bevorstehende Schicksal; Kaspar wandte sich weg, um sich die schnell fließenden Thränen abzuwischen; er blickte hinab durch die Felsenöffnung, durch welche sie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche sich ein kohlschwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er sich wieder nach Wilm umsah, hatte dieser bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und stand mit aufgehobener Art im Begriff das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für seinen Entschluß, sich in den Willen seines Freundes zu fügen; mit gerungenen

Händen stürzte er sich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ schrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „schone dich, schone die Kuh! schone dich und mich! schone deine Seele! schone dein Leben! Und mußt du Gott so versuchen, so warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unsere liebe Kuh!“

„Kaspar, bist du toll?“ schrie Wilm wie ein Wahnsinniger, indem er noch immer die Art in die Höhe geschwungen hielt. „Soll ich die Kuh schonen und verhungern?“

„Du sollst nicht verhungern,“ antwortete Kaspar entschlossen; „so lange ich Hände habe, sollst du nicht verhungern: ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten, nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Art und spalte mir den Kopf!“ schrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von diesem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannst du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die elendesten Bedürfnisse des Lebens? — Aber sie können meinen Jammer enden — komm; und laß mich das Opfer seyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es ist mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies ist ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willst, gehört der Finsterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen!“ rief Falke wild lachend, wie einer der entschlossen ist, nichts wissen zu wollen, was ihn von seinem Vorsatz abbringen könnte. „Kaspar, du bist toll und machst mich toll — aber da,“

fuhr er fort, indem er das Beil von sich warf und das Messer vom Steine aufnahm, wie wenn er sich durchstoßen wollte, „da behalte die Kuh statt meiner!“

Kaspar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, schwang es hoch um den Kopf und ließ es mit solcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu seines Herrn Füßen niederstürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerschlage, folgte dieser raschen Handlung, und Falke starrte seinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anstaunen würde, das sich das zu thun getrauet, was er selbst nicht gewagt. Strumpf schien aber weder von dem Donner erschreckt noch durch das starre Erstaunen seines Gefährten außer Fassung gebracht, sondern fiel ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm sich ein wenig erholt hatte, half er ihm in diesem Geschäfte, aber mit so sichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig gewesen war, das Opfer vollendet zu sehen. Während dieser Arbeit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze schlängelten sich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fischer sich schon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaspar wickelte und band Falken,

so wie dieser es ihm geheißen, in derselben fest ein. Dann erst, als dies geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiederte der andere, „lebe wohl!“

„Leb wohl,“ erwiederte Kaspar, „Gott sey mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue!“

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden, und in demselben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das Thal unter ihm, mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht zerstreut liegenden Felseninseln zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend; eine Masse Felsenstücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erschlagen; der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überströmte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicherweise hatte ihn Kaspar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte er auf einmal ertrinken müssen. Das Wasser stieg immer

höher, und je mehr Wilm sich anstrengte, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien, desto fester umgab ihn die Haut. Umsonst rief er nach Kaspar; Kaspar war weit weg. Gott in seiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er sich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Wasser in die Ohren, schon berührte es den Rand der Lippen; „Gott ich bin verloren!“ schrie er, indem er einen Strom über sein Gesicht hinstürzen fühlte — aber in demselben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Wasserfall, schwach in sein Gehör, und sogleich war auch sein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte sich durch das Gestein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels sich etwas verzog, so ließ auch seine Verzweiflung nach, und es schien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er sich wie von einem Todeskampfe erschöpft fühlte und sehnlich wünschte, aus seiner Gefangenschaft erlöst zu seyn, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all ihren Furien in seine Brust zurück; aber überzeugt, daß er in seiner Lage ausharren müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit

aufrüttelte. Der Himmel hatte sich aufs neue verfinstert; ein Blitz, wie der, welcher den ersten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt; aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländischen Heringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug

von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter schritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so kostbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, worunter mehrere Frauenspersonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in kostbarer aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak und zwischen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fischer blickte mit Grausen auf diese sonderbare Versammlung; aber die Erwartung dessen, das da kommen werde, hielt seinen Muth aufrecht. Lange standen sie so um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob sich wie eine Wolke über sie, zwischen welcher die Sterne

hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner verwegener Mann; er hatte sich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf sich eindringen sah, als wolle sie ihn mit ihrer Masse erdrücken, da entsank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Mal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperson gewendet: „Im Namen dessen, dem Ihr dienet, wer seyd Ihr? und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener und antwortete mit schreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsenküste zu Grunde ging; dies sind meine Offiziere, dies meine Passagiere und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum hast du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtest du unsere Ruhe?“

„Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfoll.“

„Wie soll ich sie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering; sind die Schätze des Carmathan nicht eben so viel werth?

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als du je verzehren wirst.“ Das gelbe Männchen grinste, und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!“

„Leb' wohl, bis aufs Wiedersehen!“ erwiederte der Holländer und wandte sich zum Gehen, die Musikanten traten aufs neue an die Spitze und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jetzt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende

Strahl verschwand schnell wieder, als er von diesem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle stürzen, als diese nackten Wände und dieses Elend länger ansehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit diesen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaspar eilte ihm nach, so schnell er's vermochte, und fand ihn schon auf dem Felsstück stehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, sich an dem Stricke in den schwarzen brausenden Schlund hinabzulassen. Als er fand, daß alle seine Vorstellungen nichts über den rasenden Menschen vermochten, bereitete er sich, ihm nachzusteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anstrengung, wozu nur die blindeste Habsucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorspringendes Felsenstück zu stehen, unter welchem die Wogen schwarz und mit weißem Schaume bekräuselt brausend dahin eilten. Er blickte begierig umher und sah endlich etwas gerade unter sich im Wasser schimmern. Er legte die Fackel nieder, stürzte sich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eisernes Kästchen voller Goldstücke. Er verkündigte seinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf sein Flehen hören, sich damit zu begnügen und wieder heraufzusteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er stürzte sich noch einmal hinab — es

erscholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke ward nie wieder gesehen. Kaspar ging allein nach Hause, aber als ein anderer Mensch. Die seltsamen Erschütterungen, die sein schwacher Kopf und sein empfindsames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um sich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor sich starrend umher, von allen seinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fischer will Wilm Falke in einer stürmischen Nacht mitten unter der Mannschaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derselben Nacht verschwand auch Kaspar Strumpf.

Man suchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebst Falke mitten unter der Mannschaft des Zauberschiffes gesehen worden sey, welches seitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erschien.

„Mitternacht ist längst vorüber," sagte der Student, als der junge Goldarbeiter seine Erzählung geendigt hatte, „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin so schläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getrost einzuschlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möchte ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort sagt: von eilf bis zwei Uhr ist Diebes Zeit.

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelschmied; „denn wenn man uns etwas anhaben will, ist wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine

ich, der Studioſus könnte an ſeiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich ſträube mich nicht," ſagte dieſer, „obgleich unſer Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzudenken, fanget nur an!" rief der Jäger.

„Nun denn," wollte eben der Student beginnen, als ſie durch das Anſchlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich ſtürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach ſeiner Büchſe, der Student nach ſeinen Piſtolen, die Handwerksburſche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Meſſer aus der Taſche. So ſtanden ſie und ſahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!" rief der Student, „zwei oder drei dieſer Schurken ſollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden." Zugleich gab er dem Zirkelſchmied ſeine zweite Piſtole und rieth, daß ſie nur einer nach dem andern ſchießen wollten. Sie ſtellten ſich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; ſeitwärts neben dem Jäger ſtand der muthige Zirkelſchmied und beugte ſich über das Geländer, indem er die Mündung ſeiner Piſtole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann ſtanden hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen ſollte, das Ihrige zu thun. So ſtanden ſie

einige Minuten in stiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, sie glaubten auch das Flüstern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menschen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der ersten Hälfte zeigten sich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als sie sich um die Pfeiler der Treppe wandten, schrie der Jäger mit starker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr seyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!"

Die Räuber erschracken, zogen sich eilig zurück und beriethen sich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und sprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von euch, umsonst euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir sind unserer genug, um euch völlig aufzureiben; aber ziehet euch zurück, es soll keinem das Geringste zu Leide geschehen; wir wollen keines Groschen Werth von euch nehmen."

„Was wollt ihr denn sonst?" rief der Student. „Meint ihr, wir werden solchem Gesindel trauen? Nimmermehr! Wollt ihr etwas holen, in Gottes Namen so kommt, aber den ersten, der sich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfschmerzen mehr haben soll!"

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig!" antwortete der Räuber. „Es soll ihr nichts geschehen, wir wollen sie an einen sichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge sie mit zwanzigtausend Gulden auslösen."

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?“ entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —“

„Halt!“ schrie der Räuber mit donnernder Stimme, „ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit euch friedlich unterhandelt? Thörichter Bursche, du kannst mich todtschießen, und dann hast du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verstümmelt auf der Flur liegt? Glaube mir, wenn sie freiwillig mitgeht, soll sie mit Achtung behandelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle, nicht den Hahnen in Ruhe setzst, so soll es ihr übel ergehen. Hahnen in Ruh', eins, zwei, drei!“

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spaßen,“ flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es so plötzlich erfährt, den Tod davon haben.“

„Zugestanden,“ antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es

lag dieſes ſo nahe, und ſo laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch ſchien ſie feſt entſchloſſen, ſich in ihr Schickſal zu ergeben: „Warum ſoll ich nutzlos das Leben ſo vieler braver Leute aufs Spiel ſetzen?“ ſagte ſie, „warum euch zu einer vergeblichen Vertheidigung anfordern, euch, die ihr mich gar nicht kennet? Nein, ich ſehe, daß keine andere Rettung iſt, als den Elenden zu folgen.“

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und ſchwur, daß er dieſe Schmach nicht überleben könne. Der Student aber ſchmähte auf ſich und ſeine Größe von ſechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner,“ rief er, „und hätte ich keinen Bart, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und dieſe Elenden ſollten ſpät genug erfahren, welchen Mißgriff ſie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieſer Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Weſen kam ihm ſo rührend und bekannt vor, es war ihm, als ſey es ſeine frühe verſtorbene Mutter, die ſich in dieſer ſchrecklichen Lage befände. Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo muthig, daß er gerne ſeine Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte ſprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in ſeiner Seele auf; er vergaß alle Angſt, alle Rückſichten, und er dachte nur an die Rettung dieſer Frau. „Iſt es nur dies,“ ſprach er, indem er ſchüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloſes Kinn und ein muthiges

Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, so bin ich vielleicht auch nicht zu schlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, setzet meinen Hut auf Euer schönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße."

Alle waren erstaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge!" rief er, „das wolltest du thun? wolltest dich in meiner gnädigen Frau Kleider stecken lassen und sie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein sollst du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei dir bleiben an deiner Seite, als dein bester Freund, und so lange ich lebe, sollen sie dir nichts anhaben dürfen." „Auch ich ziehe mit dir, so wahr ich lebe!" rief der Student.

Es kostete lange Ueberredung, bis die Gräfin in diesen Vorschlag einwilligte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Mensch für sie sich aufopfern sollte; sie dachte sich im Fall einer spätern Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, schrecklich. Aber endlich siegten theils die Bitten des jungen Menschen, theils die Ueberzeugung, im Fall sie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reisenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er sich schnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger setzte ihm noch zum Ueberfluß einige falsche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle versicherten, daß man ihn nicht erkennen würde.

Selbst der Zirkelschmied schwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor seinem muthigen Kameraden sein Compliment mache.

Die Gräfin hatte sich indessen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern versehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reisestock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten sie völlig unkenntlich, und die Reisenden würden zu jeder andern Zeit über diese komische Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksbursche dankte Felix mit Thränen und versprach die schleunigste Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich," antwortete Felix, „in diesem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet sich eine kleine Schachtel; verwahren Sie diese sorgfältig, wenn sie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß sie meiner Pflegemutter bringen und" —

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete sie, „es soll Euch alles unbeschädigt wieder zurückgestellt werden, denn ich hoffe, Ihr kommt dann selbst, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; sie riefen: die Frist sey verflossen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlassen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch sey, ehe er

ohne seine Gebieterin vor seinem Herrn erschiene. Auch der Student erklärte, diese Dame begleiten zu wollen. Sie berathschlagten sich über diesen Fall und gestanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger sogleich seine Waffen abgebe. Zugleich befahlen sie, daß die übrigen Reisenden sich ruhig verhalten sollen, wenn die Gräfin hinweggeführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über seinen Hut gebreitet war, setzte sich in eine Ecke, die Stirne in die Hand gestützt, und in dieser Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reisenden hatten sich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch so, daß sie, was vorging, überschauen konnten; der Jäger saß anscheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem sie einige Minuten so gesessen, ging die Thüre auf, und ein schöner stattlich gekleideter Mann von etwa sechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militärischer Uniform, einen Orden auf der Brust, einen langen Säbel an der Seite und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem schöne Federn herabwallten. Zwei seiner Leute hatten gleich nach seinem Eintritt die Thüre besetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er schien vor einer Dame dieses Ranges etwas in Verlegenheit zu seyn, er setzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu sprechen. „Gnädige Frau," sagte er, „es gibt Fälle, worein man sich in Geduld schicken muß. Ein solcher ist der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Respeckt vor einer so ausgezeichneten Dame

auch nur auf einen Augenblick aus den Augen setzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den sie diesen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Sehen sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältnisse zu diesem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieser Gegend entfernen; aber wir brauchen Reisegeld. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, Kaufleute oder Postwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück gestürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor sechs Wochen eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtausend Gulden von diesem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und bescheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt sogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu schreiben, worin Sie ihm schreiben, daß wir sie zurückgehalten, daß er die Zahlung so bald als möglich leisten möge, widrigenfalls — Sie verstehen mich, mir müßten dann etwas härter mit ihnen selbst verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn sie nicht unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Diese Scene wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von allen Gästen der Waldschenke, am ängstlichsten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der sich für sie

geopfert, könnte sich verrathen. Sie war fest entschlossen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben so fest stand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktasche des Goldarbeiters ein Messer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit sich lieber zu tödten, als eine solche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängstlich war Felix selbst. Zwar stärkte und tröstete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That sey, einer bedrängten hülflosen Frau auf diese Weise beizustehen; aber er fürchtete sich durch jede Bewegung, durch seine Stimme zu verrathen. Seine Angst steigerte sich, als der Räuber von einem Briefe sprach, den er schreiben sollte.

Wie sollte er schreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne sich zu verrathen?

Seine Angst stieg aber aufs höchste, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuschlagen und zu schreiben.

Felix wußte nicht, wie hübsch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde sich vor einer Entdeckung nicht im mindesten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückschlug, schien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen muthigen Zügen, sie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldschmieds entging dies nicht; getrost, daß wenigstens in diesem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten sey, ergriff er die Feder und schrieb an seinen vermeintlichen Gemahl,

nach einer Form, wie er sie einst in einem alten Buche gelesen; er schrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reise mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Absicht zutrauen kann. Sie werden mich so lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von zwanzigtausend Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung ist dabei, daß sie nicht im mindesten über die Sache bei der Obrigkeit sich beschweren, noch ihre Hülfe nachsuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldschenke im Spessart schicken; widrigenfalls ist mir mit längerer und harter Gefangenschaft gedroht.

Es fleht Sie um schleunige Hülfe an, Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Bestimmung an," fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieser Personen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückschicken."

„Der Jäger und dieser Herr hier werden mich begleiten," antwortete Felix.

„Gut," entgegnete jener, indem er an die Thüre ging und die Kammerfrau herbeirief, „so unterrichten Sie diese Frau, was sie zu thun habe."

Die Kammerfrau erschien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er sich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken stärkte, gab ihm auch jetzt wieder seine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter aufzutragen," sprach er, „als daß du den Grafen bittest, mich so bald als möglich aus dieser unglücklichen Lage zu reißen." —

„Und," fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueste und ausdrücklichste empfehlen, daß er alles verschweige und nichts gegen uns unternehme, bis seine Gemahlin in seinen Händen ist. Unsere Kundschafter würden uns bald genug davon unterrichten und ich möchte dann für nichts stehen."

Die zitternde Kammerfrau versprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsstücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man sich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geschehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix stand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei stiegen, begleitet von dem Anführer der Räuber, die Treppe hinab.

Vor der Waldschenke standen viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewiesen, ein anderes, ein schönes kleines Thier mit einem Damensattel versehen, stand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldschmied in den Sattel, schnallte ihn fest und bestieg dann selbst sein Roß. Er stellte sich zur Rechten der Dame auf,

zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weise waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem sich auch die übrige Bande zu Pferd gesetzt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verschwunden.

Die Gesellschaft, die im obern Zimmer versammelt war, erholte sich nach diesem Auftritt allmälig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geschehen pflegt, vielleicht sogar heiter gewesen, hätte sie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beschäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldschmieds aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn sie bedachte, daß sie einem Menschen so unendlich viel zu verdanken habe, dem sie nie zuvor Gutes gethan, den sie nicht einmal kannte. Ein Trost war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten sie ihn doch trösten, wenn sich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verschlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen sich noch mit einander, was zu thun sey. Die Gräfin beschloß, da ja sie kein Schwur gegen den Räuber binde, sogleich zu ihrem Gemahl zurückzureisen und alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, sie zu befreien; der Fuhrmann versprach, nach Aschaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelschmied aber wollte seine Reise fortsetzen.

Die Reisenden wurden in dieser Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenstille herrschte in der Waldschenke, die noch vor kurzem der Schauplatz so schrecklicher Scenen gewesen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu der Wirthin hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten sie schnell zurück und berichteten, daß sie die Wirthin und ihr Gesinde in einem elenden Zustande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beistand.

Die Reisenden sahen sich bei dieser Nachricht erstaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelschmied, „so sollten diese Leute dennoch unschuldig seyn? so hätten wir ihnen Unrecht gethan, und sie standen nicht im Einverständniß mit den Räubern?“

„Ich lasse mich aufhängen statt ihrer,“ erwiederte der Fuhrmann, „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dies alles ist nur Betrug, um nicht überwiesen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieser Wirthschaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht sogleich erschienen und mürrisch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch sie sind unser, wenigstens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgesehen, hätte uns die Wirthin nicht so mißtrauisch gemacht, wir wären nicht zusammengestanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigsten unsere Thüre bewacht, und diese Verwechslung des braven jungen Burschen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie stimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beschlossen, auch die Wirthin und ihr Gesinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch um sie desto sicherer zu machen, wollten sie sich jetzt nichts merken lassen. Die Bedienten und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten sich so mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäste noch mehr zu versöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden und lud sie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte seine Zeche, nahm von seinen Leidensgenossen Abschied und fuhr seine Straße. Nach diesem machten sich die beiden Handwerksbursche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldschmieds war, so drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel schwerer wurde ihr um's Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecherische Hand hinstreckte, um Abschied zu nehmen. „Ei, was seyd Ihr doch für ein junges Blut," rief sie beim Anblick des zarten Jungen, „noch so jung und schon in die Welt hinaus! Ihr seyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meister aus der Werkstatt jagte. Nun, was geht es mich an, schenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reise!"

Die Gräfin wagte vor Angst und Beben nicht zu antworten, sie fürchtete, sich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelschmied merkte es, nahm seinen Gefährten unter den Arm, sagte der Wirthin Ade und stimmte ein lustiges Lied an, während er dem Wald zuschritt.

„Jetzt erst bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als sie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte festnehmen. O, wie will ich euch allen danken! kommt auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reisegenossen bei mir wieder abholen.“

Der Zirkelschmied sagte zu, und während sie noch sprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; schnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame schlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburschen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieselbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldstraße im schnellsten Trabe weggeritten; mit ihren Gefangenen wechselten sie kein Wort, auch unter sich flüsterten sie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges sich veränderte. Vor einer tiefen Waldschlucht machte man endlich Halt. Die Räuber saßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er sich über den harten und eiligen Ritt entschuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu sehr angegriffen sey.

Felix antwortete ihm so zierlich als möglich, daß er sich nach Ruhe sehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen steilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war so schmal und abschüssig, daß der Anführer oft seine Dame unterstützen mußte, um sie vor der Gefahr hinabzustürzen zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix sah vor sich beim Schein des anbrechenden Morgens

ein enges kleines Thal von höchstens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Kessel hoch hinanstrebender Felsen lag. Etwa sechs bis acht kleine Hütten waren in dieser Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige schmutzige Weiber schauten neugierig aus diesen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umsprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beste dieser Hütten und sagte ihr, diese sey ausschließlich zu ihrem Gebrauch bestimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelassen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüsseln aus Holz geschnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Palastes. Jetzt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „sey um Gottes willen stille, lieber Junge; glaubst du denn nicht, daß man uns behorcht?“ „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen,“ setzte der Student hinzu.

Dem armen Felix blieb nichts übrig, als stille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger," sagte er, „ich weine nicht aus Angst vor diesen Räubern oder aus Furcht vor dieser elenden Hütte, nein, es ist ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergessen, was ich ihr schnell noch sagte, und dann hält man mich für einen Dieb und ich bin elend auf immer!"

„Aber was ist es denn, daß dich so ängstigt?" fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menschen, der sich bisher so muthig und stark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben," antwortete Felix. „Mein Vater war ein geschickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als sie meinen Vater heirathete wurde sie von der Gräfin, welcher sie gedient hatte, trefflich ausgestattet. Diese blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam wurde sie meine Pathe und beschenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nach einander an einer Seuche starben, und ich ganz allein und verlassen in der Welt stand und ins Waisenhaus gebracht werden sollte, da vernahm die Frau Pathe unser Unglück, nahm sich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, schrieb sie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und sagte zu, und so gab sie mich meinem Meister in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geschick zur Arbeit und brachte es bald so weit, daß mir der Lehrbrief

ausgestellt wurde und ich auf die Wanderschaft mich rüsten konnte. Dies schrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete sie, daß sie das Geld zur Wanderschaft gebe. Dabei schickte sie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich solle sie fassen zu einem schönen Geschmeide, ich solle dann solches als Probe meiner Geschicklichkeit selbst überbringen und das Reisegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf sie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde so schön und zierlich, daß selbst der Meister darüber erstaunte. Als er fertig war, packte ich alles sorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abschied vom Meister und wanderte meine Straße nach dem Schlosse der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „diese schändlichen Menschen und zerstörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert, oder vergißt, was ich ihr sagte, und das schlechte Ränzchen wegwirft, wie soll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? womit soll ich mich ausweisen? woher die Steine ersetzen? und das Reisegeld ist dann auch verloren, und ich erscheine als ein undankbarer Mensch, der anvertrautes Gut so leichtsinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das letztere seyd getrost!" erwiederte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, so wird sie sicherlich ihn ihrem Retter wieder erstatten und ein Zeugniß über diese Vorfälle ausstellen. — Wir

verlassen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anstrengungen dieser Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Gespräch unser Unglück auf Augenblicke vergessen, oder besser noch auf unsere Flucht denken."

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und versuchte, dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er seinen jungen Freund gestärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldschmied, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die sie unter den Hütten gesehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienste zur Aufwartung anbieten. Sie beschlossen, um ungestört zu seyn, diese Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte häßliche Zigeunerweib kam, das Frühstück vorsetzte und mit grinsender Freundlichkeit fragte, ob sie nicht sonst noch zu Diensten seyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als sie noch zauderte, scheuchte sie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was sie sonst noch von dem Lager der Räuber gesehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, schönste Frau Gräfin," sprach er, „scheint ursprünglich für den Hauptmann bestimmt. Sie ist nicht so geräumig, aber schöner als die übrigen. Außer dieser sind noch sechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern sind selten mehr als sechs zu Hause. Einer steht nicht weit von dieser Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein

dritter hat den Lauerposten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden sie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben sich liegen, und sie alle sind so wachsam, daß man keinen Fuß aus der Hütte setzen kann, ohne daß sie anschlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchstehlen können."

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden," entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, so lasset uns lieber jetzt von etwas anderem reden und nicht lange voraus schon kummervoll seyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen, etwas zu erzählen, fahrt jetzt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern."

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war," antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen und seyd stehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlen-Peter aus der Thüre warfen."

„Gut, jetzt entsinne ich mich wieder," entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren."

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte ging, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er

geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit strengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, gestand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ists nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Versen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerst gesprochen, als halte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter bis an die Grenze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er beinahe athemlos: „Holländer-Michel, Herr Holländer-Michel!“ gerufen, als auch schon der riesengroße Flötzer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst du?“ sprach dieser lachend, „haben sie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nun, sey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm,“ fuhr er fort und wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir handelseinig werden.“

„Handelseinig?“ dachte Peter, „was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abschüssigen Schlucht; Holländer-Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthum und reichte ihm einen Arm, so lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Todtenglocke: „setz' dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, so wirst du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer-Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen

waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten sie, und Holländer-Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen, und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was, sag' an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte, denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest du einen Arzt gehalten. Segen? ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein

Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, sondern dein Herz; du hast dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannst nichts dagegen thun! aber gib mir das kleine pochende Ding und du wirst sehen, wie gut du es dann hast."

„Euch, mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen, „da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war

eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ sprach Holländer-Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies,“ antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer-Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust.“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum soll denn ein Herz warm seyn? im Winter nützt dir die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, — du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt; und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz.“

„Und das ist alles, was Ihr mir geben könnet,“ fragte Peter unmuthig, ich hoffte auf Geld und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest du für's Erste genug; wenn du es geschickt umtreibst, kannst du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttausend!“ rief der arme Köhler freudig, „nun, so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig seyn miteinander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen.“

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Bursche seyst;“ antwortete der Holländer, freundlich lächelnd, komm, laß uns noch eins trinken und dann will ich das Geld auszahlen.“

So setzten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es selbst sey, der in diesem Wagen sitze; denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das ist ausgemacht, und kein anderer!“ Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum ersten Mal aus der stillen Heimath, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog; selbst nicht, als er an seine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend saß, konnte er eine Thräne aus dem Auge pressen oder nur seufzen; denn es war ihm alles so gleichgültig. „Ach freilich,“

sagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer-Michel, — das meine ist kalt und von Stein.“

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort und rührte sich nichts; „wenn er mit den Hunderttausenden so gut Wort hält, wie mit dem Herz, so soll es mich freuen,“ sprach er und fing an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art, wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld; endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schaute aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild seines Wirtshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz, sein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude am Essen und Trinken und der Schlaf, und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus langer Weile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht ins Thal, Musik und

Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfachste Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht; wenn andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sey, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, sondern Oede, Ueberdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald seiner Heimath erblickte, als er zum ersten Mal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimathlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend, vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber — wie konnte er nur so thöricht seyn, er hatte ja ein Herz von Stein, und Steine sind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer-Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel, sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles gesehen, ist aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor manchem, ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte.

Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es dir nicht fehlen, dann sollst du dein weiches rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter, gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dir nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warst hattest du Langeweile, und schiebst jetzt alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr

das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann stand er jetzt in enger Freundschaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen heraus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen und die Kinder winselten um ein Stücklein Brod; aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flohen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib;" das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen; da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgenloses Alter hätte bereiten können. Aber

das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sey eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmeß. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwalds hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr,

als er hörte, es sey dies der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen; sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; als aber Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast du was mitgebracht ins Haus, das du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus, wie eine Fürstin. Noch einmal laß dich betreten, so sollst du meine Hand fühlen!“ Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft, lieber daheim zu seyn in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könnte, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Thüre saß und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut

und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkürlich in die Tasche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die schöne Lisbeth im ganzen Wald verschrien wurde, und es hieß, sie sey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schönes Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen schweren Sack, und sie hört ihn schon von weitem keuchen. Theilnehmend sieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein, „ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in Eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen," antwortete er; „ach so eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dies hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm

war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sey, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen, als Wasser, da Ihr schon so gar alt seyd," sprach sie, „aber trinket nicht zu hastig und esset auch Brod dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen alten Augen standen; er trank und sprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wüßten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn soll sie zur Stelle haben!" schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibst du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung; aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dies sah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte sich herab, zu

ſchauen, ob noch Leben in ihr ſey, aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter! es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwald, aber du haſt ſie zertreten und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab' ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du und deine betrügeriſchen Schätze! du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn, wie Suppenteller, und ſein Mund war wie ein eingeheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchützte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten.

„Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses todten Weibes willen, die mich gespeist und gekränkt hat, gebe ich dir acht Tage Frist. Bekehrst du dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährst hin in deinen Sünden.“

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbei gingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Wasser herbei und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth; aber keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich in sein Haus und schaute sich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor nichts, denn sein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seine Hunde gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft

geben, wenn er käme und fragte: „wo ist meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth seyn, die ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen dies und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher seyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an: „was willst du damit sagen? willst du mich foppen? Meinst du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt du es? Pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!“ antwortete Peter Munk. „Aber sag mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?“

„Was kümmert dich dies, Gesell?“ fragte Ezechiel lachend, „hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor solchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ sagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündiget hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich!“ erwiederte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnahmlos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke.“

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er sie getödtet, aber wenn er

dem Gesinde sagte, seine Frau sey verreist, so dachte er immer dabei: „wohin mag sie wohl gereist seyn?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an, setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viele hundert Jahre alt,
Dein ist all Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn.“

Da kam das Glasmännlein hervor; aber nicht freundlich und traulich, wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schatzhauser!“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?“ sagte jener, „du hast alles, was du für deinen schlechten Sinn

bedarfst, und ich werde schwerlich deinen Wunsch erfüllen."

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab ich immer noch übrig."

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er thöricht ist," fuhr der Waldgeist fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willst?"

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz," sprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?" fragte das Glasmännlein, „bin ich der Holländer-Michel, der Reichthum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz suchen?"

„Ach, er gibt es mir nimmer zurück," antwortete Peter traurig.

„Du dauerst mich, so schlecht du auch bist," sprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunsch nicht thöricht ist, so kann ich dir wenigstens meine Hülfe nicht versagen. So höre: dein Herz kannst du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten, denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht schaden, und er wird dich frei lassen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirst. Und hast du dann, was du verlangt hast, erhalten, so komm wieder zu mir an diesen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte sich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer-Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen und alsobald stand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?“ fragte er ihn mit schrecklichem Lachen, „hätt' es auch so gemacht, sie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirst auf einige Zeit außer Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und du brauchst wohl Geld und kommst, um es zu holen.“

„Du hast's errathen,“ erwiederte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika ist's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hin zählte, sprach Peter: „du bist ein loser Vogel, Michel, daß du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und du habest mein Herz!“

„Und ist es denn nicht so?“ fragte Michel staunend, „fühlst du denn dein Herz? ist es nicht kalt wie Eis? Hast du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß du uns angelogen hast; du bist nicht der Mann dazu, der einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reißen könnte; da müßtest du zaubern können.“

„Aber ich versichere dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir

gehalten, haben solche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer."

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!" lachte Peter. „Das mach' du einem andern weiß. Meinst du, ich habe auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Dutzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst du nicht."

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz! siehst du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen."

„Und doch ist es aus Wachs," antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst du nicht!"

„Aber ich will es dir beweisen!" rief jener ärgerlich, „du sollst es selbst fühlen, daß dies dein Herz ist." Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und setzte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es dir jetzt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du hast doch Recht gehabt," antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!"

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das siehst du; aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hinein setzen."

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal bist du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kliener, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Urmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinst du, Kohlen-Peter?“

fragte er, „hast du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Brust?“

„Ach Herr!“ seufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren so trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja selbst — wie meine Peitsche auf ihre schöne Stirne fiel.“

„Peter, du warst ein großer Sünder!“ sprach das Männlein. „Das Geld und der Müssiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, das dir dein Leben recht leid thut, so könnte ich schon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus! kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen! was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau? Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein, „wenn du nicht anders willst, so kannst du es haben; meine Art hab' ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und ging hinter die Tanne,

Peter aber setzte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „jetzt wird er kommen.“

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr seyd da, Mutter, und habt mir vergeben?“

„Sie wollen dir verzeihen,“ sprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlst und alles soll vergessen seyn. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und sey ein Köhler, wie zuvor; bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hättest.“ So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die drei lobten und segneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters stand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all seinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauerhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie schön!“ sagte Frau Lisbeth, „und hier ist mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser,“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anders als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollet!“ rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und ging nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswamms auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute neue badische Thaler und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare

hatte, sagte er: „es ist doch besser, zufrieden zu seyn mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Es mochten schon etwa fünf Tage vergangen seyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen saßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und seinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch sehnten sie sich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, desto höher stieg auch ihre Angst vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger seinen Leidensgenossen, daß er entschlossen sey, in dieser Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Er munterte seine Gefährten zu gleichem Entschluß auf und zeigte ihnen, wie sie ihre Flucht ins Werk setzen könnten. „Den, der uns zunächst steht, nehme ich auf mich; es ist Nothwehr und Noth kennt kein Gebot, er muß sterben.

„Sterben?“ rief Felix entsetzt, „Ihr wollt ihn todtschlagen?“

„Das bin ich fest entschlossen, wenn es darauf ankommt, zwei Menschenleben zu retten. Wisset, daß ich die Räuber mit besorglicher Miene habe flüstern hören, im Wald werde nach ihnen gestreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böse Absicht der Bande, sie schimpften auf uns, und gaben zu verstehen, wenn die Räuber angegriffen würden, so müßten wir ohne Gnade sterben.“

„Gott im Himmel!“ rief der Jüngling entsetzt und verbarg sein Gesicht in die Hände.

nützlich zu seyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war, „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abenteuer begegnen sollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!" entgegnete der Student, „nachdem Ihr Eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert."

Dieser letztere Gedanke tröstete den jungen Goldschmied. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Besorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten sie die nächsten Stunden. Es war schon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und sprach: „Frau Gräfin, um unsere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig diese Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marsch an.“ Nach diesen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte schwören, diese steht Euch noch besser als die erste!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübsches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er sich gerüstet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu, er legte sie zu einem kleinen Bündel zusammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, sie ihm zu schenken, und sie dann sein ganzes Leben hindurch zum Andenken an diese merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollständig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchse, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirschfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es sehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix diese Waffe empfing, dem Räuber seinen

nützlich zu seyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefängenen athmeten freier, als er hinweggegangen war, „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abenteuer begegnen sollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!" entgegnete der Student, „nachdem Ihr Eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert."

Dieſer letztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmied. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an.“ Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer als die erſte!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübſches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu, er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen

wahren Stand verrathen können. Als sie behutsam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Posten an der Hütte diesmal nicht besetzt sey. So war es möglich, daß sie unbemerkt an den Hütten vorbeischleichen konnten, doch schlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinaufführte, sondern er näherte sich einem Felsen, der ganz senkrecht, und wie es schien, unzugänglich vor ihnen lag. Als sie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerksam, die an dem Felsen her abgespannt war. Er warf seine Büchse auf den Rücken und stieg zuerst hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger stieg zuletzt herauf. Hinter diesem Felsen zeigte sich ein Fußpfad, den sie einschlugen und rasch vorwärts gingen.

„Dieser Fußpfad," sprach der Hauptmann, „führt nach der Aschaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, sich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen sie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten sie an; der Hauptmann lud Felix ein, sich auf einen Baumstamm zu setzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflasche mit altem Wein hervor und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon stoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In diesem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der

Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen."

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Fürſprache geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße; der Tag fing an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes: „Halt! Steht!" gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen. vor dem kommandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blitzen, eine große Schaar ſchien den Wald beſetzt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher" und „wohin," ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!" „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels."

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen, der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie gerettet worden und wer der vierte ſey, welcher ſie begleitete.

Erfreut über diese Nachricht, traf der Major sogleich seine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu lassen, den jungen Goldschmied aber führte er zu seinen Kameraden, stellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet habe, und alle schüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht satt werden, sich von ihm und den andern ihre Schicksale erzählen zu lassen.

Indessen war es völlig Tag geworden. Der Major beschloß, die Befreiten selbst bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächste Dorf, wo sein Wagen stand, und dort mußte sich Felix zu ihm in den Wagen setzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und so zogen sie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldschenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben so reißend ging jetzt die Sage von seiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin sie zogen, die Straßen gedrängt voll Menschen standen, die den jungen Helden sehen wollten. Alles drängte sich zu, als der Wagen langsam hereinfuhr. „Das ist er!“ riefen sie, „seht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldschmiedsjunge!“ und ein tausendstimmiges „Hoch!“ füllte die Lüfte.

Felix war beschämt, gerührt von der rauschenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick

stand ihm auf dem Rathhause der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn!“ rief er, „du hast mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! du hast mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer solchen Gefangenschaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der diese Worte sprach. So sehr sich Felix sträuben mochte, einen Lohn für seine Aufopferung zu bestimmen, so unerbittlich schien der Graf darauf bestehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schicksal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie diese Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht sowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edeln Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl seiner Bitte ablegte, versprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demselben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldschmied nach seinem Schlosse, wo die Gräfin, noch immer besorgt wegen des Schicksals des jungen Mannes, der sich für sie geopfert, sehnsuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beschreibt ihre Freude, als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; sie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter so unendlich

viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige [illegible]n," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. [illegible]Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; [illegible]) die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht [illegible]. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch [illegible]s belohnen wollet, so erhaltet mir Eure [illegible]anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall [illegible]rer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf [illegible]ß ich Euch darum bitten werde." Noch lange

drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!“ rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ sprach sie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?“

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe.“

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen

„Wie? diese Steine!“ rief sie, „

Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „mein

hat mir die Steine geschickt, ich habe sie

auf dem Wege, sie selbst zu überbringen.“

viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Eure Gnade statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange

drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!“ rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ sprach sie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?“

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe.“

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie? diese Steine!“ rief sie, „und für Eure Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen.“

Gerührt sah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So bist du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief sie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr so schnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und sah sie bestürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ sprach sie gerührt zu ihrem staunenden Gemahl, „das ist ja Felix, unser Pathchen,“ der Sohn unserer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wolltest; so hast du deine Pathin gerettet, ohne es zu wissen.“

„Wie? seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die so viel an mir und meiner Mutter gethan? und dies ist das Schloß Marienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geschick, das mich so wunderbar mit Euch zusammentreffen ließ; so hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maaß, meine große Dankbarkeit bezeigen können!“

„Du hast mehr an mir gethan,“ erwiederte sie, als ich je an dir hätte thun können; doch so lange ich lebe will ich dir zu zeigen suchen, wie unendlich viel wir alle dir schuldig sind. Mein Gatte soll dein Vater, meine Kinder deine Geschwister, ich selbst will deine treue Mutter seyn, und dieser Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchsten Noth, soll meine beste Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So sprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterstützte den glücklichen Felix auf seinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geschickter Arbeiter

in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmied, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahr Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmied aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmied ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dies hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackere Meister Goldschmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Spessart.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Eure Gnade statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange

drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!“ rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ sprach sie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?“

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe.“

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie? diese Steine!“ rief sie, „und für Eure Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen.“

Gerührt sah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So bist du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief sie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr so schnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und sah sie bestürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ sprach sie gerührt zu ihrem staunenden Gemahl, „das ist ja Felix, unser Pathchen,“ der Sohn unserer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wolltest; so hast du deine Pathin gerettet, ohne es zu wissen.“

„Wie? seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die so viel an mir und meiner Mutter gethan? und dies ist das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geschick, das mich so wunderbar mit Euch zusammentreffen ließ; so hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maaß, meine große Dankbarkeit bezeigen können!“

„Du hast mehr an mir gethan,“ erwiederte sie, als ich je an dir hätte thun können; doch so lange ich lebe will ich dir zu zeigen suchen, wie unendlich viel wir alle dir schuldig sind. Mein Gatte soll dein Vater, meine Kinder deine Geschwister, ich selbst will deine treue Mutter seyn, und dieser Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchsten Noth, soll meine beste Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So sprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterstützte den glücklichen Felix auf seinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geschickter Arbeiter

in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmied, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahr Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmied aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmied ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dies hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackere Meister Goldschmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Spessart.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackere Meister Goldschmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Spessart.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

MEMOIREN DES SATANS.

W. Hauffs

sämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlstichen.

Sechster Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.
1837.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Der Herausgeber macht eine interessante Bekanntschaft.

Wer wie der Herausgeber und Uebersetzer vorliegender merkwürdiger Aktenstücke in den letzten Tagen des Septembers 1822 in Mainz war und in dem schönen Gasthof zu den drei Reichskronen logirte, wird gewiß diese Tage nicht unter die verlorenen seines Lebens rechnen.

Es vereinigte sich damals alles, um das Gasthofleben, sonst nicht gerade das angenehmste, das man führen kann, angenehm zu machen. Feine Weine, gute Tafel, schöne Zimmer hätte man auch sonst wohl dort gefunden, seltener, gewiß sehr selten so ausgesuchte Gesellschaft. Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben, weder vor- noch nachher einen meiner damaligen Tisch- und Hausgenossen gesehen zu haben, und dennoch schlang sich in jenen glücklichen Tagen ein so zartes enges Band der Geselligkeit um uns, wie ich es unter Fremden, deren keiner den andern kannte oder seine

näheren Verhältnisse zu wissen wünschte, nie für möglich gehalten hätte.

Der schöne Herbst von 1822, mit seiner erfreulichen Aussicht, dieser Herbst, am Rhein genossen, mag allerdings zu dieser ruhigen Heiterkeit des Gemüths, zu diesem Hingeben jedes einzelnen für die Gesellschaft beigetragen haben; aber nicht mit Unrecht glaube ich diese Erscheinung einem sonderbaren, mir nachher höchst merkwürdigen Mann zuschreiben zu müssen.

Ich war schon beinahe anderthalb Tage in den drei Reichskronen vor Anker gelegen; hätte mich nicht ein Freund, den ich seit langen Jahren nicht gesehen hatte, auf den fünfundzwanzigsten oder dreißigsten bestellt, ich wäre nicht mehr länger geblieben, denn die schrecklichste Langeweile peinigte mich. Die Gesellschaft im Hause war anständig, freundlich sogar, aber kalt; man ließ einander an der Seite liegen, wenig bekümmert um das Wohl oder das Weh des Nachbars; wie man einander die schönen geschmorten Fische, den feinen Braten oder die Salatière darzubieten habe, wußte jeder, „aber das Genie, ich meine den Geist," wies sich nicht gehörig an der Tafel, noch weniger nachher aus.

Ich sah eines Nachmittags aus meinem Fenster auf den freien Platz vor dem Hotel herab, und dachte nach über meine Forderungen an die Menschen überhaupt und an die Gasthofmenschen (worunter ich nicht Wirth und Kellner allein verstand) insbesondere, da rasselte ein Reisewagen über das Steinpflaster der engen Seitenstraße und hielt gerade unter meinem Fenster.

Der geschmackvolle Bau des Wagens ließ auf eine elegante Herrschaft schließen; sonderbar war es übrigens, daß weder auf dem Bock, noch hinten im Capriolet ein Diener saß, was doch eigentlich zu den vier Postpferden, mit welchen der Wagen bespannt war, nothwendig gepaßt hätte.

„Vielleicht ein kranker Herr, den sie aus dem Wagen tragen müssen," dachte ich und richtete die Lorgnette genau auf die Hand des großen stattlichen Oberkellners, der den Schlag öffnete.

„Zimmer vakant?" rief eine tiefe wohltönende Männerstimme.

„So viele Euer Gnaden befehlen," war die Antwort des Giganten.

Eine große schlanke Gestalt schlüpfte schnell aus dem Wagen und trat in die Halle.

„Nro. 12 und 13!" rief die gebietende Stimme des Oberkellners, und Jean und Georg flogen im Wettlauf die Treppe hinan.

Die Wagenthüre war offen geblieben, aber noch immer wollte kein zweiter herausſteigen.

Der Oberkellner stand verwundert am Wagen, zweimal hatte er hineingesehen und immer dabei mit dem Kopf geschüttelt.

„Bst, Herr Oberkellner, auf ein Wort!" rief ich hinab, „wer war denn —"

„Werde gleich die Ehre haben," antwortete der Gefällige und trät bald darauf in mein Zimmer.

„Eine sonderbare Erscheinung," sagte ich zu ihm; „ein schwerer Wagen mit vier Pferden und nur ein einzelner Herr ohne alle Bedienung."

„Gegen alle Regel und Erfahrung," versicherte jener, „ganz sonderbar, ganz sonderbar; jedoch der Postillon versicherte, es sey ein Guter, denn er gab immer zwei Thaler schon seit acht Stationen. Vielleicht ein Engländer von Profession, die haben alle etwas Apartes."

„Wissen sie den Namen nicht?" fragte ich neugieriger, als es sich schickte.

„Wird erst beim Souper auf die Schiefertafel geschrieben," antwortete jener; „haben der Herr Doktor sonst noch etwas?" —

Ich wußte zu meinem Verdruß im Augenblicke nichts; er ging und ließ mich mit meinen Conjekturen über den Einsamen im achtsitzigen Wagen allein.

Als ich Abends zur Tafel hinabging, schlüpfte der Kellner an mir vorüber, eine ungeheure Schiefertafel in der Hand. Er wurde mich kaum gewahr, als er in einer Hand ein Licht, in der andern die Tafel, vor mich hintrat, mir solche präsentirend.

„v. Natas, Particulier," stand aufgeschrieben. „Hat er noch keine Bedienung?" fragte ich.

„Nein," war die Antwort, „er hat zwei Lohnlakaien angenommen, die ihn aber weder aus- noch ankleiden dürfen.

Als ich in den Speisesaal trat, hatte sich die Gesellschaft schon niedergelassen, ich eilte still an meinen Stuhl, gegenüber saß Herr v. Natas.

Hatte dieser Mann schon vorher meine Neugierde erregt, so wurde er mir jetzt um so interessanter, da ich ihn in der Nähe sah.

Das Gesicht war schön, aber bleich, Haar, Auge und der volle Bart von glänzendem Schwarz, die weißen Zähne, von den fein gespaltenen Lippen oft enthüllt, wetteiferten mit dem Schnee der blendend weißen Wäsche. War er alt? war er jung? man konnte es nicht bestimmen; denn bald schien sein Gesicht mit seinem pikanten Lächeln, das ganz leise in dem Mundwinkel anfängt und wie ein Wölkchen um die fein gebogene Nase zu dem muthwilligen Auge hinauf zieht, früh gereifte und unter dem Sturm der Leidenschaften verblühte Jugend zu verrathen; bald glaubte man einen Mann von schon vorgerückten Jahren vor sich zu haben, der durch eifriges Studium einer reichen Toilette sich zu conserviren weiß.

Es gibt Köpfe, Gesichter, die nur zu einer Körperform passen und sonst zu keiner andern. Man werfe mir nicht vor, daß es Sinnentäuschung sey, daß das Auge sich schon zu sehr an diese Form, wie sie die Natur gegeben, gewöhnt habe, als daß es sich eine andere Mischung denken könnte. Dieser Kopf konnte nie auf einem untersetzten wohlbeleibten Körper sitzen, er durfte nur die Krone einer hohen, schlanken, zart gebauten Gestalt seyn. So war es auch, und die gedankenschnelle Bewegung der Gesichtsmuskeln, wie sie in leichtem Spott um den Mund, im tiefen Ernst um die hohe Stirne spielen, drückte sich auch in dem Körper durch die würdige, aber bequeme Haltung, durch die schnelle runde, beinahe zierliche Bewegung der Arme, überhaupt in dem leichten königlichen Anstande des Mannes aus.

So war Herr von Natas, der mir gegenüber an der Abendtafel saß. Ich hatte während der ersten Gänge

Muße genug, diese Bemerkungen zu machen, ohne dem interessanten vis-à-vis durch neugieriges Anstarren beschwerlich zu fallen. Der neue Gast schien übrigens noch mehrere Beobachtungen zu veranlassen, denn von dem obern Ende der Tafel waren diesen Abend die Brillen mehrerer Damen in immerwährender Bewegung, mich und meine Nachbarn hatten sie über dem Mittagessen höchstens mit bloßem Auge gemustert.

Das Dessert wurde aufgetragen, der Direktor der vorzüglichen Tafelmusik ging umher, seinen wohlverdienten Lohn einzusammeln. Er kam an den Fremden. Dieser warf einen Thaler unter die kleine Münzensammlung und flüsterte dem überraschten Sammler etwas ins Ohr. Mit drei tiefen Bücklingen schien dieser zu bejahen und zu versprechen, und schritt eilig zu seiner Kapelle zurück. Die Instrumente wurden aufs neue gestimmt.

Ich war gespannt, was jener wohl gewählt haben könnte; der Direktor gab das Zeichen, und gleich in den ersten Takten erkannte ich die herrliche Polonaise von Osinsky. Der Fremde lehnte sich nachlässig in seinen Stuhl zurück, er schien nur der Musik zu gehören; aber bald bemerkte ich, daß das dunkle Auge unter den langen schwarzen Wimpern rastlos umherlief, es war offenbar, er musterte die Gesichter der Anwesenden, und den Eindruck, den die herrliche Polonaise auf sie machte.

Wahrlich! dieser Zug schien mir einen geübten Menschenkenner zu verrathen. Zwar wäre der Schluß unrichtig, den man sich aus der wärmern oder kältern Theilnahme an dem Reich der Töne auf die größere

oder geringere Empfänglichkeit des Gemüths für das Schöne und Edle ziehen wollte; heult ja doch auch selbst der Hund bei den sanften Tönen der Flöte, das Pferd dagegen spitzt die Ohren bei dem muthigen Schmettern der Trompeten, stolzer hebt es den Nacken und sein Tritt ist fester und straffer.

Aber dennoch konnte man nichts Unterhaltenderes sehen, als die Gesichter der verschiedenen Personen bei den schönsten Stellen des Stückes; ich machte dem Fremden mein Kompliment über die glückliche Wahl dieser Musik, und schnell hatte sich zwischen uns ein Gespräch über die Wirkung der Musik auf diese oder jene Charaktere entsponnen.

Die übrigen Gäste hatten sich indessen verlaufen, nur einige, die in der Ferne auf unser Gespräch gelauscht hatten, rückten nach und nach näher. Mitternacht war herangekommen, ohne daß ich wußte wie; denn der Fremde hatte uns so tief in alle Verhältnisse der Menschen, in alle ihre Neigungen und Triebe hineinblicken lassen, daß wir uns stille gestehen mußten, nirgends so tiefgedachte, so überraschende Schlüsse gehört oder gelesen zu haben.

Von diesem Abend an ging uns ein neues Leben in den drei Reichskronen auf. Es war als habe die Freude selbst ihren Einzug bei uns gehalten, und feiere jetzt ihre heiligsten Festtage; Gäste, die sich nie hätten einfallen lassen, länger als eine Nacht hier zu bleiben, schlossen sich an den immer größer werdenden Zirkel an, und vergaßen, daß nfieuter Menschen sich befinden, die der Zufall aus allen Weltgegenden zusammengeschneit

hatte. Und Natas, dieses seltsame Wesen, war die Seele des Ganzen. Er war es, der sich, sobald er sich nur erst mit seinen nächsten Tischnachbarn bekannt gemacht hatte, zum Maître de plaisir hergab. Er veranstaltete Feste, Ausflüge in die herrliche Gegend und erwarb sich den innigen Dank eines jeden. Hatte er aber schon durch die sinnreiche Auswahl des Vergnügens sich alle Herzen gewonnen, so war dies noch mehr der Fall, wenn er die Conversation führte.

Jenes ergötzliche Mährchen von dem Hörnchen des Oberon schien ins Leben getreten zu seyn; denn Natas durfte nur die Lippen öffnen, so fühlte jeder zuerst die lieblichsten Saiten seines Herzens angeschlagen, auf leichten Schwingen schwirrte dann das Gespräch um die Tafel, muthwilliger wurden die Scherze, kühner die Blicke der Männer, schalkhafter das Kichern der Damen, und endlich rauschte die Rede in so fesselosen Strömen, daß man nachher wenig mehr davon wußte, als daß man sich göttlich amüsirt habe.

Und dennoch war der Zauberer, der diese Lust herauf beschwor, weit entfernt, je ins Rohe, Gemeine hinüberzuspielen. Er griff irgend einen Gegenstand, eine Tagesneuigkeit auf, erzählte Anekdoten, spielte das Gespräch geschickt weiter, wußte jedem seine tiefste Eigenthümlichkeit zu entlocken und ergötzte durch seinen lebhaften Witz, durch seine warme Darstellung, die durch alle Schattirungen, von dem tiefsten Gefühl der Wehmuth, bis hinauf an jene Ausbrüche der Laune streifte, welche in dem sinnlichsten, reizendsten Kostüm auf der feinen Grenze des Anstandes gaukeln.

Manchmal schien es zwar, es möchte weniger gefährlich gewesen seyn, wenn er dem Heiligen, das er antastete, geradezu Hohn gesprochen, das Zarte, das er benagte, geradezu zerrissen hätte; jener zarte geheimnißvolle Schleier, mit welchem er dies oder jenes verhüllte, reizte nur zu dem lüsternen Gedanken, tiefer zu blicken, und das übrige Spiel der Phantasie gewann in manchem Köpfchen unsrer schönen Damen nur noch mehr Raum; aber man konnte ihm nicht zürnen, nicht widersprechen; seine glänzenden Eigenschaften rissen unwiderstehlich hin, sie umhüllten die Vernunft mit süßem Zauber, und seine kühnen Hypothesen schlichen sich als Wahrheit in das unbewachte Herz.

Zweites Kapitel.

Der schauerliche Abend.

So hatte der geniale Fremdling mich und zwölf bis fünfzehn Herren und Damen in einen tollen Strudel der Freude gerissen. Beinahe alle waren ohne Zweck in diesem Haus, und doch wagte keiner, den Gedanken an die Abreise sich auch nur entfernt vorzustellen. Im Gegentheil, wenn wir Morgens lange ausgeschlafen, Mittags lange getafelt, Abends lange gespielt und Nachts lange getrunken, geschwatzt und gelacht hatten, schien der Zauber, der uns an dieses Haus band, nur eine neue Kette um den Fuß geschlungen zu haben.

Doch es sollte anders werden, vielleicht zu unserm Heil. An dem sechsten Tage unseres Freudenreiches,

einem Sonntag, war unser Herr v. Natas im ganzen Gasthof nicht zu finden. Die Kellner entschuldigten ihn mit einer kleinen Reise; er werde vor Sonnenuntergang nicht kommen, aber zum Thee, zur Nachttafel unfehlbar da seyn.

Wir waren schon so an den Unentbehrlichen gewöhnt, daß uns diese Nachricht ganz betreten machte, es war uns, als würden uns die Flügel zusammengebunden und man befehle uns, zu fliegen.

Das Gespräch kam, wie natürlich, auf den Abwesenden und auf seine auffallende glänzende Erscheinung. Sonderbar war es, daß es mir nicht aus dem Sinne kommen wollte, ich habe ihn, nur unter einer andern Gestalt, schon früher einmal auf meinem Lebenswege begegnet; so abgeschmackt auch der Gedanke war, so unwiderstehlich drängte er sich mir immer wieder auf. Aus früheren Jahren her erinnerte ich mich nämlich eines Mannes, der in seinem Wesen, in seinem Blick hauptsächlich, große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Jener war ein fremder Arzt, besuchte nur hie und da meine Vaterstadt, und lebte dort immer von Anfang sehr still, hatte aber bald einen Kreis von Anbetern um sich versammelt. Die Erinnerung an jenen Menschen war mir übrigens fatal, denn man behauptete, daß, so oft er uns besucht habe, immer ein bedeutendes Unglück erfolgt sey, aber dennoch konnte ich den Gedanken nicht los werden, Natas habe die größte Aehnlichkeit mit ihm, ja es sey eine und dieselbe Person.

Ich erzählte meinen Tischnachbarn den unablässig mich verfolgenden Gedanken und die unangenehme

Vergleichung eines mir so grausenhaften Wesens, wie der Fremde in meiner Vaterstadt war, mit unserm Freunde, der so ganz meine Achtung und Liebe sich erworben hatte; aber noch unglaublicher klingt es vielleicht, wenn ich versichere, daß meine Nachbarn ganz den nämlichen Gedanken hatten; auch sie glaubten unter einer ganz andern Gestalt unsern geistreichen Gesellschafter gesehen zu haben.

„Sie könnten einem ganz bange machen," sagte die Baronin von Thingen, die nicht weit von mir saß, „Sie wollen unsern guten Natas am Ende zum ewigen Juden oder, Gott weiß, zu was sonst noch machen!"

Ein kleiner, ältlicher Herr, Professor in T., der seit einigen Tagen sich auch an unsere Gesellschaft angeschlossen, und immer still vergnügt, hie und da etwas weinselig, mitlebte, hatte während unserer „vergleichenden Anatomie," wie er es nannte, still vor sich hingelächelt und mit kunstfertiger Schnelligkeit seine ovale Dose zwischen den Fingern umgedreht, daß sie wie ein Rad anzusehen war.

„Ich kann mit meiner Bemerkung nicht mehr länger hinter dem Berge halten," brach er endlich los, „wenn Sie erlauben, Gnädigste, so halte ich ihn nicht gerade für den ewigen Juden, aber doch für einen ganz absonderlichen Menschen. So lange er zugegen war, wollte wohl hie und da der Gedanke in mir aufblitzen: den hast du schon gesehen, wo war es doch? aber wie durch Zauber krochen diese Erinnerungen zurück, wenn er mich mit dem schwarzen umherspringenden Auge erfaßte."

„So war es mir gerade auch! mir auch! mir auch!“ riefen wir alle verwundert.

„Hm! he, hm!“ lachte der Professor. „Jetzt fällt es mir aber von den Augen wie Schuppen, daß es niemand ist als der, den ich schon vor zwölf Jahren in Stuttgart gesehen habe.

„Wie, Sie haben ihn gesehen und in welchen Verhältnissen?“ fragte Frau von Thingen eifrig, und erröthete bald über den allzugroßen Eifer, den sie verrathen hatte.

Der Professor nahm eine Prise, klopfte den Jabot aus und begann: „Es mögen nun ungefähr zwölf Jahre seyn, als ich wegen eines Prozesses einige Monate in Stuttgart zubrachte. Ich wohnte in einem der ersten Gasthöfe und speiste auch dort gewöhnlich in großer Gesellschaft an der Wirthstafel. Einmal kam ich nach einigen Tagen, in welchen ich das Zimmer hatte hüten müssen, zum ersten Mal wieder zu Tisch. Man sprach sehr eifrig über einen gewissen Herrn Barighi, der seit einiger Zeit die Mittagsgäste durch seinen lebhaften Witz, durch seine Gewandtheit in allen Sprachen entzücke; in seinem Lob waren alle einstimmig, nur über seinen Charakter war man nicht recht einig, denn die einen machten ihn zum Diplomaten, die andern zu einem Sprachmeister, die dritten zu einem hohen Verbannten, wieder andere zu einem Spion. Die Thüre ging auf, man war still, beinahe verlegen, den Streit so laut geführt zu haben; ich merkte, daß der Besprochene sich eingefunden habe und sah —

„Nun, ich bitte Sie! denselben, der uns “—„ denselben, der uns seit einigen Tagen so trefflich unterhält. Dies

wäre übrigens gerade nichts übernatürliches, aber hören Sie weiter: zwei Tage schon hatte uns Herr Barighi, so nannte sich der Fremde, durch seine geistreiche Unterhaltung die Tafel gewürzt, als uns einmal der Wirth des Gasthofs unterbrach: Meine Herren, sagte der Höfliche, bereiten Sie sich auf eine köstliche Unterhaltung, die ihnen morgen zu Theil werden wird, vor; der Herr Oberjustizrath Hasentreffer zog heute aus und zieht morgen ein.

„Wir fragten, was dies zu bedeuten habe, und ein alter grauer Hauptmann, der schon seit vielen Jahren den obersten Platz in diesem Gasthofe behauptete, theilte uns den Schwank mit: Gerade dem Speisesaal gegenüber wohnt ein alter Junggeselle, einsam in einem großen öden Haus; er ist Oberjustizrath außer Dienst, lebt von einer anständigen Pension und soll überdies ein enormes Vermögen besitzen.

„Derselbe ist aber ein kompleter Narr und hat ganz eigene Gewohnheiten, wie z. B. daß er sich selbst oft große Gesellschaft gibt, wobei es immer flott hergeht. Er läßt zwölf Couverts aus dem Wirthshaus kommen, seine Weine hat er im Keller, und einer oder der andere unsrer Marqueurs hat die Ehre, zu serviren. Man denkt vielleicht, er hat allerlei hungrige oder durstige Menschen bei sich? Mit nichten! alte gelbe Stammbuchblätter, auf jedem ein großes Kreuz, liegen auf den Stühlen, dem alten Kauz ist aber so wohl, als wenn er unter den lustigsten Kameraden wäre; er spricht und lacht mit ihnen, und das Ding soll so greulich anzusehen seyn, daß man immer die neuen Kellner dazu braucht, denn wer

einmal bei einem solchen Souper war, geht nicht mehr in das öde Haus.

„Vorgestern war wieder ein Souper, und unser neuer Franz dort schwört Himmel und Erde, ihn bringe keine Seele mehr hinüber. Den andern Tag nach dem Gastmahl kommt dann die zweite Sonderbarkeit des Oberjustizraths. Er fährt Morgens früh aus der Stadt und kehrt erst den andern Morgen zurück, nicht aber in sein Haus, das um diese Zeit fest verriegelt und verschlossen ist, sondern hieher ins Wirthshaus.

„Da thut er dann ganz fremd gegen Leute, welche er das ganze Jahr täglich sieht, speist zu Mittag, und stellt sich nachher an ein Fenster und betrachtet sein Haus gegenüber von oben bis unten.

„Wem gehört das Haus da drüben? fragt er dann den Wirth.

„Pflichtmäßig bückt sich dieser jedesmal und antwortet: Dem Herrn Oberjustizrath Hasentreffer, Ew. Excellenz aufzuwarten."

„Aber, Herr Professor, wie hängt denn Ihr toller Hasentreffer mit unserm Natas zusammen?"

„Belieben Sie sich doch zu gedulden, Herr Doktor," antwortete jener, „es wird Ihnen gleich wie ein Licht aufgehen. Der Hasentreffer beschaut also das Haus und erfährt, daß es dem Hasentreffer gehöre. Ach, derselbe, der in Tübingen zu meiner Zeit studirte? fragt er dann, reißt das Fenster auf, streckt den gepuderten Kopf hinaus, und schreit Ha—a—asentreffer! Ha—a—asentreffer!

„Natürlich antwortet niemand, er aber sagt dann: der Alte würde es mir nie vergessen, wenn ich nicht

bei ihm einkehrte, nimmt Hut und Stock, schließt sein eigenes Haus auf und so geht es nach wie vor.

„Wir alle," fuhr der Professor in seiner Erzählung fort, „waren sehr erstaunt über diese sonderbare Erscheinung, und freuten uns königlich auf den morgenden Spaß. Herr Barighi aber nahm uns das Versprechen ab, ihn nicht verrathen zu wollen, indem er einen köstlichen Scherz mit dem Oberjustizrath vorhabe.

„Früher als gewöhnlich versammelten wir uns an der Wirthstafel und belagerten die Fenster. Eine alte baufällige Chaise wurde von zwei alten Kleppern die Straße herangeschleppt, sie hielt vor dem Wirthshaus; das ist der Hasentreffer, der Hasentreffer! tönte es von aller Mund, und eine ganz besondere Fröhlichkeit bemächtigte sich unser, als wir das Männlein, zierlich gepudert, mit einem stahlgrauen Röcklein angethan, ein mächtiges Meerrohr in der Hand, aussteigen sahen. Ein Schwanz von wenigstens zehn Kellnern schloß sich ihm an, so gelangte er ins Speisezimmer.

„Man schritt sogleich zur Tafel; ich habe selten so viel gelacht, als damals, denn mit der größten Kaltblütigkeit behauptete der Alte, geraden Weges aus Kassel zu kommen, und vor sechs Tagen in Frankfurt im Schwanen recht gut logirt zu haben. Schon vor dem Dessert mußte Barighi verschwunden seyn, denn als der Oberjustizrath aufstand, und sich auch die übrigen Gäste erwartungsvoll erhoben, war er nirgends mehr zu sehen.

„Der Oberjustizrath stellte sich ans Fenster, wir alle folgten seinem Beispiele und beobachteten ihn. Das

Haus gegenüber schien öde und unbewohnt; auf der Thürschwelle sproßte Gras, die Jalousien waren geschlossen, zwischen einigen schienen sich Vögel eingebaut zu haben.

„Ein hübsches Haus da drüben, begann der Alte zu dem Wirth, der immer in der dritten Stellung hinter ihm stand. Wem gehört es? — Dem Oberjustizrath Hasentreffer, Euer Excellenz aufzuwarten.

„Ei, das ist wohl der nämliche, der mit mir studirt hat? rief er aus; der würde mir es nie verzeihen, wenn ich ihm nicht meine Anwesenheit kund thäte. Er riß das Fenster auf: Hasentreffer — Hasentreffer! schrie er mit heiserer Stimme hinaus. — Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als gegenüber in dem öden Haus, das wir wohl verschlossen und verriegelt wußten, ein Fensterladen langsam sich öffnete; ein Fenster that sich auf und heraus schaute der Oberjustizrath Hasentreffer im zitzenen Schlafrock und der weißen Mütze, unter welcher wenige graue Löckchen hervorquollen; so, gerade so pflegte er sich zu Hause zu tragen. Bis auf das kleinste Fältchen des bleichen Gesichts war der gegenüber der nämliche wie der, der bei uns stand. Aber Entsetzen ergriff uns, als der im Schlafrock mit derselben heiseren Stimme über die Straße herüber rief: was will man, wem ruft man? he!

„Sind Sie der Herr Oberjustizrath Hasentreffer? rief der auf unserer Seite, bleich wie der Tod, mit zitternder Stimme, indem er sich bebend am Fenster hielt.

„Der bin ich! kreischte jener und nickte freundlich grinsend mit dem Kopfe; steht etwas zu Befehl?

„Ich bin er ja auch! rief der auf unſerer Seite wehmüthig, wie iſt denn dies möglich?

„Sie irren ſich, Wertheſter, ſchrie jener herüber, Sie ſind der dreizehnte; kommen Sie nur ein wenig herüber in meine Behauſung, daß ich Ihnen den Hals umdrehe; es thut nicht weh.

„Kellner, Stock und Hut! rief der Oberjuſtizrath, matt bis zum Tod, und die Stimme ſchlich ihm in kläglichen Tönen aus der hohlen Bruſt herauf. In meinem Haus iſt der Satan, und will meine Seele; — vergnügten Abend, meine Herren! ſetzte er hinzu, indem er ſich mit einem freundlichen Bückling zu uns wandte, und dann den Saal verließ.

„Was war das? fragten wir uns, ſind wir alle wahnſinnig? —

„Der im Schlafrock ſchaute noch immer ganz ruhig zum Fenſter heraus, während unſer gutes altes Närrchen in ſteifen Schritten über die Straße ſtieg. An der Hausthüre zog er einen großen Schlüſſelbund aus der Taſche, riegelte — der im Schlafrock ſah ihm ganz gleichgültig zu, — riegelte die ſchwere knarrende Hausthüre auf und trat ein.

„Jetzt zog ſich auch der andere vom Fenſter zurück, man ſah, wie er dem unſrigen an die Zimmerthüre entgegen ging.

„Unſer Wirth, die zehn Kellner waren alle bleich von Entſetzen und zitterten. Meine Herren, ſagte jener, Gott ſey dem armen Haſentreffer gnädig, denn einer von beiden war der Leibhaftige. — Wir lachten den Wirth aus, und wollten uns ſelbſt bereden, daß es

ein Scherz von Barighi ſey, aber der Wirth verſicherte, es habe niemand in das Haus gehen können, außer mit den überaus künſtlichen Schlüſſeln des Raths, Barighi ſey zehn Minuten, ehe das Gräßliche geſchehen, noch an der Tafel geſeſſen, wie hätte er denn in ſo kurzer Zeit die täuſchende Maske anziehen können, auch vorausgeſetzt, er hätte ſich das fremde Haus zu öffnen gewußt. Die Beiden ſeyen aber einander ſo greulich ähnlich geweſen, daß er, ein zwanzigjähriger Nachbar, den echten nicht hätte unterſcheiden können. Aber um Gotteswillen, meine Herren! hören ſie nicht das gräßliche Geſchrei da drüben?

„Wir ſprangen an die Fenſter, ſchreckliche trauervolle Stimmen tönten aus dem öden Hauſe herüber, einige Mal war es uns, als ſehen wir unſern alten Oberjuſtizrath, verfolgt von ſeinem Ebenbild im Schlafrock, am Fenſter vorbeijagen. Plötzlich aber war alles ſtill.

„Wir ſahen einander an; der Beherzteſte machte den Vorſchlag, hinüber zu gehen; alle ſtimmten überein. Man zog über die Straße, die große Hausglocke an des Alten Haus tönte dreimal, aber es wollte ſich niemand hören laſſen: da fing uns an zu grauen; wir ſchickten nach der Polizei und dem Schloſſer, man brach die Thüre auf, der ganze Strom der Neugierigen zog die breite ſtille Treppe hinauf, alle Thüren waren verſchloſſen; eine ging endlich auf: in einem prachtvollen Zimmer lag der Oberjuſtizrath im zerriſſenen ſtahlfarbigen Röcklein, die zierliche Friſur ſchrecklich zerzaust, todt, erwürgt auf dem Sopha.

„Von Barigbi hat man seit dem weder in Stuttgart, noch sonst irgendwo jemals eine Spur gesehen.“

Der Professor hatte seine Erzählung geendet, wir saßen eine gute Weile still und nachdenkend. Das lange Schweigen ward mir endlich peinlich, ich wollte das Gespräch wieder anfachen, aber auf eine andere Bahn bringen, als mir ein Herr von mittleren Jahren in reicher Jagduniform, wenn ich nicht irre, ein Oberforstmeister aus dem Nassauischen, zuvorkam.

„Es ist wohl jedem von uns schon begegnet, daß er unzählige Male für einen andern gehalten wurde, oder auch Fremde für ganz Bekannte anredete, und sonderbar ist es, ich habe diese Bemerkung oft in meinem Leben bestätigt gefunden, daß die Verwechslung weniger bei jenen platten, alltäglichen, nichtssagenden Gesichtern, als bei auffallenden, eigentlich interessanten vorkommt.“

Wir wollten ihm seine Behauptung als ganz unwahrscheinlich verwerfen, aber er berief sich auf die wirklich interessante Erscheinung unseres Natas; „jeder von uns gesteht,“ sagte er, „daß er dem Gedanken Raum gegeben, unsern Freund, nur unter anderer Gestalt, hier oder dort gesehen zu haben, und doch sind seine scharfen Formen, sein gebietender Blick, sein gewinnendes Lächeln ganz dazu gemacht, auf ewig sich ins Gedächtniß zu prägen.“

„Sie mögen so Unrecht nicht haben,“ entgegnete Flaßhof, ein preußischer Hauptmann, der auf die Strafe des Arrestes hin, schon zwei Tage bei uns gezaudert hatte, nach Coblenz in seine Garnison zurückzukehren.

„Sie mögen Recht haben; ich erinnere mich einer Stelle aus den launigen Memoiren des italienischen Grafen Gozzi, die ganz für Ihre Behauptung spricht. Jedermann, sagt er, hat den Michele d'Agata gekannt, und weiß, daß er einen Fuß kleiner und wenigstens um zwei dicker war, als ich, und auch sonst nicht die geringste Aehnlichkeit in Kleidung und Physiognomie mit mir gehabt hat. Aber lange Jahre hatte ich beinahe täglich den Verdruß von Sängern, Tänzern, Geigern und Lichtputzern als Herr Michele d'Agata angeredet zu werden und lange Klagen über schlechte Bezahlung, Forderungen u. s. w. anhören zu müssen. Selten gingen sie überzeugt von mir, daß ich nicht Michele d'Agata sey. Einst besuchte ich in Verona eine Dame; das Kammermädchen meldet mich an: Herr Agata. Ich trat hinein und ward als Michele d'Agata begrüßt und unterhalten, ich ging weg und begegnete einem Arzt, den ich wohl kannte; guten Abend, Herr Agata, war sein Gruß, indem er vorüberging. Ich glaubte am Ende beinahe selbst, ich sey der Michele d'Agata."

Ich wußte dem guten Hauptmann Dank, daß er uns aus den ängstigenden Phantasien, welche die Erzählung des Professors in uns aufgeregt hatte, erlöste. Das Gespräch floß ruhiger fort, man stritt sich um das Vorrecht ganzer Nationen, einen interessanten Gesichterschnitt zu haben, über den Einfluß des Geistes auf die Gesichtszüge überhaupt und auf das Auge insbesondere, man kam endlich auf Lavater und Consorten; Materien, die ich hundertmal besprochen, mochte ich nicht mehr wiederkäuen, ich zog mich in ein Fenster zurück. Bald

folgte mir der Professor dahin nach, um gleich mir die Gesichter der Streitenden zu betrachten.

„Welch ein leichtsinniges Volk," seufzte er, „ich habe sie jetzt so eben gewarnt und die Hölle ihnen recht heiß gemacht, ja sie wagten in keine Ecke mehr zu sehen, aus Furcht, der Leibhaftige möchte daraus hervorgucken, und jetzt lachen sie wieder und machen tolle Streiche, als ob der Versucher nicht immer umher schliche?"

Ich mußte lachen über die Amtsmiene, die sich der Professor gab; „noch nie habe ich das schöne Talent eines Vesperpredigers an Ihnen bemerkt," sagte ich; „aber Sie setzen mich in Erstaunen durch ihre kühnen Angriffe auf die böse Welt und auf den Argen selbst. Bilden Sie sich denn wirklich ein, dieser harmlose Natas . . ."

„Harmlos nennen Sie ihn?" unterbrach mich der Professor, heftig meine Brust anfassend, „harmlos? Haben Sie denn nicht bemerkt," flüsterte er leiser, „daß alles bei diesem feinen .... Herrn berechneter Plan ist. O, ich kenne meine Leute!"

„Sie setzen mich in Erstaunen, wie meinen Sie denn?"

„Haben Sie nicht bemerkt," fuhr er eifrig fort, „daß der gebildete Herr Oberforstmeister dort mit Leib und Seele sein ist, weil er ihm fünf Nächte hindurch alles Geld abjagte und den Ausgebeutelten gestern Nacht fünfzehnhundert Dukaten gewinnen ließ? Er nennt den abgefeimten Spieler einen Mann von den nobelsten Sentiments und schwört auf Ehre, er müsse über die Hälfte wieder an den Fremden verlieren, sonst

habe er keine Ruhe. — Haben Sie ferner nicht bemerkt, wie er den Oekonomierath gekörnt hat?“

„Ich habe wohl gesehen,“ antwortete ich, „daß der Oekonomierath, sonst so moros und misanthrop, jetzt ein wenig aufgewacht ist, aber ich habe es dem allgemeinen Einfluß der Gesellschaft zugeschrieben.“

„Behüte. Er läuft schon seit zwanzig Jahren in den Gesellschaften umher und wacht doch nicht auf; auf dem Weg ist er, ein Bruder Liederlich zu werden; der Esel reist krank im Lande umher, behauptet, einen großen Wurm im Leib zu haben und macht allen Leuten das Leben sauer mit seinen exorbitanten Behauptungen, und jetzt? jetzt hat ihn dieser Wundermann erwischt, gibt ihm ein Pülverlein, und räth ihm, nicht wie ein anderer vernünftiger Arzt, Diät und Mäßigkeit, sondern er soll seine Jugend, wie er die fünfzig Jahre des alten Wurms nennt, genießen, viel Wein trinken ꝛc., und das et caetera und den Wein benützt er seit vier Tagen ärger als der verlorne Sohn.“

„Und darüber können Sie sich ärgern, Herr Professor? Der Mann ist sich und dem Leben wieder geschenkt“ —

„Nicht davon spreche ich,“ entgegnete der Eifrige; „der alte Sünder könnte meinetwegen heute noch abfahren, sondern daß er sich dem nächsten besten Charlatan anvertraut und sich also ruiniren muß; ich habe ihn vor acht Jahren in der Kur gehabt, und es besserte sich schon zusehends.“

Der Eifer des guten Professors war mir nun einigermaßen erklärlich, der liebe Brodneid schaute nicht undeutlich heraus. —

„Und unsere Damen?“ fuhr er fort, „die sind nun rein toll. Mich dauert nur der arme Trübenau, ich kenne ihn zwar nicht, aber übermorgen soll er hier ankommen, und wie findet er die gnädige Frau? Hat man je gehört, daß eine junge gebildete Frau in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe sich in ein solches Verhältniß mit einem ganz fremden Menschen einläßt, und zwar innerhalb fünf Tagen!“ —

„Wie, die schöne bleiche Frau dort?“ rief ich aus.

„Die nämliche bleiche,“ antwortete er; „vor vier Tagen war sie noch schön roth, wie eine Centifolie, da begegnet ihr der Interessante auf der Straße, fragt, wohin sie gehe, hört kaum, daß sie rouge fin kaufen wolle (denn solche Toilettengeheimnisse auszuplaudern, heißt bon ton), so bittet und fleht er, sie solle doch kein Roth auflegen, sie habe ein so interessantes je ne sais quoi, das zu einem blassen Teint viel besser stehe. Was thut sie? wahrhaftig, sie geht in den nächsten Galanterieladen und sucht weiße Schminke; ich war gerade dort, um ein Pfeifenrohr zu erstehen, da höre ich sie mit ihrer süßen Stimme den rauhhärigen Bären von einem Ladendiener fragen, ob man das Weiß nicht noch etwas ätherischer habe? Hol' mich der T.....! hat man je so etwas gehört?“

Ich bedauerte den Professor aufrichtig, denn wenn ich nicht irrte, so suchte er von Anfang die Aufmerksamkeit der schönen Frau auf den schon etwas verschossenen Einband seiner gelehrten Seele zu ziehen. Daß es aber mit Natas und der Trübenau nicht ganz richtig war, sah ich selbst; von der Schminkgeschichte, die jenen so sehr erboste,

wußte ich zwar nichts, aber wer ſich auf die Exegeſe der Augen verſtand, hatte keinen weitern Commentar nöthig, um die gegenſeitige Annäherung daraus zu erläutern.

Der Profeſſor hatte, in tiefe Gedanken verſunken, eine Zeitlang geſchwiegen; er erhob jetzt ſein Auge durch die Brille an die Decke des Zimmers, wo allerlei Engelein in Gyps aufgetragen waren; „Himmel!“ ſeufzte er, „und die Thingen hat er auch; Sie glauben nicht, welcher Reiz in dem ewig heitern Auge, in dieſen Grübchen auf den blühenden Wangen, in dem Schmelz ihrer Zähne, in dieſen friſchen, zum Kuß geöffneten Lippen, in dieſen weichen Armen, in dieſen runden vollen Formen der ſchwellenden — “

„Herr Profeſſor!“ rief ich, erſchrocken über ſeine Ekſtaſe, und ſchüttelte ihn am Arm ins Leben zurück. „Sie gerathen außer ſich, Wertheſter! belieben Sie nicht eine Priſe Spaniol?“

„Er hat ſie auch,“ fuhr er zähneknirſchend fort; „haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Haſt ſie vorhin nach ſeinen Verhältniſſen fragte? wie ſie roth ward? Jung, ſchön, wohlhabend, Wittwe, — ſie hat alles, um eine angenehme Partie zu machen; geiſtreiche Männer von Ruf in der literariſchen Welt buhlen um ihre Gunſt, ſie wirft ſie an einen — Landſtreicher hin; ach, wenn ſie wüßten, beſter Doktor, was mir der Oberkellner ſagte, aber mit der größten Diskretion, daß man ihn vorgeſtern Nachts aus ihrem Zimmer....“

„Ich bitte, verſchonen Sie mich!“ fiel ich ein, „geſtehen Sie mir lieber, ob der Wundermenſch Sie ſelbſt noch nicht unter den Pantoffel gebracht hat.“

„Das ist es eben," antwortete der Befragte verlegen lächelnd, „das ist es, was mir Kummer macht. Sie wissen, ich lese über Chemie; er brachte einmal das Gespräch darauf und entwickelte so tiefe Kenntnisse, deckte so neue und kühne Ideen auf, daß mir der Kopf schwindelte; ich möchte ihm um den Hals fallen und um seine Hefte und Notizen bitten, es zieht mich mit unwiderstehlicher Geisterkraft in seine Nähe, und doch könnte ich ihm mit Freuden Gift beibringen."

Wie komisch war die Wuth dieses Mannes, er ballte die Faust und fuhr damit hin und her; seine grünen Brillengläser funkelten wie Katzenaugen, sein kurzes schwarzes Haar schien sich in die Höhe zu richten.

Ich suchte ihn zu besänftigen; ich stellte ihm vor, daß er ja nicht ärger losziehen könnte, wenn der Fremde der Teufel selbst wäre; aber er ließ mich nicht zum Worte kommen.

„Er ist es, der Satan selbst logirt hier in den drei Reichskronen!" rief er, „um unsere Seelen zu angeln. Ja, du bist ein guter Fischer, und hast eine feine Nase, aber ein .....r Professor, wie ich, der sogar in demagogischen Untersuchungen die Lunte gleich gerochen und eigens deßwegen hieher nach Mainz gereist ist, ein solcher hat noch eine feinere als du."

Ein heiseres Lachen, das gerade hinter meinem Rücken zu entstehen schien, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich wandte mich um, und glaubte Natas höhnisch durch die Scheiben hereingrinsen zu sehen. Ich ergriff den Professor am Arm, um ihm die sonderbare

Erscheinung zu zeigen, denn das Zimmer lag einen Stock hoch; dieser aber hatte weder das Lachen gehört, noch konnte er meine Erscheinung sehen; denn als er sich umwandte, sah nur die bleiche Scheibe des Mondes durch die Fenster dort, wo ich vorhin das greulich verzerrte Gesicht des geheimnißvollen Fremdlings zu sehen geglaubt hatte.

Ehe ich noch recht mit mir einig war, ob das, was ich gesehen, Betrug der Sinne, Ausgeburt einer aufgeregten Phantasie oder Wirklichkeit war, ward die Thüre aufgerissen, und Herr von Natas trat stolzen Schrittes in das Zimmer. Mit sonderbarem Lächeln maß er die Gesellschaft, als wisse er ganz gut, was von ihm gesprochen worden sey, und ich glaubte zu bemerken, daß keiner der Anwesenden seinen forschenden Blick auszuhalten vermochte.

Mit der ihm so eigenen Leichtigkeit hatte er der Trübenau gegenüber, neben der Frau von Thingen, Platz genommen, und die Leitung der Conversation an sich gerissen. Das böse Gewissen ließ den Professor nicht an den Tisch sitzen, mich selbst fesselte das Verlangen, diesen Menschen einmal aus der Ferne zu beobachten, an meinen Platz im Fenster. Da bemerkten wir denn das Augenspiel zwischen Frau von Trübenau und dem gewandtesten der Liebhaber, der, indem er der Tochter des Oekonomieraths so viel Verbindliches zu sagen mußte, daß sie einmal über das andere bis unter die breiten Brüsseler Spitzen ihrer Busenkrause erröthete, das feingeformte Füßchen der Frau von Thingen auf seinem blankgewichsten Stiefel tanzen ließ.

„Drei Mücken auf einen Schlag, das heiße ich doch — meiner Seel', aller Ehre werth," brummte der zornglühende Professor, dem jetzt auch seine letzte Ressource, die ökonomische Schöne, so was man sagt, vor dem Mund weggeschnappt werden sollte. Mit tönenden Schritten ging er an den Tisch, nahm sich einen Stuhl und setzte sich, breit wie eine Mauer, neben seine Schöne. Doch diese schien nur Ohren für Natas zu haben, denn sie antwortete auf seine Frage, ob sie sich wohl befinde, „übermorgen," und als er voll Gram die Anmerkung hinwarf, sie scheine sehr zerstreut, meinte sie „1 fl. 30 kr. die Elle."

Ich sah jetzt einem unangenehmen Auftritt entgegen. Der Professor, der nicht daran dachte, daß er durch ein Sonett oder Triolet alles wieder gut machen, ja durch ein paar ottave rime sich sogar bei der Trübenau wieder insinuiren könnte, widersprach jetzt geradezu jeder Behauptung, die Natas vorbrachte, und ach! nicht zu seinem Vortheil; denn dieser, in der Dialektik dem guten Kathedermann bei weitem überlegen, führte ihn so aufs Eis, daß die leichte Decke seiner Logik zu reißen und er in ein Chaos von Widersprüchen hinabzustürzen drohte.

Eine lieblich duftende Bowle Punsch unterbrach einige Zeit den Streit der Zunge, gab aber dafür Anlaß zu desto feindseligern Blicken zwischen Frau von Trübenau und Frau von Thingen. Diese hatte, ihrer schönen runden Arme sich bewußt, den gewaltigen silbernen Löffel ergriffen, um beim Eingießen die ganze Grazie ihrer Haltung zu entwickeln; jene aber kredenzte die gefüllten Becher mit solcher Anmuth, mit so liebevollen

Blicken, daß das Bestreben, sich gegenseitig so viel als möglich Abbruch zu thun, unverkennbar war.

Als aber der sehr starke Punsch die leisen Schauer des Herbstabends verdrängt hatte, als er anfing, die Wangen unserer Damen höher zu färben und aus den Augen der Männer zu leuchten, da schien es mir mit einem Mal, als sey man, ich weiß nicht wie, aus den Grenzen des Anstandes herausgetreten; allerlei dumme Gedanken stiegen in mir auf und nieder, das Gespräch schnurrte und summte wie ein Mühlrad, man lachte und jauchzte und wußte nicht über was? Man kicherte und neckte sich, und der Oberforstmeister brachte sogar ein Pfänderspiel mit Küssen in Vorschlag. Plötzlich hörte ich jenes heisere Lachen wieder, das ich vorhin vor dem Fenster zu hören glaubte; wirklich, es war Natas, der dem Professor zuhörte, und trotz dem Eifer und Ernst, mit welchem dieser alles vorbrachte, alle Augenblicke in sein heiseres Gelächter ausbrach.

„Nicht wahr, meine Herren und Damen?“ schrie der Punsch aus dem Professor heraus, „Sie haben vorhin selbst bemerkt, daß unser verehrter Freund dort jedem von Ihnen, nur in anderer Gestalt, schon begegnet ist? Sie schweigen? Ist das auch Raison, einen so im Sand sitzen zu lassen? Herr Oberforstmeister! Frau von Thingen, gnädige Frau! sagen Sie selbst; namentlich Sie, Herr Doktor!“

Wir befanden uns durch die Indiskretion des Professors in großer Verlegenheit; „ich erinnere mich,“ gab ich zur Antwort, als alles schwieg, „von interessanten Gesichtern und ihren Verwechslungen gesprochen

zu haben; und wenn ich nicht irre, wurde auch Herr von Natas aufgeführt."

Der Benannte verbeugte sich, und meinte, es sey gar zu viel Ehre, ihn unter die Interessanten zu zählen; aber der Professor verdarb wieder alles.

„Was da! ich nehme kein Blatt vor den Mund!" sagte er, „ich behauptete, daß mir ganz unheimlich in Dero Nähe sey, und erzählte, wie Sie in Stuttgart den armen Hasentreffer erwürgt haben; wissen sie noch, gnädiger Herr?"

Dieser aber stand auf, lief mit schrillendem Gelächter im Zimmer umher, und plötzlich glaubte ich den unglückbringenden Doktor meiner Vaterstadt vor mir zu haben; es war nicht mehr Natas, es war ein älterer unheimlicher Mensch.

„Da hat man's ja deutlich!" rief der Professor, „dort läuft er als Barighi umher."

„Barighi?" entgegnete Frau von Trübenau, „bleiben Sie doch mit Ihrem Barighi zu Hause, es ist ja unser lieber Privatsekretär Gruber, der da hereingekommen ist."

„Ich möchte doch um Verzeihung bitten, gnädige Frau!" entgegnete der Oberforstmeister, „es ist der Spieler Maletti, mit dem ich in Wiesbaden letzten Sommer associrt war."

„Ha ha! wie man sich doch täuschen kann," sprach Frau von Thingen, den Auf- und Abgehenden durch die perlmutterne Brille beschauend, „es ist ja niemand anders, als der Kapellmeister Schmalz, der mir die Guitarre beibringt."

„Warum nicht gar!“ brummte der alte Oekonomierath, es ist der lustige Commissär, der mir die gute Brodlieferung an das Spital in D — n verschaffte.“

„Ach! Papa,“ kicherte sein Töchterlein, „jener war ja schwarz und dieser ist blond! Kennen Sie denn den jungen Landwirth nicht mehr, der sich bei uns ins Praktische einschießen wollte?“

„Hol' mich der Kukuk und alle Wetter!“ schrie der preußische Hauptmann, „das ist der verfluchte Ladenprinz und Ellenreiter, der mir mein Lorchen wegfischte! Auf Pistolen fordere ich den Hund, gleich morgen, gleich jetzt.“ Er sprang auf und wollte auf den immer ruhig Auf- und Abgehenden losstürzen; der Professor aber packte ihn am Arm: „Bleiben sie weg, Wertheſter!“ schrie er, „ich hab's gefunden, ich hab's gefunden, kehrt seinen Namen um, es ist der Satan!“

Drittes Kapitel.

Das Manuscript.

So viel als ich hier niedergeschrieben habe, lebt von diesem Abend noch in meiner Erinnerung; doch kostete es geraume Zeit, bis ich mich auf alles wieder besinnen konnte; ich muß in einem langen tiefen Schlaf gewesen seyn, denn als ich erwachte, stand Jean vor mir und fragte, indem er die Gardine für die Morgensonne öffnete, ob jetzt der Kaffee gefällig sey?

Es war elf Uhr; wo war denn die Zeit zwischen gestern und heute hingegangen? Meine erste Frage war, wie ich denn zu Bett gekommen sey?

Der Kellner staunte mich an und meinte mit sonderbarem Lächeln, das müsse ich besser wissen als er.

„Ah! ich erinnere mich," sagte ich leicht hin, um meine Unwissenheit zu verbergen, „nach der Abendtafel....."

„Verzeihen der Herr Doktor," unterbrach mich der Geschwätzige: „Sie haben nicht soupirt; Sie waren ja alle zu Thee und Punsch auf Nr. 15."

„Richtig, auf Nr. 15, wollte ich sagen; ist der Herr Professor schon auf?"

„Wissen Sie denn nicht, daß sie schon abgereist sind?" fragte der Kellner.

„Kein Wort!" versicherte ich staunend.

„Er läßt sich Ihnen noch vielmal empfehlen, und Sie möchten doch in T. bei ihm einsprechen; auch läßt er sie bitten, seiner und des gestrigen Abends recht oft zu gedenken, er habe es ja gleich gesagt."

„Aha, ich weiß schon," sagte ich, denn mit einem Mal fiel mir ein Theil des gestern Erlebten ein; „wann ist er denn abgereist?"

„Gleich in der Frühe," antwortete jener, „noch vor dem Oekonomierath und dem Herrn Oberforstmeister."

„Wie, so sind auch diese weggereist?"

„Ei ja!" rief der staunende Kellner, „so wissen Sie auch das nicht? auch nicht, daß Frau von Thingen und die gnädige Frau von Trübenau — "

„Sie sind auch nicht mehr hier?"

„Kaum vor einer halben Stunde sind die gnädige Frau weggefahren," versicherte jener. Ich rieb mir die Augen, um zu sehen, ob ich nicht träume, aber es

war und blieb so; Jean stand nach wie vor an meinem Bette und hielt das Kaffeebrett in der Hand.

„Und Herr von Natas?“ fragte ich kleinlaut.

„Ist noch hier; ach das ist ein goldener Herr; wenn der nicht gewesen wäre, wir wären heute Nacht in die größte Verlegenheit gekommen.“

„Wie so?“

„Nun bei der Fatalität mit der Frau von Trübenau; wer hätte aber auch dem gnädigen Herrn zugetraut, daß er so gut zur Ader zu lassen verstände?“

„Zur Ader lassen? Herr von Natas?“

„Ich sehe, der Herr Doktor sind sehr frühzeitig zu Bette gegangen, und haben eine ruhigere Nacht gehabt als wir.“

Jean belehrte mich in leichtfertigem Ton: „es mochte kaum elf Uhr gewesen seyn, die Geschichte mit der Polizei war schon vorbei“ —

„Was für eine Geschichte mit der Polizei?“

„Nun, Nr. 15 ist vorn heraus, und weil, mit Permiß zu sagen, dort ein ganz höllischer Lärm war, so kam die Runde ins Haus und wollte abbieten; Herr von Natas aber, der ein guter Bekannter des Herrn Polizeilieutenants seyn muß, beruhigte sie, daß sie wieder weiter gingen. Also gleich nachher kam das Kammermädchen der Frau von Trübenau herabgestürzt, ihre gnädige Frau wolle sterben. Sie können sich denken, wie unangenehm so etwas in einem Gasthof Nachts zwischen elf und zwölf Uhr ist. Wir wie der Wind hinauf, auf der Treppe begegnet uns Herr von Natas, fragt, was das Rennen und Laufen zu

bedeuten habe, hört kaum, wo es fehlt, so läuft er in sein Zimmer, holt sein Etui, und ehe fünf Minuten vergehen, hat er der gnädigen Frau am Arm mit der Lancette eine Ader geöffnet, daß das Blut in einem Bogen aufsprang; sie schlug die Augen wieder auf, und es war ihr bald wohl, doch versprach Herr von Natas, bei ihr zu wachen."

„Ei! was Sie sagen, Jean!" rief ich voll Verwunderung.

„Ja, warten sie nur! kaum ist eine Stunde vorbei, so ging der Tanz von neuem los; auf Nr. 18 läutete es, daß wir meinten, es brenne drüben in Cassel; des Herrn Oekonomieraths Rosalie hatte ihre hysterischen Anfälle bekommen; der Alte mochte ein Glas über Durst haben, denn er sprach vom Teufel, der ihn und sein Kind holen wolle; wir wußten nichts anderes, als wieder unsere Zuflucht zu Herrn von Natas zu nehmen; er hatte versprochen, bei Frau von Trübenau mit dem Kammermädchen zu wachen; aber lieber Gott! geschlafen muß er haben wie ein Dachs, denn wir pochten drei-, viermal, bis er uns Antwort gab, und die Kammerkatze war nun gar nicht mehr zu erwecken."

„Nun, und ließ er der schönen Rosalie zur Ader?"

„Nein, er hat ihr, wie mir Lieschen sagte, Senfteig zwei Handbreit aufs Herz gelegt, darauf soll es sich bald gegeben haben."

„Armer Professor!" dachte ich, „dein hübsches Röschen mit ihren sechzehn Jährchen und dieser Natas in traulicher Stille der Nacht, ein Pflaster auf das pochende Herz pappend."

„Der Herr Papa Oekonomierath war wohl sehr angegriffen durch die Geschichte?“ fragte ich, um über die Sache ins Klare zu kommen.

„Es schien nicht, denn er schlief schon, ehe noch Lieschen mit dem Hirschhorngeist aus der Apotheke zurückkam. Aber es läutet im zweiten Stock und das gilt mir.“ Er sprach's und flog pfeilschnell davon.

So war also auf einmal die lustige Gesellschaft zerstoben; und doch wußte ich nicht, wie dies alles so plötzlich kommen konnte. Ich entsann mich zwar, daß gestern bei dem Punsch etwas Sonderbares vorgefallen war; was es aber gewesen seyn mochte, konnte ich mich nicht erinnern.

Sollte Natas mir Aufschluß geben können? Doch, wenn ich recht nachsann, mit Natas war etwas vorgefallen; der Professor schwankte in meiner Erinnerung umher — am besten däuchte mir, zu Natas zu gehen und ihn um die Ursache des schnellen Aufbruchs zu befragen.

Ich warf mich in die Kleider, und ehe ich noch ganz mit der kurzen Toilette fertig war, brachte mir ein Lohnlakai folgendes Billet: „Ew. Wohlgeboren würden mich unendlich verbinden, wenn Sie vor meiner Abreise von hier, die auf den Mittag festgesetzt ist, mich noch einmal besuchen wollten. v. Natas.“

Neugierig folgte ich diesem Ruf und traf den Freund reisefertig zwischen Koffern und Kästchen stehen. Er kam mir mit seiner gewinnenden Freundlichkeit entgegen, doch genirte mich ein unverkennbarer Zug von Ironie, der heute um seinen Mund spielte, und den ich sonst nie an ihm bemerkt hatte.

Er lachte mich aus, daß ich mich vor den Damen als schwachen Trinker ausgewiesen und einen Haarbeutel mir umgeschnallt habe, erzählte mir, daß ich selig entschlafen sey, und fragte mich mit einem lauernden Blick, was ich noch von gestern Nacht wisse?

Ich theilte ihm meine verworrenen Erinnerungen mit, er belachte sie herzlich und nannte sie Ausgeburten einer kranken Phantasie.

Die Abreise der ganzen Gesellschaft gab er einer großen Herbstfeierlichkeit schuld, welche in Worms gehalten werde; sie seyen alle, sogar der morose Oekonomierath, dorthin gereist; ihn selbst aber rufen seine Geschäfte den Rhein hinab.

Die Zufälle der Trübenau und der schönen Rosalie maß er dem starken Punsch bei, und freute sich, durch Liebhaberei gerade so viele medicinische Kenntnisse zu besitzen, um bei solchen kleinen Zufällen helfen zu können.

Wir hörten den Wagen vorfahren, der Kellner meldete dies und brachte von dem dankbaren Hotel eine Flasche des ältesten Rheinweins. Natas hatte sie verdient, denn wahrlich, nur er hatte uns so lange hier gefesselt.

„Sie sind Schriftsteller, lieber Doktor?“ fragte er mich, während wir den narkotisch duftenden Abschiedstrunk ausschlürften.

„Wer pfutscht nicht heutzutage etwas in die Literatur?“ antwortete ich ihm; „ich habe mich früher als Dichter versucht, aber ich sah bald genug ein, daß ich nicht für die Unsterblichkeit singe. Ich griff daher einige Töne tiefer und übersetzte unsterbliche Werke fremder Nationen für's liebe deutsche Publikum.

Er lobte meine bescheidene Resignation, wie er es nannte, und fragte mich, ob ich mich entschließen könnte, die Memoiren eines berühmten Mannes, die bis jetzt nur im Manuscript vorhanden seyen, zu übersetzen? „Vorausgesetzt, das Sie dechiffriren können, ist es eine leichte Arbeit für Sie, da ich Ihnen den Schlüssel dazu geben würde, und das Manuscript im Hochdeutschen abgefaßt ist.“

Ich zeigte mich, wie natürlich, sehr bereitwillig dazu; dechiffriren verstand ich früher und hoffte es mit wenig Uebung vollkommen zu lernen. Er schloß ein schönes Kästchen von rothem Saffian auf und überreichte mir ein vielfach zusammengebundenes Manuscript. Die Zeichen krochen mir vor dem Auge umher, wie Ameisen in ihren aufgestörten Hügelchen, aber er gab mir den Schlüssel seiner Geheimschrift und die Arbeit schien mir noch einmal so leicht.

Wir umarmten uns und sagten uns Lebewohl; unter warmem Dank für seine Güte, die er noch zuletzt für mich gehabt, für die schönen Tage, die er uns bereitet habe, begleitete ich ihn an den Wagen; die Wagenthüre schloß sich, der Postillon hieb auf seine vier Rosse, sie zogen an und die interessante Erscheinung flog von hinnen; aber aus dem Innern des Wagens glaubte ich jenes heisere Lachen zu vernehmen, das ich von gestern her unter den Bruchstücken meiner Erinnerung bewahrte.

Als ich die Treppe hinanstieg, händigte mir der Oberkellner einen Brief ein. Der Professor habe ihm solchen zu meinen eigenen Händen zu übergeben befohlen, ich riß ihn auf —

„Verehrter, Werthgeschätzter!“

„Ich bin im Begriff, mein Roß zu besteigen und aus dieser Höhle des brüllenden Löwen zu entfliehen. Ich sage Ihnen schriftlich Lebewohl, weil Sie aus der todähnlichen Betäubung, die Sie härter als uns alle befallen hat, nicht zu wecken sind. Daß unser fröhliches Zusammenleben so schauerlich enden mußte! Nicht wahr, lieber Zweifler, jetzt haben Sie es ja klar, daß dieser Natas nichts anderes als der leibhaftige Satan war!

„Er schaut mir vielleicht in diesem Augenblick über die Schulter und liest, was ich sage, aber dennoch schweige ich nicht. Den armen Oekonomierath und sein Töchterlein, die blasse Trübenau, meine schöne Thingen, den Hauptmann und den Oberforstmeister hat er in seinem Netz. Gott gebe, daß er Sie nicht auch geködert hat. Mich hat er halb und halb, denn ich habe allzutief eingebissen in seine mit chemischen Ideen bespickte Angel. Ich reiße mich los und mache, daß ich fortkomme.

„Adieu, Bester! Montag den 7. Oktober, Früh 6 Uhr.“

Jetzt kehrten meine Erinnerungen in Schaaren zurück. Ja, es war der Teufel, der sein Spiel mit uns gespielt hatte; es war der Teufel, dem es gestern Spaß gemacht hatte, uns zu ängstigen; es mußten des Teufels Memoiren seyn, die ich in der Hand hielt.

Wer stand mir aber dafür, daß diese Schriftzüge mir nicht durch die Augen ins Hirn hinaufkrochen und mich wahnsinnig machten; und konnte ich mich nicht gerade dadurch, daß ich den Deschiffreur und Dekopisten

des Satans machte, unbewußt in seine Leibeigenschaft hineinschreiben?

Ich packte die Handschrift in meinen Koffer und reiste dem Professor nach, um ihn um Rath zu fragen. Aber in Worms traf ich keine Spur von irgend einem der lustigen Gesellschaft in den drei Reichskronen. Entweder hat sie der Satan eingeholt und in seinem achtsitzigen Wagen in sein ewiges Reich gehaudert, oder hat er mich in den April geschickt. Das letztere schien mir wahrscheinlicher.

In Worms aber traf ich einen frommen Geistlichen, der an der Domkirche angestellt war. Ich trug ihm meinen Fall vor und erhielt den Bescheid, ich solle so viele Messen darüber lesen lassen, als das Manuscript Bogen enthalte. Der Rath schien mir nicht übel. Ich reiste in meine Heimath und schickte am nächsten Sonntag den ersten Satansbogen in die Kirche. **Probatum est**; am Montag fing ich an zu dechiffriren, und habe noch nicht das geringste Spukhafte weder an dem Papier noch an mir bemerkt.

Von meinen Genossen in Mainz habe ich indessen wenig mehr gehört. Der Professor fährt fort, durch seine Entdeckungen in der Chemie zu glänzen, und ich fürchte, er ist auf dem Wege, dem Satan Gehör zu geben, der ihn zu einem Berzelius machen will. Der Hauptmann soll sich erschossen haben, Frau von Thingen aber, die schöne Wittwe, hat, nach einer Anzeige im Hamburger Korrespondenten, vor nicht gar langer Zeit wieder geheirathet.

Die Studien des Satan

auf

der berühmten Universität .....en.

Betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht echt; der echte Ring vermuthlich ging verloren.
Lessing, Nathan. III. 7.

Fünftes Kapitel.

Einleitende Bemerkungen.

Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren, in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Cassino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren, ja es könnte scheinen, es sey seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menschen schriftlich darzuthun, daß auch sie in einer

merkwürdigen Zeit gelebt, daß auch sie sich einst in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer sonst vielleicht gehaltlosen Person einen Nimbus von Bedeutsamkeit verliehen.

Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, sich aus ihrer frühern Grandezza, wo sie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bette gingen, erhoben zu haben; nicht zufrieden damit, daß sie auf Kurierreisen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um sich gegenseitig ihrer Freundschaft zu versichern, schreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schicksale, ihre Reisen. Die Mitwelt ist zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maaßstab, wornach sie die Handlungen richte, in die Hände gegeben; es sind die Memoiren.

Große Generale, berühmte Marschälle, weit entfernt, das Beispiel jenes Römers nachzuahmen, der in der Muße des Friedens die Thaten der Legionen unter seiner Führung der Nachwelt würdig zu überliefern glaubte, wenn er von sich nur immer in der dritten Person spräche, haben den bescheideneren Weg eingeschlagen, sprechen von sich, wie es Männern von solchem Gewichte ziemt als ich, bauen aus ihren Memoiren ein Odeon in verjüngtem Maaßstabe, und treten herzhaft vorne auf der Bühne auf. Mit Schlachtstücken im großen Styl dekoriren sie die Coulissen, Staatsmänner und berühmte Damen, die große Armee und ihre lorbeerbekränzten Adler, die ganze Mitwelt stellen sie im Hintergrund als Figuranten auf, sie selbst aber spielen ihre Sulla oder Brutus würdig des unsterblichen Talma.

Mundus vult decipi, d. i. die Leute lesen Memoiren; was hält mich ab, denselben auch ein solches Gericht Erngesehen vorzusetzen?

Man wendet vielleicht ein, „der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Satan hat sich nicht mit Memoirenschreiben abzugeben.“

Ei! wirklich? Und wenn nun dieser Satan doch einen Beruf hätte, Memoiren in die Welt zu streuen, wenn er doch so viel oder noch mehr gesehen hätte, als jene kriegerischen Diplomaten oder diplomatischen Krieger, welche die Welt mit ihrem literarischen Ruhme anfüllen, nachdem die Bulletins ihrer Siege zu erwähnen aufgehört haben; wenn nun dieser arme Teufel einen Drang in sich fühlte, auch für einen homo literatus zu gelten?

Ja, ich gestehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutschland umhertreibe, desto unwiderstehlicher reißt es mich hin, zu schriftstellern; und wenn es den Damen erlaubt ist, die Finger mit Dinte zu beschmutzen, so wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt seyn?

Und da komme ich auf einen zweiten Punkt; man sagt vielleicht gegen meine schriftstellerischen Versuche, ich sey kein Literatus, kein Mann vom Gewerbe ꝛc. Aber fürs erste habe ich so eben die Damen, welche, wenn sie noch so gelehrt, doch keine Gelehrten von Profession sind, anzuführen die Ehre gehabt; sodann berufe ich mich auf jene Söhne des Lagers, die unter Gefahren groß geworden, unter Strapazen ergraut, keine Zeit hatten, Humaniora zu studiren, und dennoch so glänzende

Memoiren schreiben; ich behaupte drittens, daß das Vorurtheil, ich sey ein unstudirter Teufel, ganz falsch ist, denn ich bin in optima forma Doktor der Philosophie geworden, wie aus meinen Memoiren zu ersehen, und kann das Diplom Schwarz auf Weiß aufweisen.

Der Erzengel Gabriel, als ich ihn mit dem Plan, meine Memoiren auszuarbeiten, bekannt machte, warnte mich mit bedenklicher Miene vor den sogenannten Recensenten. Er gab mir zu verstehen, daß ich übel wegkommen könnte, indem solche niemand schonen, ja sogar neuerdings selbst Doktoren der Theologie in Berlin, Halle und Leipzig hart mitgenommen haben. Ich erwiederte ihm nicht ohne Gelehrsamkeit, daß das Sprichwort clericus clericum non decimat füglich auch auf mein Verhältniß zu den Recensenten angewandt werden könne; werde ich ja doch schon im alten Testament Satan, adversarius, das ist Widersacher genannt, was auch ganz auf jene passe; den schlagendsten Beweis nehme ich aber aus dem neuen Testament; dort werde ich διαβολος oder Verläumder genannt, da nun διαβολλειν so viel sey als acerbe recensere, so müsse er, wenn er nur ein wenig Logik habe, den Schluß von selbst ziehen können.

Der Erzengel bekam, wie natürlich, nicht wenig Respekt vor meiner Gelehrsamkeit in Sprachen, und meinte selbst, daß es mir auf diese Art nicht fehlen könne.

Man wird bei Durchlesung dieser Mittheilungen aus meinen Memoiren vielleicht nicht jenes systematische ruhige Fortschreiten der Rede finden, das den Werken tiefdenkender Geister so eigen zu seyn pflegt. Man wird

kürzere und längere Bruchstücke aus meinem Walten und Treiben auf der Erde finden und den innern Zusammenhang vermissen.

Man tadle mich nicht deßwegen; es war ja meine Absicht nicht, ein Gemälde dieser Zeit zu entwerfen, man trifft deren genug in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.

Der Memoirenschreiber hat seinen Zweck erreicht, wenn er sich und seine Stellung zu der Zeit, welcher er angehört, darstellt und darüber reflektirt; wenn er Begebenheiten entwickelt, die entweder auf ihn oder die Mitwelt nähere oder entferntere Beziehung haben; wenn er berühmte Zeitgenossen und seine Verhältnisse zu ihnen dem Auge vorführt. Und diese Forderungen glaube ich in meinen Memoiren erfüllt zu haben, sie sind es wenigstens, die mich bei meiner Arbeit leiteten, die meine Kühnheit vor mir rechtfertigten, vor einem gelehrten Publikum als Schriftsteller aufzutreten.*

Ueber Persönlichkeit, über berühmte Abstammung oder glänzende Verhältnisse hat der Teufel nichts zu sagen. Was etwa darüber zu sagen seyn könnte, habe ich in dem Abschnitt „Besuch bei Göthe" ausgesprochen, und verweise daher den Leser dahin.

Fleißige Leser, d. i. solche, die Bogen für Bogen in einer Viertelstunde durchfliegen, mögen daher doch diesen Abschnitt nicht überschlagen, da er sehr zu besserem

* Was der Satan hier ernsthaft und gelehrt spricht, er geberdet sich beinahe wie ein junger Candidat der Theologie, der seine erste Predigt drucken läßt.

Anm. d. Herausgebers.

Verständniß der übrigen eingerichtet ist; sittsamen und ordentlichen Lesern habe ich hierüber nichts zu sagen, als sie sollen das Buch weglegen, wenn sie sich langweilen.

Ehe sein Diener mit dem zweiten Bogen aus der Messe zurückkommt, hat der Unterzeichnete noch Zeit, einige Bemerkungen einzuflicken. Es scheint ihm nämlich, der Satan besitze eine ziemliche Dosis Eitelkeit; man bemerke nur, wie wichtig er von jenem Abschnitt spricht, worin er über sich einige Bemerkungen macht; es wäre genug gewesen, wenn er nur angedeutet hätte, daß dies oder jenes darin zu finden sey, aber dem Leser zu empfehlen, er möchte doch den Abschnitt, in welchem jene enthalten sind, nicht überschlagen, ist sehr anmaßend.

Sodann die Unordnung, in welcher er alles vorbringt! Ein anderer, wie z. B. der Herausgeber, hätte doch, wenn auch nicht mit dem Taufschein, was nun freilich beim Teufel nicht wohl möglich ist, doch wenigstens mit der Begebenheit angefangen, die der Chronologie nach die erste ist. Ich habe das Manuscript flüchtig durchblättert (zu lesen, ehe jeder Bogen hinlänglich geweiht, nehme ich mich wohl in Acht) und fand, daß er mit Ereignissen anfängt, die der ganz neuen Zeit angehören, und nachher im bunten Gemische Menschen und ihre Thaten von zehn, zwanzig Jahren auftreten läßt; man sieht wohl, daß er keine gute Schule gehabt haben muß.

Zu größerer Deutlichkeit, und daß der geneigte Leser trotz dem Teufel wählen kann, was er will, habe ich den Inhalt jedem einzelnen Kapitel vorangesetzt.

Der Herausgeber.

Fünftes Kapitel.

Wie der Satan die Universität bezieht, und welche Bekanntschaften er dort macht.

Deutschland hat mir von jeher besonders wohl gefallen, und ich gestehe es, es liegt diesem Geständniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich wie an das Evangelium; jenen kühnen philosophischen Waghälsen, die auf die Gefahr hin, daß ich sie zu mir nehme, meine Existenz geleugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, ist es noch nicht gelungen, den glücklichen Kindersinn dieses Volkes zu zerstören, in dessen ungetrübter Phantasie ich noch immer schwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben.

Wenn andere Nationen durch die sogenannte Aufklärung so weit hinaufgeschraubt sind, daß sie, ich schweige von einem Gott, sogar an keinen Teufel mehr glauben, so sorgen hier unter diesem Volke sogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Ansehen bleibe. Hand in Hand mit dem Glauben an die Gottheit schreitet bei ihnen der Glaube an mich, und wie oft habe ich das mir so süße Wort aus ihrem Munde gehört: „anathema sit, er glaubt an keinen Teufel.“

Ich kann mich daher recht ärgern, daß ich nicht schon früher auf den vernünftigen Gedanken gekommen bin, meine freie Zeit auf einer Universität zu verleben, um dort zu sehen, wie man mich von Semester zu Semester systematisch traktirt.

Ich konnte nebenbei noch manches profitiren. Alle Welt ist jetzt civilisirt, fein, gesittet, belesen, gelehrt. Schon oft, wenn ich einen guten Schnitt zu machen gedachte, fand es sich, daß mir ein guter Schulsack, etwas Philosophie, alte Literatur, ja, sogar etwas Medicin fehle; zwar, als das Magnetisiren aufkam, habe ich auch einen Cursus bei Mesmer genommen, und nachher manche glückliche Cur gemacht. Aber damit ist es heutzutage nicht gethan; daher die elenden Redensarten, die in Deutschland cursiren: ein dummer Teufel, ein armer Teufel, ein unwissender Teufel, was offenbar auf meine vernachläßigte wissenschaftliche Bildung hindeuten soll.

Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und ich bin vom Himmel gefallen, aber nicht als gelehrt; darum entschloß ich mich, zu studiren, und wo möglich es in der Philosophie so weit zu bringen, daß ich ein ganz neues System erfände, wovon ich mir keinen geringen Erfolg versprach. Ich wählte ..... en, und zog im Herbst des Jahres 1819 daselbst auf.

Ich hatte, wie man sich denken kann, nicht versäumt, mich meinem neuen Stande gemäß zu kostümiren. Mein Name war von Barbe, meine Verhältnisse glänzend, das heißt, ich brachte einen großen Wechsel mit, hatte viel baar Geld, gute Garderobe, und hütete mich wohl, als Neuling, oder wie man sagt, als Fuchs aufzutreten; sondern ich hatte schon allenthalben studirt, mich in der Welt umgesehen.

Kein Wunder, daß ich schon den ersten Abend höfliche Gesellschafter, den nächsten Morgen vertraute

Freunde, und am zweiten Abend Brüder auf Leben und Tod am Arm hatte. Man denkt vielleicht, ich übertreibe; wäre ich Kavalier, so würde ich auf Ehre versichern und „Hol' mich der Teufel" als Verstärkungspartikel dazu setzen (denn auf Ehre und hol' mich der Teufel verhalten sich zu einander wie der Spiritus lenis zum Spiritus asper), in meiner Lage kann ich blos meine Parole als Satan geben.

Es waren gute Jungen, die ich da fand. Es begab sich dies aber folgendermaßen: man kann sich denken, daß ich nicht unvorbereitet kam; wer die deutschen Universitäten nur entfernt kennt, weiß, daß ein an Sprache, Sitte, Kleidung und Denkungsart von der übrigen Welt ganz verschiedenes Volk dort wohnt. Ich las des unsterblichen Herrn von Schmalz Werke über die Universitäten, Sands Aktenstücke, Haupt über Burschenschaften und Landsmannschaften ꝛc., ward aber noch nicht recht klug daraus und merkte, daß mir noch manches abging. Der Zufall half mir aus der Noth. Ich nahm in F. eine Retourchaise; mein Gesellschafter war ein alter Student, der seit acht Jahren sich auf die Medicin legte. Er hatte das savoir vivre eines alten Burschen, und ich befliß mich, in den sechs Stunden, die ich mit ihm der Musenstadt zufuhr, an ihm meine Rolle zu studiren.

Es war ein großer wohlgewachsener Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, sein Haar war dunkel und mochte früher nach heutiger Mode zugeschnitten seyn, hing aber, weil der Studiosus die Kosten scheute, es scheeren zu lassen, unordentlich um den Kopf, doch

bemühte er sich, solches oft mit fünf Fingern aus der Stirne zu frisiren. Sein Gesicht war schön, besonders Nase und Mund edel und fein geformt, das Auge hatte viel Ausdruck, aber welch sonderbaren Eindruck machte es; das Gesicht war von der Sonne rothbraun angelaufen; ein großer Bart wucherte von den Schläfen bis zum Kinn herab, und um die feinen Lippen hing ein vom Bier gerötheter Henriquatre.

Sein Mienenspiel war schrecklich und lächerlich zugleich, die Augenbrauen waren zusammengezogen und bildeten düstere Falten; das Auge blickte streng und stolz um sich her und maß jeden Gegenstand mit einer Hoheit, einer Würde, die eines Königssohnes würdig gewesen wäre.

Ueber die untern Partien des Gesichtes, namentlich über das Kinn konnte ich nicht recht klug werden, denn sie staken tief in der Cravatte. Diesem Kleidungsstück schien der junge Mann bei weitem mehr Sorgfalt gewidmet zu haben, als dem übrigen Anzug; diese beiläufig einen halben Schuh Höhe messende Binde von schwarzer Seide zog sich, ohne ein Fältchen zu werfen, von dem Kinn inclusive bis auf das Brustbein exclusive, und bildete auf diese Art ein feines Mauerwerk, auf welchem der Kopf ruhte; seine Kleidung bestand in einem weißgelben Rock, den er Flaus, in zärtlichen Augenblicken wohl auch Gottfried nannte, und welchem er von Speisen und Getränken mittheilte; dieser Gottfried Flaus reichte bis eine Spanne über dem Knie und schloß sich eng um den ganzen Leib; auf der Brust war er offen und zeigte, so viel die Cravatte sehen ließ, daß der

Herr Studiosus mit Wäsche nicht gut versehen seyn müsse.

Weite wellenschlagende Beinkleider von schwarzem Sammt schlossen sich an das Oberkleid an; die Stiefel waren zierlich geformt und dienten ungeheuern Sporen von polirtem Eisen zur Folie.

Auf dem Kopfe hatte der Studiosus ein Stückchen rothes Tuch in Form eines umgekehrten Blumenscherben gehängt; das er mit vieler Kunst gegen den Wind zu balanciren wußte; es sah komisch aus, fast wie wenn man mit einem kleinen Trinkglas ein großes Kohlhaupt bedecken wollte.

Ich hatte Zachariä's unsterblichen Renomisten zu gut studirt, um nicht zu wissen, daß, sobald ich mir eine Blöße gegen den Herrn Bruder gebe, sein Respekt vor mir auf ewig verloren sey; ich merkte ihm daher seine Augenbrauenfalten, sein ernstes abmessendes Auge, so viel es ging, ab, und hatte die Freude, daß er mich gleich nach der ersten Stunde auffallend vor dem „Philister und dem Florbesen," auf Deutsch einem alten Professor und seiner Tochter, welche unsere übrige Reisegesellschaft ausmachten, auszeichnete. In der zweiten Stunde hatte ich ihm schon gestanden, daß ich in Kiel studirt und mich schon einige Mal mit Glück geschlagen habe, und ehe wir nach ..... en einfuhren, hatte er mir versprochen, eine „fixe Kneipe," das heißt eine anständige Wohnung auszumitteln, wie auch mich unter die Leute zu bringen.

Der Herr Studiosus Würger, so hieß mein Gesellschafter, ließ an einem Wirthshaus vor der Stadt

anhalten und lud mich ein, ſeinem Beiſpiele zu folgen und hier auf die Beſchwerden der Reiſe ein Glas zu trinken. Die ganze Fenſterreihe des Wirthshauſes war mit rothen und ſchwarzen Mützen bedeckt: es war nämlich eine gute Anzahl der Herren Studioſi hier verſammelt, um die neuen Ankömmlinge, die gewöhnlich am Anfang des Semeſters einzutreffen pflegen, nach gewohnter Weiſe zu empfangen. Würger, der alte, „längſt bemooste“ Burſche, hatte ſich ſchon unterwegs mit dem Gedanken gekitzelt, daß ſeine Kameraden uns für „Füchſe“ halten werden, und wirklich traf ſeine Vermuthung ein.

Ein Chorus von wenigſtens dreißig Bäſſen ſcholl von den Fenſtern herab; ſie ſangen ein berühmtes Lied, das anfängt:

Was kommt dort von der Höh'!

Während des Geſanges entſtieg mein Gefährte majeſtätiſch der Chaiſe, und kaum hatte er den Boden berührt, ſo erhob er ſein furchtbares Haupt und ſchrie zu den Fenſtern empor:

„Was ſchlagt ihr für einen Randal auf, Kameele! Seht ihr nicht, das zwei alte Häuſer aus dieſem Philiſterkarren geſtiegen kommen? (auf Deutſch: lärmt doch nicht ſo ſehr, meine Herren, Sie ſehen ja, daß zwei alte Studenten aus dem Wagen ſteigen.)

Der allgemeine Jubel unterbrach den erhitzten Redner; „Würger, du altes fideles Haus!“ ſchrien die Muſenſöhne und ſtürzten die Treppen herab in ſeine Arme; die Raucher vergaßen ihre langen Pfeifen wegzulegen, die Billardſpieler hielten noch ihre Queues in

der Hand. Sie bildeten eine Leibwache von sonderbarer Bewaffnung um den Angekommenen.

Doch der Edelmüthige vergaß in seiner Glorie auch meiner nicht, der ich bescheiden auf der Seite stand, er stellte mich den ältesten und angesehensten Männern der Gesellschaft vor, und ich wurde mit herzlichem Handschlag von ihnen begrüßt. Man führte uns in wildem Tumult die Treppe hinan, man setzte mich zwischen zwei bemooste Häuser an den Ehrenplatz, gab mir ein großes Paßglas voll Bier und ein Fuchs mußte dem neuen Ankömmling seine Pfeife abtreten.

So war ich denn in ..... en als Student eingeführt, und ich gestehe, es gefiel mir so übel nicht unter diesem Völkchen. Es herrschte ein offener zutraulicher Ton, man brauchte sich nicht in die Fesseln der Convenienz, die gewiß dem Teufel am lästigsten sind, umherzuschleppen, man sprach und dachte, wie es einem gerade gefiel. Wenn man bedenkt, daß ich gerade im Herbst 1819 dorthin kam, so wird man sich nicht wundern, daß ich mich von Anfang gar nicht recht in die Conversation zu finden wußte. Denn einmal machten mir jene Kunstwörter (termini technici), von welchen ich oben schon eine kleine Probe gegeben habe, viel zu schaffen; ich verwechselte oft „Sau," das Glück, mit „Pech," was Unglück bedeutet, wie auch „holzen," mit einem Stock schlagen, mit „pauken," mit andern Waffen sich schlagen.

Aber auch etwas anderes fiel mir schwer; wenn nämlich nicht von Hunden, Paukereien, Besen oder dergleichen gesprochen wurde, so fiel man hinter dem Bierglas in ungemein transcendentale Untersuchungen, von

welchen ich anfangs wenig oder gar nichts verstand, ich merkte mir aber die Hauptworte, welche vorkamen, und wenn ich auch in die Conversation gezogen wurde, so antwortete ich mit ernster Miene: „Freiheit, Vaterland, Deutschthum, Volksthümlichkeit.“

Da ich nun überdies ein großer Turner war und eigentlich teufelmäßige Sprünge machen konnte, da ich mir überdies nach und nach ein langes Haar wachsen ließ, solches fein scheitelte und kämmte, einen zierlich ausgeschnittenen Kragen über den deutschen Rock herauslegte, mich auch auf die Klinge nicht übel verstand, so war es kein Wunder, daß ich bald in großes Ansehen unter diesem Volke kam. Ich benutzte diesen Einfluß so viel als möglich, um die Leute nach meinen Ansichten zu leiten und zu erziehen, und sie für die Welt zu gewinnen.

Es hatte sich nämlich unter einem großen Theil meiner Commilitonen ein gewisser frömmelnder Ton eingeschlichen, der mir nun gar nicht behagte und nach meiner Meinung sich auch nicht für junge Leute schickte. Wenn ich an die jungen Herren in London und Paris, in Berlin, Wien, Frankfurt ꝛc. dachte, an die vergnügten Stunden, die ich in ihrem Kreise zubrachte; wenn ich diese Leute dagegenhielt, die ihren schönen hohen Wuchs, ihre kräftigen Arme, ihren gesunden Verstand, ihre nicht geringen Kenntnisse nur auf dem Turnplatz, nicht im Tanzsaal, nur zu überschwenglichen Ideen und Idealen, nicht zu lebhaftem Witz, zu feinem Spott, der das Leben würzt und aufregt, anwenden sah; wenn ich sie, statt schönen Mädchen nachzufliegen, in die Kirche schleichen sah, um einen ihrer orthodoxen Professoren

anzuhören, so konnte ich ein widriges Gefühl in mir nicht unterdrücken.

Sobald ich daher festen Fuß gefaßt hatte, zog ich einige lustige Brüder an mich, lehrte sie neue Kartenspiele, sang ihnen ergötzliche Lieder vor, wußte sie durch Witz und dergleichen so zu unterhalten, daß sich bald mehrere anschlossen. Jetzt machte ich kühnere Angriffe. Ich stellte mich Sonntags mit meinen Gesellen vor die Kirchthüre, musterte mit geübtem Auge die vorübergehenden Damen, zog dann, wenn die Schäflein innen waren und der Küster den Stall zumachte, mit den Meinigen in ein Wirthshaus der Kirche gegenüber, und bot allem auf, die Gäste besser zu unterhalten, als der Dr. N. oder der Professor N. in der Kirche seine Zuhörer.

Ehe drei Wochen vergingen, hatte ich die größere Partie auf meiner Seite. Die Frömmeren schrien von Anfang über den rohen Geist, der einreiße, und gaben zu bemerken, daß wir christliche Bursche seyen; aber es half nichts, meine Persiflagen hatten so gute Wirkung gethan, daß sie sich am Ende selbst schämten, in der Kirche gesehen zu werden, und es gehörte zum guten Ton, jeden Sonntag vor der Kirchthür zu seyn, aber bis hieher und nicht weiter. Die Wirthshäuser waren gefüllter als je, es wurde viel getrunken, ja es riß die Sitte ein, Wettkämpfe im Trinken zu halten, und, man wird es kaum glauben, es gab sogar eigentliche Kunsttrinker!

Es predigte zwar mancher gegen das einreißende Verderben, aber die Altdeutschen trösteten sich damit,

daß ihre „Altvordern“ auch durch Trinken excellirt haben; die Frömmsten ließen sich große Humpen verfertigen und zwangen und mühten sich so lange, bis sie wie Götz von Berlichingen oder gar wie Hermann der Cherusker schlucken konnten. Den Feineren, Gebildeteren war es natürlich von Anfang auch ein Greuel, ich verwies sie aber auf eine Stelle bei Jean Paul. Er sagt nämlich in seinem unübertrefflichen Quintus Fixlein:

„Jerusalem bemerkt schön, daß die Barbarei, die oft hart hinter dem schönsten, buntesten Flor der Wissenschaften aufsteigt, eine Art von stärkendem Schlammbad sey, um die Ueberfeinerung abzuwenden, mit der jener Flor bedrohe; ich glaube, daß einer, der erwägt, wie weit die Wissenschaften bei einem Studirenden steigen, dem Musensohne ein gewisses barbarisches Mittelalter, das sogenannte Burschenleben, — gönnen werde, das ihn wieder so stählt, daß die Verfeinerung nicht über die Grenze geht.“

Wenn ein Meister, wie Jean Paul, dem ich hiemit für diese Stelle meinen herzlichen Dank öffentlich sage, also sich ausspricht, was konnten die Kleinmeister und Jünger dagegen? Sie setzten sich auch in die schwarzgerauchte Kneipe, „verschlammten“ sich recht tüchtig in dem „barbarischen Mittelalter,“ und hatten kraft ihres inwohnenden Genies meine älteren Zöglinge bald überholt.

Sechstes Kapitel.

Satan beſucht die Kollegien; was er darin lernte.

Indeſſen ich auf die beſchriebene Weiſe praktiſch lebte und leben machte, vergaß ich auch das dic cur hic nicht, und legte mich mit Ernſt aufs Theoretiſche. Ich hörte die Philoſophen und Theologen und hoſpitirte nicht unfleißig bei den Juriſten und Medicinern. Ich hatte, um zuerſt über die Philoſophen zu reden, von einem der hellſten Lichter jener Univerſität, wenn in der Ferne von ihm die Rede war, oft ſagen hören, der Kerl hat den Teufel im Leib. Eine ſolche geheimnißvolle Tiefe, wollte man behaupten, ſolche überſchwengliche Gedanken, ſolche Gedrungenheit des Styls, eine ſo hinreißende Beredſamkeit ſey noch nicht gefunden worden in Iſrael. Ich habe ihn gehört und verwahre mich feierlich vor jenem Urtheil, als ob ich in ihm geſeſſen wäre. Ich habe ſchon viel ausgeſtanden in der Welt, ich bin ſogar Ev. Matthäi VIII. 31 und 32 in die Säue gefahren? — Aber in einen ſolchen Philoſophen? nein da wollte ich mich doch bedankt haben.

Was der gute Mann in ſeinem ſchläfrigen unangenehmen Ton vorbrachte, war für ſeine Zuhörer ſo gut als franzöſiſch für einen Eskimo. Man mußte alles gehörig ins Deutſche überſetzen, ehe man darüber ins Klare kam, daß er ebenſowenig fliegen könne, wie ein anderer Menſch auch. Er aber machte ſich groß, weil er aus ſeinen Schlüſſen ſich eine himmelhohe Jakobsleiter gezimmert und ſolche mit myſtiſchem Firniß angepinſelt hatte; auf dieſer kletterte er nun zum

blauen Aether hinan, versprach, aus seiner Sonnenhöhe herabzurufen, was er geschaut habe; er stieg und stieg, bis er den Kopf durch die Wolken stieß, blickte hinein in das reine Blau des Himmels, das sich auf dem grünen Grasboden noch viel hübscher ausnimmt als oben, und sah wie Sancho Pansa, als er auf dem hölzernen Pferd zur Sonne ritt, unter sich die Erde so groß wie ein Senfkorn und die Menschen wie Mücken, über sich — nichts.

Sie kommen mir vor, die guten Leute dieser Art, wie die Männer von Babel, die einen großen Leuchtthurm bauen wollten für alles Volk, damit sich keiner verlaufe in der Wüste, und siehe da, der Herr verwirrte ihre Sprache, daß weder Meister noch Gesellen einander mehr verstanden.

Da lobe ich mir einen andern der dortigen Philosophen; er las über die Logik und deducirte Jahr ein Jahr aus, daß zweimal zwei vier sey; und die Herren Studiosi schrieben ganze Stöße von Heften, daß zweimal zwei vier sey. Dieser Mann blieb doch ordentlich im Blachfeld und wanderte seinem Ziele mit größerer Gelassenheit zu, als seine illustren Kollegen, die, wenn ein anderer ihre Gewäsche nicht Evangelium nannte, Antikritiken und Metakritiken der Antikritiken in alle Welt aussandten.

Ich gestehe redlich, der Teufel amüsirt sich schlecht bei so bewandten Dingen. Ich schlug den Weg zu einem andern Hörsaal ein, wo man über die Seele des Menschen docirte. Gerechter Himmel! wenn ich so viel Umstände machen müßte, um eine liederliche Seele in mein Fegfeuer

zu deduciren! Der Mensch auf dem Katheder malte die Seele auf eine große schwarze Tafel und sagte: „so ist sie, meine Herren!“ damit war er aber nicht zufrieden, er behauptete, sie sitze oben in der Zirbeldrüse.

Ich quittirte die Philosophen und besuchte die Theologen. Um meine Leute näher kennen zu lernen, beschloß ich, an einem Sonntag nach der Kirche einem oder dem andern meine Visite abzustatten. Ich kleidete mich ganz schwarz, daß ich ein ziemlich theologisches Air hatte, und trat meinen Marsch an; man hatte mir vorhergesagt, ich sollte keinen zu voreiligen Schluß auf den reinen und frommen Charakter dieser Männer machen, sie seyen etwas nach dem alttestamentarischen Kostüm, vernachlässigen äußere Bildung und fallen dadurch leicht ins Linkische.

Mein Herz mit Geduld gewaffnet, trat ich in das Zimmer des ersten Theologen. Aus einer bläulichen Rauchwolke erhob sich ein dicker, ältlicher Mann in einem großgeblümten Schlafrock, eine ganz schwarze Meerschaumpfeife in der Hand. Er machte einen kurzen Knix mit dem Kopf und sah mich dann ungeduldig und fragend an. Ich setzte ihm auseinander, wie mich die Philosophie gar nicht befriedige, und daß ich gesonnen sey, einige theologische Kollegien zu besuchen. Er murmelte einige unverständliche, aber wie es schien, gelehrte Bemerkungen, verzog beifällig lächelnd den Mund und schritt im Zimmer auf und ab.

Ich setzte die Einladung, ihn auf seinem Spaziergang zu begleiten, voraus und schritt in eben so gravitätischen Schritten neben ihm her, indem ich aufmerksam lauschte, was sein gelehrter Mund weiter vorbringen

werde. Vergebens! Er grinste hie und da noch etwas weniges, sprach aber kein Wort weiter, wenigstens verstand ich nichts als die Worte: „Pfeife rauchen?“ ich merkte, daß er mir höflich eine Pfeife anbiete, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, denn er rauchte wahrhaftig eine gar zu schlechte Nummer.

Ich habe mir schon lange abgewöhnt, über irgend etwas in Verlegenheit zu gerathen, sonst hätte dieses absurde Schweigen des Professors mich gänzlich außer Fassung gebracht. So aber ging ich gemächlich neben ihm her, kehrte um, wenn er umkehrte, und zählte die Schritte, die sein Zimmer in der Länge maß. Nachdem ich das alte Ameublement, die verschiedenen Kleider- und Wäschrudera, die auf den Stühlen umherlagen, das wunderliche Chaos seines Arbeitstisches gemustert hatte, wagte ich meine prüfenden Blicke an den Professor selbst. Sein Aussehen war höchst sonderbar. Die Haare hingen ihm dünn und lang um die Glatze, die gestrickte Schlafmütze hielt er unter dem Arm. Der Schlafrock war an den Ellenbogen zerrissen und hatte verschiedene Löcher, die durch Unvorsichtigkeit hineingebrannt schienen. Das eine Bein war mit einem schwarzseidenen Strumpf und der Fuß mit einem Schnallenschuh bekleidet, der andere stack in einem weiten abgelaufenen Filzpantoffel, und um das halbentblößte Bein hing ein gelblicher Socken. Ehe ich noch während dem unbegreiflichen Stillschweigen des Theologen meine Bemerkungen weiter fortsetzen konnte, wurde die Thüre aufgerissen, eine große, dürre Frau, mit der Röthe des Zorns auf den schmalen Wangen, stürzte herein.

„Nein, das ist doch zu arg, Blasius!“ schrie sie, „der Küster ist da und sucht dich zum Abendmahl; der Dekan steht schon vor dem Altar und du steckst noch im Schlafrock!“

„Weiß Gott, meine Liebe,“ antwortete der Doktor gelassen, „das habe ich häßlich vergessen! doch sieh, einen Fuß hatte ich schon zum Dienste des Herrn gerüstet, als mir ein Gedanke einfiel, der den Doktor Paulus weidlich schlagen muß.“

Ohne darauf zu achten, daß er sich beinahe der letzten Hülle beraube, wollte er eilfertig den Schlafrock herunterreißen, um auch sein übriges Kadaver zum Dienst des Herrn zu schmücken; sein Eheweib aber stellte sich mit einer schnellen Wendung vor ihn hin, und zog die weiten Falten ihrer Kleider auseinander, daß vom Professor nichts mehr sichtbar war.

„Sie verzeihen, Herr Kandidat,“ sprach sie, ihre Wuth kaum unterdrückend, „er ist so im Amtseifer, daß sie ihn entschuldigen werden. Schenken Sie uns ein ander Mal das Vergnügen. Er muß jetzt in die Kirche.“

Ich ging schweigend nach meinem Hut und ließ den Ehemann unter den Händen seiner liebenswürdigen Xantippe. „Ein schöner Anfang in der Theologie!“ dachte ich, und die Lust, die übrigen geistlichen Männer zu besuchen, war mir gänzlich vergangen; doch beschloß ich, einige Vorlesungen mit anzuhören, was ich auch den Tag nachher ausführte.

Man denke sich einen weiten niedrigen Saal, vollgepfropft mit jungen Leuten in den abenteuerlichsten Gestalten. Mützen von allen Farben und Formen, lange herabwallende, kurze emporsteigende Haare, Bärte, an welchen

sich ein Sappeur der alten Garde nicht hätte schämen dürfen, und kleine zierliche Stutzbärtchen, galante Fräcke, und hohe Cravatten, neben deutschen Röcken und ellenbreiten Hemdkrägen; so saßen die jungen geistlichen Herren im Kollegium; vor sich hatte jeder eine Mappe, einen Stoß Papier, Dinte und Feder, um die Worte der Weisheit gleich ad notam zu nehmen. „O Platon und Sokrates!“ dachte ich, „hätten eure Studiosen und Akademiker nachgeschrieben, wie manches Wort tiefer heiliger Weisheit wäre nicht umsonst verrauscht, wie majestätisch müßten sich die Folianten von Socratis opera in mancher Bibliothek ausnehmen!“ —

Jetzt wurden alle Häupter entblößt. Eine kurze dicke Gestalt drängte sich durch die Reihen der jungen Herren dem Katheder zu, es war der Doktor Schnatterer, den ich gestern besucht hatte; mit Wonnegefühl schien er die Versammlung zu überschauen, hustete dann etwas weniges und begann:

„Hochachtbare, Hochansehnliche!“ (damit meinte er die, welche sechs Thaler Honorar zahlten).

„Werthgeschätzte!“ (die, welche das gewöhnliche Honorar zahlten).

„Meine Herren!“ (das waren die, welche nur die Hälfte oder aus Armuth gar nichts entrichteten), und nun hob er seinen Sermon an; die Federn rasselten, das Papier knirschte, er aber schaute herab wie der Mond aus Regenwolken.

Ich hätte zu keiner gelegenern Zeit diese Vorlesungen besuchen können, denn der Doktor behandelte gerade den Abschnitt de angelis malis, worin ich vorzüglich traktirt

zu werden hoffen durfte. Wahrhaftig, er ließ mich nicht lange warten: „Der Teufel," sagte er, „überredete die ersten Menschen zur Sünde und ist noch immer gegen das ganze Menschengeschlecht feindlich gesinnt." Nach diesem Satz hoffte ich nun eine philosophische Würdigung dieses Teufelsglaubens zu hören; aber weit gefehlt. Er blieb bei dem ersten Wort Teufel stehen, und daß mich die Juden Beelzebub geheißen hätten. Mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, wie ich sie hinter dem armen Schlafrock nicht gesucht hätte, warf er nun das Wort Beelzebub drei Viertelstunden lang hin und her. Er behauptete, die Einen erklären, es bedeute einen Fliegenmeister, der die Mücken aus dem Lande treiben solle, andere nehmen das sephub nicht von den Mücken, sondern als Anklage, wie die Chaldäer und Syrier. Andere erklären sephul als Grab, sepulcrum; die Federn schwirrten und flogen, so tiefe Gelehrsamkeit hört man nicht alle Tage. Zu jenen paar Erklärungen hatte er aber volle drei Viertelstunden verwendet, denn die Citaten aus heiligen und profanen Scribenten nahmen kein Ende. Von Anfang hatte es mir viel Spaß gemacht, die Dogmatik auf solche Weise getrieben und namentlich den Satan so gründlich anatomirt zu sehen; aber endlich machte es mir doch Langeweile, und ich wollte schon meinen Platz verlassen, um dem unendlichen Gewäsch zu entfliehen, da ruhte der Dokter einen Augenblick aus, die Schnupftücher wurden gebraucht, die Füße wurden in eine andere Lage gebracht, die Federn ausgespritzt und neu beschnitten — Alles deutete darauf hin, daß jetzt ein Hauptschlag geschehen werde.

Und es war ſo; der große Theologe, nachdem er die Meinungen anderer aufgeführt und gehörig gewürdigt hatte, begann jetzt mit Salbung und Würde ſeine eigene Meinung zu entwickeln.

Er ſagte, daß alle dieſe Erklärungen nichts taugen, indem ſie keinen paſſenden Sinn gäben, er wiſſe eine ganz andere und glaube ſich in dieſem Stück noch über Michaelis und Döderlein ſtellen zu dürfen. Er leſe nämlich saephael und das bedeute Koth, Miſt und dergleichen. Der Teufel oder Beelzebub würde alſo hier der Herr im Dreck, der Unreinliche, τὸ πνευμα ἀκαθαρτον, der Stinker genannt, wie denn auch im Volksglauben mit den Erſcheinungen des Satans ein gewiſſer unanſtändiger Geruch verbunden ſey.

Ich traute meinen Ohren kaum; eine ſolche Sottiſe war mir noch nie vorgekommen; ich war im Begriff, den orthodoxen Exegeten mit dem nämlichen Mittel zu bedienen, das einſt Doktor Luther, welcher gar keinen Spaß verſtand, an mir probirte, ihm nämlich das nächſte beſte Dintenfaß an den Kopf zu werfen; aber es fiel mir bei, wie ich mich noch beſſer an ihm rächen könnte; ich bezähmte meinen Zorn und ſchob meine Rache auf.

Der Doktor aber ſchlug im Bewußtſeyn ſeiner Würde das Heft zu, ſtand auf, bückte ſich nach allen Seiten und ſchritt nach der Thüre; die tiefe Stille, welche im Saal geherrſcht hatte, löste ſich in ein dumpfes Gemurmel des Beifalls auf.

„Welch ein gelehrter Mann, welch tiefer Denker, welche Fülle der tiefſten Gelehrſamkeit!“ murmelten die Schüler des großen Exegeten. Emſig verglichen ſie

unter einander ihre Hefte, ob ihnen auch kein Wörtchen von seinen schlagenden Beweisen, von seinen kühnen Behauptungen entgangen sey; und wie glücklich waren sie, wenn auch kein Jota fehlte, wenn sie hoffen durften, ein dickes, reinliches, vollständiges Heft zu bekommen.

Sobald Sie aber die theuren Blätter in den Mappen hatten, waren sie die Alten wieder; man stopfte sich die ellenlangen Pfeifen, man setzte die Mütze kühn auf das Ohr, zog singend oder den großen Hunden pfeifend ab, und wer hätte den Jünglingen, die im Sturmschritt dem nächsten Bierhaus zuzogen, angesehen, daß sie die Stammhalter der Orthodoxie seyen und recta via von der jüngsten Konjektur des großen Dogmatikers herkommen?

So schloß sich mein erster theologischer Unterricht, ich war, wenn nicht an Weisheit und Einsicht, doch um einen Begriff meiner selbst, an den ich nie gedacht hätte, reicher geworden.

Ich schwor mir selbst mit den heiligsten Schwüren, keinen Theologen dieser finstern Schule mehr zu hören. Denn, wenn der Oberste unter ihnen solche grasse Begriffe zu Markt brachte, was durfte ich von den übrigen hoffen? Aber der orthodoxen saephael- oder Dr—ckseele hatte ich Rache geschworen, und ich war Manns genug dazu, sie auszuführen.

Siebentes Kapitel.

Der Satan bekömmt Händel und schlägt sich; Folgen davon.

Indessen ereignete sich etwas anderes, das ich hier nicht übergehen darf, weil es als ein Commentar zu den

Sitten des wunderlichen Volkes, unter welchem ich lebte, dienen kann. Ich hatte schon seit einiger Zeit fleißig die Anatomie besucht, um auch die Aerzte kennen zu lernen; da geschah es eines Tages, daß ich mit mehreren Freunden um einen Cadaver beschäftigt war, indem ich ihnen durch Zergliederung der Organe des Hirns, des Herzens ꝛc. die Nichtigkeit des Glaubens an Unsterblichkeit darzuthun suchte.

Auf einmal höre ich hinter mir eine Stimme: „Pfui Teufel, wie riecht's hier!"

Ich wandte mich rasch um und erblickte einen jungen Theologen, der mich schon in jener dogmatischen Vorlesung durch den Eifer und das Wohlbehagen, mit welchem er die unsinnige Conjektur des Professors niederschrieb, gegen sich aufgebracht hatte. Als ich nun diese Aeußerung „pfui Teufel, wie riecht's hier!" die ich in jenem Augenblick aus des Theologen Munde nur auf mich, als den „Herrn im Koth" bezog, hörte, sagte ich ihm ziemlich stark, daß ich mir solche Gemeinheiten und Anzüglichkeiten verbitte.

Nach dem uralten heiligen Gesetzbuche der Burschen, das man Comment heißt, war dies eine Beschimpfung, die nur mit Blut abgewaschen werden konnte. Der Theologe, ein tüchtiger Raufer, ließ mich daher am andern Tage sogleich fordern. Ein solcher Spaß war mir erwünscht, denn wer sein Ansehen unter seinen Commilitonen behaupten wollte, mußte sich damals geschlagen haben, obgleich das Duell an sich von meinen Freunden als etwas Unvernünftiges, Unnatürliches angesehen wurde. Ich hatte meinen Gegner bestimmen lassen, die

Sache in einem Vergnügungsort, eine Stunde vor der Stadt, auszumachen, und beide Parteien erschienen zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle.

Feierlich wurde jeder Einzelne in ein Zimmer geführt, der Oberrock ihm ausgezogen, und der „Paukwichs," das heißt die Rüstung, in welcher das Duell vor sich gehen sollte, angelegt. Diese Rüstung oder der Paukwichs bestand in einem Hut mit breiter Krämpe, die dem Gesicht hinlänglichen Schutz verlieh, einer ungeheuern, fußbreiten Binde, die über den Bauch geschnallt wurde; sie war von Leder, gepolstert und mit der Farbe der Verbindung, zu welcher man gehörte, ausgeschmückt; eine ungeheure Cravatte, wogegen Herrn Studiosus Würgers ein Groschenstück war, stand steif um die Gegend des Halses und schützte Kinn, Kehle, einen Theil der Schultern und den obern Theil der Brust. Den Arm, vom Ellenbogen bis zur Hand, bedeckte ein aus alten seidenen Strümpfen verfertigtes Rüstzeug, Handschuh genannt. Ich gestehe, die Figur, in diese sonderbare Rüstung gepreßt, nahm sich komisch genug aus; doch gewährte sie große Sicherheit, denn nur ein Theil des Gesichtes, der Oberarm und ein Theil der Brust war für die Klinge des Gegners zugänglich. Ich konnte mich daher des Lachens nicht enthalten, wenn ich im Spiegel meinen sonderbaren Habit betrachtete; „der Satan in einem solchen Aufzuge und im Begriff, sich wegen des schlechten Geruchs auf der Anatomie zu schlagen!"

Meine Genossen aber nahmen dieses Lachen für einen Ausbruch der Kühnheit und des Muths, gedachten,

es sey jetzt der rechte Augenblick gekommen, und führten mich in einen großen Saal, wo man mit Kreide die gegenseitige feindliche Stellung auf dem Boden markirt hatte. Ein Fuchs rechnete es sich zur hohen Ehre, mir den Schläger vorantragen zu dürfen, wie man den alten Kaisern Schwert und Scepter vorantrug. Jener war eine aus polirtem Stahl schön gearbeitete Waffe mit großem, schützendem Korb und scharf geschliffen wie ein Scheermesser.

Wir standen endlich einander gegenüber; der Theologe machte ein grimmiges Gesicht und blickte mit einem Hohn auf mich, der mich nur noch mehr in dem Vorsatz bestärkte, ihn tüchtig zu zeichnen.

Wir legten uns nach alter Fechterweise aus, die Klingen waren gebunden, die Sekundanten schrien: „los!“ und unsere Schläger schwirrten in der Luft und fielen rasselnd auf die Körbe. Ich verhielt mich meistens parirend gegen die wirklich schönen und mit großer Kunst ausgeführten Angriffe des Gegners; denn mein Ruhm war größer, wenn ich mich von Anfang nur vertheidigte, und erst im vierten, fünften Gang ihm eine Schlappe gab.

Allgemeine Bewunderung folgte jedem Gang; man hatte noch nie so kühn und schnell angreifen, noch nie mit so vieler Ruhe und Kaltblütigkeit sich vertheidigen sehen. Meine Fechtkunst wurde von den ältesten „Häusern“ bis in den Himmel erhoben, und man war nun gespannt und begierig, bis ich selbst angreifen würde; doch wagte es keiner, mich dazu aufzumuntern.

Vier Gänge waren vorüber, ohne daß irgendwo ein Hieb blutig gewesen wäre. Ehe ich zum fünften

aufmarſchirte, zeigte ich meinen Kameraden die Stelle auf der rechten Wange, wohin ich meinen Theologen treffen wolle. Dieſer mochte es mir anſehen, daß ich jetzt ſelbſt angreifen werde, er legte ſich ſo gedeckt als möglich aus und hütete ſich ſelbſt einen Angriff zu machen. Ich begann mit einer herrlichen Finte, der ein allgemeines Ah! folgte, ſchlug dann einige regelmäßige Hiebe, und klapp! ſaß ihm mein Schläger in der Wange.

Der gute Theologe wußte nicht, wie ihm geſchah, mein Sekundant und Zeuge ſprangen mit einem Zollſtab hinzu, maßen die Wunde und ſagten mit feierlicher Stimme: „es iſt mehr als ein Zoll, klafft und blutet, alſo Anſch—ß;“ das hieß ſo viel als: weil ich dem guten Jungen ein Zoll langes Loch ins Fleiſch gemacht hatte, war ſeiner Ehre genug geſchehen.

Jetzt ſtürzten meine Freunde herzu, die älteſten faßten meine Hände, die jüngeren betrachteten ehrfurchtsvoll die Waffe, mit welcher die in der Geſchichte einzige und unerhörte That geſchehen war; denn wer, ſeit des großen Renomiſten Zeiten, durfte ſich rühmen, vorher die Stelle, die er treffen wollte, angezeigt und mit ſo vieler Genauigkeit getroffen zu haben?

Ernſten Blickes trat der Sekundant meines Gegners herein und bot mir in deſſen Namen Verſöhnung an. Ich ging zu dem Verwundeten, dem man gerade mit Nadel und Faden ſeine Wunde zunähte, und verſöhnte mich mit ihm.

„Ich bin Ihnen Dank ſchuldig,“ ſagte er zu mir, „daß ſie mich ſo gezeichnet haben. Ich wurde ganz gegen meinen Willen gezwungen, Theologie zu ſtudiren; mein

Vater iſt Landpfarrer, meine Mutter eine fromme Frau, die ihren Sohn gern einmal im Chorrock ſehen möchte. Sie haben mit einem Mal entſchieden, denn mit einer Schmarre vom Ohr bis zum Mund, darf ich keine Kanzel mehr beſteigen."

Die Burſchen ſahen theilnehmend auf den wackern Theologen, der wohl mit geheimer Wehmuth an den Schmerz des alten Paſtors, an den Jammer der frommen Mama denken mochte, wenn die Nachricht von dieſem Unfall anlangte; ich aber hielt es für das größte Glück des Jünglings, durch eine ſo kurze Operation der Welt wieder geſchenkt zu ſeyn. Ich fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke, und er geſtand offen, daß der Stand eines Kavalleriſten oder eines Schauſpielers ihn von jeher am meiſten angezogen hätte.

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen für dieſen vernünftigen Gedanken, denn gerade unter dieſen beiden Ständen zähle ich die meiſten Freunde und Anhänger; ich rieth ihm daher aufs ernſtlichſte, dem Trieb der Natur zu folgen, indem ich ihm die beſten Empfehlungsbriefe an bedeutende Generale und an die vorzüglichſten Bühnen verſprach.

Dem ganzen Perſonale aber, das dem merkwürdigen Duell angewohnt hatte, gab ich einen trefflichen Schmaus, wobei auch mein Gegner und ſeine Geſellen nicht vergeſſen wurden. Dem ehemaligen Theologen zahlte ich nachher in der Stille ſeine Schulden und verſah ihn, als er geneſen war, mit Geld und Briefen, die ihm eine fröhliche glänzende Laufbahn eröffneten.

Meine geheime Wohlthätigkeit war so wenig, als der glänzende Ausgang meiner Affaire ein Geheimniß geblieben. Man sah mich von jetzt wie ein höheres Wesen an, und ich kannte manche junge Dame, die sogar über meine großmüthigen Sentiments Thränen vergoß.

Die Mediciner aber ließen mir durch eine Deputation einen prachtvollen Schläger überreichen, weil ich mich, wie sie sich ausdrückten: „für den guten Geruch ihrer Anatomie geschlagen habe.“

Die Welt bleibt unter allen Gestalten die nämliche, die sie von Anfang war. Dem Bösen, selbst dem Unvernünftigen huldigt sie gerne, wenn es sich nur in einem glänzenden Gewande zeigt; die gute ehrliche Tugend mit ihren rauhen Manieren und ihrem ungeschliffenen rohen Aussehen wird höchstens Achtung, niemals Beifall erlangen.

Achtes Kapitel.

Satans Rache an Doktor Schnatterer.

Als ich sah, wie weit die Philosophie und Theologie in . . . . . en hinter meinen Vorstellungen, die ich mir zuvor gemacht hatte, zurückbleibe, legte ich mich mit Eifer auf Aesthetik, Rhetorik, namentlich aber auf die schöne Literatur. Man wende mir nicht ein, ich habe auf diese Art meine Zeit unnütz angewendet. Ich besuchte ja jene berühmte Schule nicht, um ein Brodstudium zu treiben, das einmal einen Mann mit Weib und Kind ernähren könnte, sondern das die cur hic, das ich recht oft in meine Seele zurückrief, sagte mir immer, ich solle suchen,

von jeder Wiſſenſchaft einen kleinen Hieb zu bekommen; mich aber ſo ſehr als möglich in jenen Künſten zu vervollkommnen, die heutzutage einem Mann von Bildung unentbehrlich ſind.

Bei Gelegenheit, eine Stelle aus einem Dichter zu citiren, über die Schönheit eines Gemäldes kunſtgerecht mitzuſprechen, eine Statue nach allen Regeln für erbärmlich zu erklären, für die Männer einige theologiſche Literatur, einige juridiſche Phraſen, einige neue mediciniſche Entdeckungen, einige exorbitante philoſophiſche Behauptungen in petto zu haben, hielt ich für unumgänglich nothwendig, um mich mit Anſtand in der modernen Welt bewegen zu können, und ohne mir ſelbſt ein Kompliment machen zu wollen, darf ich ſagen, ich habe in den paar Monaten in ..... en hinlänglich gelernt.

Ich habe mir nach dem Beiſpiel meiner großen Vorbilder im Memoirenſchreiben vorgenommen, auch die geringfügigſten Ereigniſſe aufzuführen, wenn ſie lehrreich oder merkwürdig ſind, wenn ſie Stoff zum Nachdenken oder zum Lachen enthalten. Ich darf daher nicht verſäumen, meine Rache am Doktor Schnatterer zu erzählen.

Beſagter Doktor hatte die löbliche Gewohnheit, Sonntag Nachmittags mit mehreren andern Profeſſoren in ein Wirthshaus ein halbes Stündchen vor der Stadt zu ſpazieren. Dort pflegte man, um die ſteifgeſeſſenen Glieder wieder auszurenken, Kegel zu ſchieben und allerlei ſonſtigen Kurzweil zu treiben, wie es ſich für ehrbare Männer geziemt; man ſpielte wohl auch bei verſchloſſenen Thüren ein Whiſtchen oder Piquet und trank

manchmal ein Gläschen über Durst, was wenigstens die böse Welt daraus ersehen wollte, daß sich die Herren Abends in der Chaise des Wirthes zur Stadt bringen ließen.

Der ehrwürdige Theologe aber pflegte immer lang vor Sonnenuntergang heimzukehren, man sagt, weil die Frau Doktorin ihm keine längere Frist erlaubt hatte; er ging dann bedächtigen Schrittes seinen Weg, vermied aber die breite Chaussée und schlug den Wiesenpfad ein, der dreißig Schritte seitwärts neben jener hinlief; der Grund war, weil der breite Weg am schönen Sonntag Abend mit Fußgängern besäet war, der Doktor aber die höhere Röthe seines Gesichtes und den etwas unsichern Gang nicht den Augen der Welt zeigen wollte.

So erklärten sich die Bösen den einsamen Gang Schmatterers; die Frommen aber blieben stehen, schauten ihm nach und sprachen: „siehe, er geht nicht auf dem breiten Weg der Gottlosen, der fromme Herr Doktor, sondern den schmalen Pfad, welcher zum Leben führt.“

Auf diese Gewohnheit des Doktors hatte ich meinen Racheplan gebaut. Ich paßte ihm an einem schönen Sonntag Abend, der alle Welt ins Freie gelockt hatte, auf, und er trat noch bei guter Tageszeit aus dem Wirthshaus. Mit demüthigem Bückling nahte ich mich ihm und fragte, ob ich ihn auf seinem Heimweg begleiten dürfe, der Abend scheine mir in seiner gelehrten Nähe noch einmal so schön.

Der Herr Doktor schien einen kordialen Hieb zu haben; er legte zutraulich meinen Arm in den seinigen und begann mit mir über die Tiefen der Wissenschaften

zu peroriren. Aber ich ſchlug ſein Auge mit Blindheit, und indem ich als ehrbarer Studioſus neben ihm zu gehen ſchien, verwandelte ich meine Geſtalt und erſchien den verwunderten Blicken der Spaziergänger als die ſchöne Luiſel, die berüchtigſte Dirne der Stadt. — Ach! daß Hogarth an jenem Abend unter den ſpazierengehenden Chriſten auf dem breiten Wege gewandelt wäre! Welch herrliche Originale für frommen Unwillen, ſtarres Erſtaunen, hämiſche Schadenfreude hätte er in ſein Skizzenbuch niederlegen können!

Die Vorderſten blieben ſtehen, als ſie das ſeltſame Paar auf dem Wieſenpfad wandeln ſahen, ſie kehrten um, uns zu folgen, und riſſen die Nachkommenden mit. Wie ein ungeheurer Strom wälzte ſich uns die erſtaunte Menge nach, wie ein Lauffeuer flog das unglaubliche Gerücht: „der Doktor Schnatterer mit der ſchönen Luiſel!“ von Mund zu Mund der Stadt zu.

„Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!“ riefen die Frommen; „hat man das je erlebt von einem chriſtlichen Prediger?“

„Ei, ei, wer hätte das hinter dem Ehrſamen geſucht?“ ſprachen mit Achſelzucken die Halbfrommen, „wenn der Skandal nur nicht auf öffentlicher Promenade!“ —

„Der Herr Doktor machen ſich's bequem!“ lachten die Weltkinder, „er predigt gegen das Unrecht und geht mit der Sünde ſpazieren.“

So hallte es vom Felde bis in die Stadt, Bürger und Studenten, Mägde und Straßenjungen erzählten es in Kneipen, am Brunnen und an allen Ecken; und „Doktor Schnatterer“ und „ſchöne Luiſel“ war das

Feldgeschrei und die Parole für diesen Abend und manchen folgenden Tag.

An einer Krümmung des Wegs machte ich mich unbemerkt aus dem Staube und schloß mich als Studiosus meinen Kameraden an, die mir die Neuigkeit ganz warm auftischten. Der gute Doktor aber zog ruhig seines Weges, bemerkte, in seine tiefen Meditationen versenkt, nicht das Drängen der Menge, die sich um seinen Anblick schlug, nicht das wiehernde Gelächter, das seinen Schritten folgte. Es war zu erwarten, daß einige frommen Weiber seiner zärtlichen Ehehälfte die Geschichte beigebracht hatten, ehe noch der Theologe an der Hausglocke zog; denn auf der Straße hörte man deutlich die fürchterliche Stimme des Gerichtsengels, der ihn in Empfang nahm, und das Klatschen, welches man hie und da vernahm, war viel zu volltönend, als daß man hätte denken können, die Frau Doktorin habe die Wangen ihres Herrn Gemahls mit dem Munde berührt.

Wie ich mir aber dachte, so geschah es. Nach einer halben Stunde schickte die Frau Doktorin zu mir und ließ mich holen. Ich traf den Doktor mit hoch aufgelaufenen Wangen, niedergeschlagen in einem Lehnstuhl sitzend. Die Frau schritt auf mich zu und schrie, indem sie die Augen auf den Doktor hinüberblitzen ließ: „dieser Mensch dort behauptet, heute Abend mit Ihnen vom Wirthshaus hereingegangen zu seyn; sagen Sie, ob es wahr ist, sagen Sie!“

Ich bückte mich geziemend und versicherte, daß ich mir habe nie träumen lassen, die Ehre zu genießen; ich sey den ganzen Abend zu Haus gewesen.

Wie vom Donner gerührt, ſprang der Doktor auf, der Schrecken ſchien ſeine Zunge gelähmt zu haben: „Zu Haus geweſen?“ lallte er, „nicht mit mir gegangen? o mit wem ſoll ich denn gegangen ſeyn, als mit Ihnen, Wertheſter?“

„Was weiß ich, mit wem der Herr Doktor gegangen ſind?“ gab ich lächelnd zur Antwort. „Mit mir auf keinen Fall!“

„Ach, Sie ſind nur zu nobel, Herr Studioſus,“ heulte die wüthende Frau, „was ſollten Sie nicht wiſſen, was die ganze Stadt weiß; der alte Sünder, der Schandmenſch! man weiß ſeine Schliche wohl; mit der ſchönen Luiſel hat er ſcharmuzirt!“

„Das hat mir der böſe Feind angethan!“ raste der Doktor und rannte im Zimmer umher; „der Böſe, der Beelzebub, nach meiner Conjektur der Stinker.“

„Der Rauſch hat dir's angethan, du Lump!“ ſchrie die Zärtliche, riß ihren breitgetretenen Pantoffel ab und rannte ihm nach; ich aber ſchlich mich die Treppe hinab und zum Haus hinaus, und dachte bei mir: „dem Doktor iſt ganz recht geſchehen, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kömmt er.“

Der Doktor Schnatterer wurde von da an in ſeinen Kollegien ausgepocht und konnte ſelbſt mit den kühnſten Conjekturen den Eifer nicht mehr erwecken, der vor ſeiner Fatalität unter der ſtudirenden Jugend geherrſcht hatte. Die Kollegiengelder erreichten nicht mehr jene Summe, welche die Frau Profeſſorin als allgemeinen Maaßſtab angenommen hatte, und der Profeſſor lebte daher in ewigem Hader mit der Unverſöhnlichen. Dieſem hatte

ſo zu ſagen, der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt.

Neuntes Kapitel.

Satan wird wegen Umtrieben eingezogen und verhört; er verläßt die Univerſität.

Um dieſe Zeit hörte man in Deutſchland viel von Demagogen, Umtrieben, Verhaftungen und Unterſuchungen. Man lachte darüber, weil es ſchien, man betrachte alles durch das Vergrößerungsglas, welches Angſt und böſes Gewiſſen vorhielten. Uebrigens mochte es an manchen Orten doch nicht ganz geheuer geweſen ſeyn, ſelbſt in dem ſonſt ſo ruhigen ..... en ſpukte es in manchen Köpfen ſeltſam.

Ich will einen kurzen Umriß von dem Stand der Dinge geben. Wenn man unbefangen unter den Burſchen umherwandelte und ihren Gelagen beiwohnte, ſo drängte ſich von ſelbſt die Bemerkung auf, daß viele unter ihnen von etwas anderem angeregt ſeyen, als gerade von dem nächſten Zweck ihres Brodſtudiums; wie einige großes Intereſſe daran fanden, ſich Morgens mit ihren Gläubigern und deren Noten (Philiſter mit Pumpregiſtern) herumzuzanken, nachher den Hund zu baden und ihn ſchöne Künſte zu lehren, ſodann Fenſterparade vor ihren Schönen zu machen ü. ſ. w., ſo hatten ſich andere, und zwar kein geringer Theil, auf Idealeres geworfen. Ich hatte zwar dadurch, daß ich ſie zum Studium des Trinkens anhielt, dafür geſorgt, daß die Herren ſich nicht gar zu ſehr der Welt entziehen möchten;

aber es blieb doch immer ein geheimnißvolles Walten, aus welchem ich nicht recht klug werden konnte.

Besonders aber äußerte sich dies, wenn die Köpfe erleuchtet waren; da sprach man viel von Volksbildung, von frommer deutscher Art, manche sprudelten auch über und schrien von der Noth des Vaterlandes, von — doch das ist jetzt gleichgültig, von was gesprochen wurde; es genügt zu sagen, daß es schien, als hätte eine große Idee viele Herzen ergriffen, sie zu einem Streben vereinigt. Mir behagte die Sache an sich nicht übel; sollte es auf etwas Unruhiges ausgehen, so war ich gleich dabei, denn Revolutionen waren von jeher mein Element; nur sollte nach meiner Meinung das Ganze einen eleganteren leichteren Anstrich haben.

Es gab zwar Leute unter ihnen, die mit der Gewandtheit eines Staatsmannes die Menge zu leiten wußten, die sich eine Eleganz des Styls, eine Leichtigkeit des Umgangs angeeignet hatten, wie sie in den diplomatischen Salons mit Mühe erlernt und kaum mit so viel Anstand ausgeführt wird; aber die meisten waren in ein phantastisches Dunkel gerathen, munkelten viel von dem Dreiklang in der Einheit, von der Idee, die ihnen aufgegangen sey, und hatten Vergangenheit und Zukunft, Mittelalter und das Chaos der jetzigen Zeit so in einander geknetet, daß kein Theseus sich aus diesen Labyrinthen herausgefunden hätte.

Ich merkte oft, daß einer oder der andere der Koriphäen in einer traulichen Stunde mir gerne etwas anvertraut hätte; ich zeigte Verstand, Weltbildung, Geld und große Connexionen, Eigenschaften, die nicht

zu verachten sind, und die man immer ins Mittel zu ziehen sucht. Aber immer, wenn sie im Begriff waren, die dunkle Pforte des Geheimnisses vor meinen Augen aufzuschließen, schien sie, ich weiß nicht was, zurückzuhalten; sie behaupteten, ich habe kein Gemüth, denn dieses edle Seelenvermögen schienen sie als Probierstein zu gebrauchen.

Mochte ich aber aussehen wie ein verkappter Jakobiner, mochte ich durch meinen Einfluß auf die Menge Verdacht erregt haben? Eines Morgens trat der Pedell mit einigen Schnurren in mein Zimmer und nahm mich im Namen Seiner Magnificenz gefangen. Der Universitätssekretär folgte, um meine Papiere zu ordnen und zu versiegeln, und gab mir zu verstehen, daß ich als Demagoge verhaftet sey.

Man gab mir ein anständiges Zimmer im Universitätsgebäude, sorgte eifrig für jede Bequemlichkeit, und als der hohe Rath beisammen war, wurde ich in den Saal geführt, um über meine politischen Verbrechen vernommen zu werden.

Die Dekane der vier Fakultäten, der Rektor Magnificus, ein Mediciner, und der Universitätssekretär saßen um einen grün behängten Tisch in feierlichem Ornat; die tiefe Stille, welche in dem Saal herrschte, die steife Haltung der gelehrten Richter, ihre wichtigen Mienen nöthigten mir unwillkürlich ein Lächeln ab.

Magnificus zeigte auf einen Stuhl ihm gegenüber am Ende der Tafel, Delinquent setzte sich, Magnificus winkte wieder und der Pedell trat ab.

Noch immer tiefe Stille; der Sekretär legt das Papier zum Protokoll zurecht und schneidet Federn; ein

alter Professor läßt seine ungeheure Dose herumgehen. Jeder der Herren nimmt eine Prise, bedächtlich und mit Beugung des Hauptes; Doktor Saper, mein nächster Nachbar, schnupft und präsentirt mir die Dose, läßt aber das theure Magazin, von einem abwehrenden Blick Magnifici erschreckt, mit polterndem Geräusch zu Boden fallen.

„Alle Hagel, Herr Doktor!“ schrie der alte Professor, alle Achtung bei Seite setzend.

„O Jerum!“ ächzte der Sekretär und warf das Federmesser weg, denn er hatte sich aus Schrecken in den Finger geschnitten.

„Bitte unterthänigst!“ stammelte der erschrockene Doktor Saper.

Diese alle sprachen auf einmal durch einander, und der letztere kniete auf den Boden nieder und wollte mit der Papierscheere, die er in der Eile ergriffen hatte, den verschütteten Tabak aufschaufeln.

Magnificus aber ergriff die große Glocke und schellte dreimal; der Pedell trat eilig und bestürzt herein und fragte, was zu Befehl sey, und Magnificus mit einem verbindlichen Lächeln zu Doktor Saper hinüber sprach: „Lassen Sie es gut seyn, Lieber, er taugt doch nichts mehr; da wir aber in dieser Sitzung einiges Tabaks benöthigt seyn werden, glaube ich dafür stimmen zu müssen, daß frischer ad locum gebracht werde.“

Doktor Saper zog schnell sein Beutelein, reichte dem Pedell einige Groschen und befahl ihm, eilends drei Loth Schnupftabak zu bringen. Dieser enteilte dem Saal; vor dem Haus fand er, wie ich nachher erfuhr,

die halbe Universität versammelt, denn meine Verhaftung war schnell bekannt geworden, und alles drängte sich zu, um das Nähere zu erfahren. Man kann sich daher die Spannung der Gemüther denken, als man den Pedell aus der Thüre stürzen sah; die Vordersten hielten ihn fest und fragten und drängten ihn, wohin er so eilig versendet werde, und kaum konnte man sich in seine Betheurung finden, daß er eilends drei Loth Schnupftabak holen müsse.

Aber im Saal war nach der Entfernung des Götterboten die vorige anständige Stille eingetreten. Magnificus faßte mich mit einem Blick voll Hoheit und begann:

„Es ist uns von einer höchstpreislichen Central-Untersuchungs-Commission der Auftrag zugekommen, auf gewisse geheime Umtriebe und Verbindungen, so sich auf unserer Universität seit einiger Zeit entsponnen haben sollen, unser Augenmerk zu richten. Wir sind nun nach reiflicher Prüfung der Umstände vollkommen darüber einverstanden, daß Sie, Herr von Barbe, sich höchst verdächtig gemacht haben, solche Verhältnisse unter unserer akademischen Jugend dahier herbeigeführt und angesponnen zu haben. Hm! was sagen Sie dazu, Herr von Barbe?“

„Was ich dazu sage? Bis jetzt noch nichts, ich erwarte geziemend die Beweise, die mein Leben und Betragen einer solchen Beschuldigung verdächtig machen.“

„Die Beweise?“ antwortete erstaunt der Rektor, „Sie verlangen Beweise? ist das der Respekt vor einem akademischen Senate? Man führe selbst den Beweis, daß man nicht im sträflichen Verdacht der Demagogie ist.“

„Mit gütiger Erlaubniß, Euer Magnificenz," entgegnete der Dekan der Juriſten, „Inquiſit kann, wenn er eines Verdachtes angeklagt iſt, in alle Wege verlangen, daß ihm die Gründe des Verdachtes genannt werden."

Dem mediciniſchen Rektor ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne; man ſah ihm an, daß er mit Mühe die Beweisgründe in ſeinem Haupte hin- und herwälze. Wie ein Bote vom Himmel erſchien ihm daher der Pedell mit der Doſe und berichtete zugleich mit ängſtlicher Stimme, daß die Studirenden in großer Anzahl ſich vor dem Univerſitätsgebäude zuſammengerottet haben, und ein verdächtiges Gemurmel durch die Reihen laufe, das mit einem Pereat oder Scheibeneinwerfen zu bedrohen ſcheine.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürzte eine Magd herein und richtete von der Frau Magnificuſſin an den Herrn Magnificus ein Compliment aus, „und er möchte doch ſich nach Haus ſalviren, weil die Studenten allerhand verdächtige Bewegungen machen."

„Iſt das nicht der klarſte Beweis für Ihre geheimen Umtriebe, lieber Herr von Barbe?" ſprach die Magnificenz in kläglichem Tone. „Aber der Aufruhr ſteigt, videant Consules, ne quid detrimenti — man nehme ſeine Maßregeln; — daß auch der Teufel gerade in meine Amtsführung alle fatalen Händel bringen muß! — Domine Collega, Herr Doktor Pfeffer, was ſtimmen Sie?"

„Es iſt eigentlich noch kein Votum zur Abſtimmung vorgebracht und zur Reife gediehen, ich rathe aber

Herrn von Barbe bis auf weiteres zu entlassen, und ihm —"

„Richtig, gut!" rief der Rektor, „Sie können abtreten, werthgeschätzter junger Freund! beruhigen Sie Ihre Cameraden; Sie sehen selbst, wie glimpflich wir mit Ihnen verfahren sind, und zu einer gelegeneren Stunde werden wir uns wieder die Ehre ausbitten; damit aber die Sache kein solches Aufsehen mehr erregt — weiß Gott, der Aufruhr steigt, ich höre Pereat — so kommen Sie morgen Abend alle zum Thee zu mir, Sie auch, lieber Barbe, da denn die Sachen weiter besprochen werden können."

Ich konnte mich kaum enthalten, den ängstlichen Herren ins Gesicht zu lachen. Sie saßen da, wie von Gott verlassen, und wünschten sich in Abrahams Schooß, das heißt in den ruhigen Hafen ihres weiten Lehnstuhls.

„Was steht nicht von einer erhitzten Jugend zu befürchten?" klagten sie, „seitdem etzliche Lehrer von den Kathedern gestiegen sind und sich unter diese himmelstürmenden Cyklopen gemischt haben, ist keine Ehrfurcht, kein Respekt mehr da. Man muß befürchten, wie schlechte Schauspieler ausgepfiffen oder am hellen Tage insultirt zu werden."

„Vom Erstechen will ich gar nicht reden," sagte ein anderer; „es sollte eigentlich jeder Literatus, der nicht alle Wege ein gut Gewissen hat, einen Brustharnisch unter dem Camisol tragen."

Indessen die Philister also klagten, dankte ich meinen Commilitonen für ihre Aufmerksamkeit für mich,

ſagte ihnen, daß ſie Nachts viel beſſere Gelegenheit zum Fenſtereinwerfen haben, und bewog ſie durch Bitten und Vorſtellungen, daß ſie abzogen. Sie marſchirten in geſchloſſenen Reihen durch das erſchreckte Städtchen, und ſangen ihr ça ira, ça ira, nämlich: „die Burſchen-Freiheit lebe“ und das erhabene „Rautſch, rautſch, rautſchitſchi, Revolution.“

Ich ging wieder in den Saal zurück und ſagte den noch verſammelten Herren, daß ſie gar nichts zu befürchten haben, weil ich die Herren Studioſen vermocht habe, nach Hauſe zu gehen. Beſchämung und Zorn röthete jetzt die bleichen Geſichter, und mein bischen Pſychologie müßte mich ganz getäuſcht haben, wenn mich die Herren nicht ihre Angſt entgelten ließen. Und gewiß! meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Magnificus ging ans Fenſter, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß die Aufrührer abgezogen ſeyen; dann wendete er ſich mit erhabener Miene zu mir, und er, der noch vor einer Viertelſtunde „mein werthgeſchätzter Freund“ zu mir ſagte, herrſchte mir jetzt zu: „Wir können das Verhör weiter fortführen, Delinquent mag ſich ſetzen!“

So ſind die Menſchen; nichts vergißt der Höhere ſo leicht, als daß der Niedere ihm in der Stunde der Noth zu Hülfe eilte. Nichts ſucht er ſogar eifriger zu vergeſſen, als jene Noth, wenn er ſich dabei eine Blöße gegeben, deren er ſich zu ſchämen hat.

Nach der Miene des Magnificus richteten ſich auch die ſeiner Kollegen. Sie behandelten mich grob und mürriſch. Der Rektor entwickelte mit großer Gelehrſamkeit den erſten Anklagepunkt.

„Demagog kömmt her von δημος und αγειν. Das eine heißt Volk, das andere führen oder verführen. Wer iſt nach dieſem Begriff mehr Demagog, als Sie? Haben wir nicht in Erfahrung gebracht, daß Sie die jungen Leute zum Trinken verleiteten, daß Sie neue Lieder und Kartenſpiele hieher verpflanzten? Auch von andern Orten werden dieſe Sachen als die ſicherſten Symptome der Demagogie angeführt; folglich ſind Sie ein Demagog.“ —

Mit triumphirendem Lächeln wandte er ſich zu ſeinen Kollegen: „habe ich nicht Recht, Doktor Pfeffer? nicht Recht, Herr Profeſſor Saper?“ — „Vollkommen, Euer Magnificenz,“ verſicherten jene und ſchnupften.

„Zweitens, jetzt kommt der andere Punkt,“ fuhr der Mediciner fort: „das Turnen iſt eine Erfindung des Teufels und der Demagogen, es iſt, um mich ſo auszudrücken, eine vaterlandsverrätheriſche Ausbildung der körperlichen Kräfte. Da nun die Turnplätze eigentlich die Thierparks und Salzlacken des demagogiſchen Wildes, Sie aber, wie wir in Erfahrung gebracht haben, einer der eminenteſten Turner ſind, ſo haben Sie ſich durch Ihre Saltus mortales und Ihre übrigen Künſte als einen kleinen Jahn, einen offenbaren Demagogen gezeigt. — Habe ich nicht Recht, Herr Doktor Brutteler? ſage ich nicht die Wahrheit, Herr Doktor Schrag?“

„Vollkommen, Euer Magnificenz?“ verſicherten dieſe und ſchnupften.

„Demagogen,“ fuhr er fort, „Demagogen ſchleichen ſich ohne beſtimmten äußern Zweck ins Land, und ſuchen da Feuer einzulegen; ſie ſind unſtäte Leute, denen man

ihre Verdächtigkeit gleich ansieht; der Herr Studiosus von Barbe ist ohne bestimmten Zweck hier, denn er läuft in allen Kollegien und Wissenschaften umher, ohne sie für immer zu frequentiren oder gar nachzuschreiben; was folgt? Er hat sich der Demagogie sehr verdächtig gemacht; ich füge gleich den vierten Grund bei: man hat bemerkt, daß Demagogen, vielleicht von geheimen Bünden ausgerüstet, viel Geld zeigen und die Leute an sich locken; wer hat sich in diesem Punkt der Anklage würdiger gemacht, als Delinquent? Habe ich nicht Recht, meine Herren?"

„Sehr scharfsinnig! vollkommen!" antworteten die Aufgerufenen unisono und ließen die Dose herumgehen.

Mit Majestät richtet sich Magnificus auf: „Wir glauben hinlänglich bewiesen zu haben, daß Sie, Herr Studiosus Friedrich von Barbe, in dem Verdacht geheimer Umtriebe stecken; wir sind aber weit entfernt, ohne den Beklagten anzuhören, ein Urtheil zu fällen, darum vertheidigen Sie sich. — Aber mein Gott! wie die Zeit herumgeht, da läutet es schon zu Mittag; ich denke, der Herr kann seine Vertheidigung im Carcer schriftlich abfassen; somit wäre die Sitzung aufgehoben; wünsche gesegnete Mahlzeit, meine Herren."

So schloß sich mein merkwürdiges Verhör. Im Carcer entwarf ich eine Vertheidigung, die den Herren einleuchten mochte. Wahrscheinlicher aber ist mir, daß sie sich scheuten, einen jungen Mann, der so viel Geld ausgab, aus ihrer guten Stadt zu verbannen. Sie gaben mir daher den Bescheid, daß man mich aus

besonderer Rücksicht diesmal noch mit dem Concilium verschonen wolle, und setzten mich wieder auf freien Fuß.

Als Demagog eingekerkert zu seyn, als Märtyrer der guten Sache gelitten zu haben, zog einen neuen Nimbus um meinen Scheitel, und im Triumph wurde ich aus dem Carcer nach Haus begleitet; aber die Freude sollte nicht lange dauern. Ich hatte jetzt so ziemlich meinen Zweck, der mich in jene Stadt geführt hatte, erreicht, und gedachte weiter zu gehen. Ich hatte mir aber vorgenommen, vorher noch den Titel eines Doktors der Philosophie auf gerechtem Wege zu erringen. Ich schrieb daher eine gelehrte Dissertation, und zwar über ein Thema, das mir am nächsten lag, **de rebus diabolicis**, ließ sie drucken und vertheidigte sie öffentlich; wie ich meine Gegner und Opponenten tüchtig zusammengehauen, erzähle ich nicht, aus Bescheidenheit; einen Auszug aus meiner Dissertation habe ich übrigens dem geneigten Leser beigelegt. *

Post exantlata oder nachdem ich den Doktorhut errungen hatte, gab ich einen ungeheuern Schmaus, wobei manche Seele auf ewig mein wurde. So lange noch die guten Jungen meinen Champagner und Burgunder mit schwerer Zunge prüften, ließ ich meine Rappen vorführen und sagte der lieben Musenstadt Valet. Die Rechnung des Doktorschmauses aber überbrachte der Wirth am Morgen den erstaunten Gästen,

---

* Diesen Auszug habe ich nicht finden können, es müßte denn die Einleitung zum Besuch bei Goethe seyn.

Der Herausgeber.

und manches Pochen des ungestümen Gläubigers, das sie aus den süßen Morgenträumen weckte, mancher bedeutende Abzug am Wechsel erinnerte sie auch in spätern Zeiten an den berühmten Doktorschmaus und an ihren guten Freund, den Satan.

Unterhaltungen

des

Satan und des ewigen Juden

in Berlin.

Die heutigen dummen Gesichter sind nur das boeuf à la mode der früheren dummen Gesichter.

Welt und Zeit.

Zehntes Kapitel.

Wen der Teufel im Thiergarten traf.

Ich saß, es mögen bald drei Jahre seyn, an einem schönen Sommerabend im Thiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberischen Zelt; ich betrachtete mir die bunte Welt um mich her und hatte großes Wohlgefallen an ihr; war es doch schon wieder ganz anders geworden, als zu der frommen Zeit Anno dreizehn und fünfzehn, wo alles so ehrbar, und, wie sie es nannten, altdeutsch zuging, daß es mich nicht wenig ennuyirte. Besonders über die schönen Berlinerinnen konnte ich mich damals recht ärgern; sonst ging es Sonntags Nachmittags mit

Saus und Braus nach Charlottenburg oder mit Jubel und Lachen die Linden entlang nach dem Thiergarten heraus; allein damals —? Jetzt aber ging es auch wieder hoch her. Das Alte war dem Neuen gewichen, Luft und Leben wie früher zog durch die grünen Bäume, und der Teufel galt wieder was, wie vor Zeiten, und war ein geschätzter angesehener Mann.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Gang durch die buntgemischte Gesellschaft zu machen. Die glänzenden Militärs von allen Chargen mit ihren eben so verschieden chargirten Schönen, die zierlichen Elegants und Elegantinnen, die Mütter, die ihre geputzten Töchter zu Markt brachten, die wohlgenährten Räthe mit einem guten Griff der Kassengelder in der Tasche, und Grafen, Barone, Bürger, Studenten und Handwerksbursche, anständige und unanständige Gesellschaft — sie alle um mich her, sie alle auf dem vernünftigsten Wege, mein zu werden! In fröhlicher Stimmung ging ich weiter und weiter, ich wurde immer zufriedener und heiterer.

Da sah ich mitten unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tischchen sitzen, welche gar nicht recht zu meiner fröhlichen Gesellschaft taugen wollten. Den einen konnte ich nur vom Rücken sehen, es war ein kleiner beweglicher Mann, schien viel an seinen Nachbar hin zu sprechen, gestikulirte oft mit den Armen und nahm nach jedem größeren Satz, den er gesprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelrothen Franzweins zu sich.

Der andere mochte schon weit vorgerückt in Jahren seyn, er war ärmlich, aber sauber gekleidet, beugte den

Kopf auf die eine Hand, während die andere mit einem langen Wanderstab wunderliche Figuren in den Sand beschrieb; er hörte mit trübem Lächeln dem Sprechenden zu und schien ihm wenig oder ganz kurz zu antworten.

Beide Figuren hatten etwas mir so Bekanntes, und doch konnte ich mich im Augenblick nicht entsinnen, wer sie wären. Der kleine Lebhafte sprang endlich auf, drückte dem Alten die Hand, lief mit kurzen schnellen Schritten, heiser vor sich hin lachend, hinweg und verlor sich bald ins Gedränge. Der Alte schaute ihm wehmüthig nach und legte dann die tiefgefurchte Stirne wieder in die Hand.

Ich besann mich auf alle meine Bekannten, keiner paßte zu dieser Figur; eine Ahnung durchflog mich, sollte es — doch was braucht der Teufel viel Complimente zu machen? Ich trat näher, setzte mich auf den Stuhl, welchen der andere verlassen hatte, und bot dem Alten einen guten Abend.

Langsam erhob er sein Haupt und schlug das Auge auf, ja er war es, es war der ewige Jude.

„Bon soir, Brüderchen!“ sagte ich zu ihm, „es ist doch schnackisch, daß wir einander zu Berlin im Thiergarten wiederfinden, es wird wohl so achtzig Jährchen seyn, daß ich nicht mehr das Vergnügen hatte?“

Er sah mich fragend an; „so, du bist's?“ preßte er endlich heraus; „hebe dich weg, mit dir habe ich nichts zu schaffen!“

„Nur nicht gleich so grob, Ewiger,“ gab ich ihm zur Antwort; „wir haben manche Mitternacht mit einander vertollt, als du noch munter warst auf der Erde,

und so recht systematisch liederlich lebtest, um dich selbst bald unter den Boden zu bringen. Aber jetzt bist du, glaube ich, ein Pietist geworden."

Der Jude antwortete nicht, aber ein hämisches Lächeln, das über seine verwitterten Züge flog, wie ein Blitz durch die Ruine, zeigte mir, daß er mit der Kirche noch immer nicht recht einig sey.

„Wer ging da so eben von dir hinweg?" fragte ich, als er noch immer auf seinem Schweigen beharrte.

„Das war der Kammergerichtsrath Hoffmann," erwiederte er.

„So der? ich kenne ihn recht wohl, obgleich er mir immer ausweicht wie ein Aal; war ich ihm doch zu mancher seiner nächtlichen Phantasien behülflich, daß es ihm selbst oft angst und bange wurde, und habe ich ihm nicht als sein eigener Doppelgänger über die Schultern geschaut, als er an seinem Kreisler schrieb? als er sich umwandte und den Spuk anschaute, rief er seiner Frau, daß sie sich zu ihm setze, denn es war Mitternacht und seine Lampe brannte trüb. — So, so, der war's? und was wollte er von dir, Ewiger?"

„Daß du verkrümmest mit deinem Spott! bist du nicht gleich ewig wie ich, und drückt dich die Zeit nicht auch auf den Rücken? Nenne den Namen nicht mehr, den ich hasse. Was aber den Kammergerichtsrath Hoffmann betrifft," fuhr er ruhiger fort, „so geht er umher, um sich die Leute zu betrachten; und wenn er einen findet, der etwas Apartes an sich hat, etwa einen Hieb aus dem Narrenhaus, oder einen Stich aus dem Geisterreich, so freut er sich daß und zeichnet ihn mit Worten

oder mit dem Griffel. Und weil er an mir etwas Absonderliches verspürt haben mag, so setzte er sich zu mir, besprach sich mit mir und lud mich ein, ihn in seinem Haus auf dem Gendarmenmarkt zu besuchen."

„So, so? und wo kommst du denn eigentlich her, wenn man fragen darf?"

„Recta aus China!" antwortete Ahasverus, „ein langweiliges Nest, es sieht gerade aus wie vor fünfzehnhundert Jahren, als ich zum ersten Mal dort war."

„In China warst du?" fragte ich lachend, „wie kommst du denn zu dem langweiligen Volk, das selbst für den Teufel zu wenig amüsant ist?"

„Laß das," entgegnete jener; „du weißt ja, wie mich die Unruhe durch die Länder treibt; ich habe mir, als die Morgensonne des neuen Jahrhunderts hinter den mongolischen Bergen aufging, den Kopf an die lange Mauer von China gerannt, aber es wollte noch nicht mit mir zu Ende gehen, und ich hätte eher ein Loch durch jene Gartenmauer des himmlischen Reiches gestoßen, wie ein alter Aries, als daß der dort oben mir ein Härchen hätte krümmen lassen."

Thränen rollten dem alten Menschen aus den Augen; die müden Augenlieder wollten sich schließen, aber der Schwur des Ewigen hält sie offen, bis er schlafen darf, wenn die andern auferstehen. Er hatte lange geschwiegen, und wahrlich, ich konnte den Armen nicht ohne eine Regung von Mitleid ansehen. Er richtete sich wieder auf. — „Satan," fragte er mit zitternder Stimme, „wie viel Uhr ist's in der Ewigkeit?"

„Es will Abend werden," gab ich ihm zur Antwort.

„O Mitternacht!“ ſtöhnte er, „wann endlich kommen deine kühlen Schatten und ſenken ſich auf mein brennendes Auge? Wann naheſt du, Stunde, wo die Gräber ſich öffnen und Raum wird für den einen, der dann ruhen darf?“

„Pfui Kukuk, alter Heuler!“ brach ich los, erbost über die weinerlichen Manieren des ewigen Wanderers, „wie magſt du nur ſolch ein poetiſches Lamento aufſchlagen? glaube mir, du darfſt dir gratuliren, daß du noch etwas Apartes haſt. Manche luſtige Seele hat es an einem gewiſſen Ort viel ſchlimmer, als du hier auf der Erde; man hat doch hier immer noch ſeinen Spaß, denn die Menſchen ſorgen dafür, daß die tollen Streiche nicht ausgehen. Wenn ich ſo viele freie Zeit hätte, wie du, ich wollte das Leben anders genießen. Ma foi, Brüderchen, warum gehſt du nicht nach England, wo man jetzt über die galanten Abenteuer einer Königin öffentlich certirt? Warum nicht nach Spanien, wo es jetzt nächſtens losbricht? Warum nicht nach Frankreich, um dein Gaudium daran zu haben, wie man die Wände des Kaiſerthums überpinſelt, und mit alten Gobelins von Louis des Vierzehnten Zeiten, die ſie aus dem Exil mitgebracht haben, behängt. Ich kann dich verſichern, es ſieht gar närriſch aus, denn die Tapete iſt überall zu kurz und durch die Riſſe guckt immer noch ernſt und drohend das Kaiſerthum, wie das Blut des Ermordeten, das man mit keinem Gyps auslöſchen kann, und das, ſo oft man es weiß anſtreicht, immer noch mit der alten bunten Farbe durchſchlägt!“

Der alte Mensch hatte mir aufmerksam zugehört, sein Gesicht war immer heiterer geworden, und er lachte jetzt aus vollem Herzen. „Du bist, wie ich sehe, immer noch der Alte," sagte er und schüttelte mir die Hand, „weißt jedem etwas aufzuhängen, und wenn er gerade aus Abrahams Schooß käme!"

„Warum," fuhr ich fort, „warum hältst du dich nicht länger und öfter hier in dem guten ehrlichen Deutschland auf? Kann man etwas Possierlichers sehen, als diese Duodezländer? Da ist alles so — doch stille, da geht einer von der geheimen Polizei umher; man könnte leicht etwas aufschnappen und den ewigen Juden sammt den Teufel als unruhige Köpfe nach Spandau schicken; aber um auf etwas anderes zu kommen, warum bist du denn hier in Berlin?"

Das hat seine eigene Bewandtniß," antwortete der Jude; „ich bin hier, um einen Dichter zu besuchen."

„Du einen Dichter?" rief ich verwundert, „wie kömmst du auf diesen Einfall?"

„Ich habe vor einiger Zeit ein Ding gelesen, man heißt es Novelle, worin ich die Hauptrolle spielte; es führt zwar den dummen Titel: der ewige Jude, im Uebrigen ist es aber eine schöne Dichtung, die mir wunderbaren Trost brachte! Nun möchte ich den Mann sehen und sprechen, der das wunderliche Ding gemacht hat."

„Und der soll hier wohnen, in Berlin?" fragte ich neugierig, „und wie heißt er denn?"

„Er soll hier wohnen und heißt F. H. Man hat mir auch die Straße genannt, aber mein Gedächtniß ist wie ein Sieb, durch das man Mondschein gießt!"

Ich war nicht wenig begierig, wie ſich der ewige Jude bei einem Dichter produciren würde, und beſchloß, ihn zu begleiten. „Höre, Alter,“ ſagte ich zu ihm, „wir ſind von jeher auf gutem Fuß mit einander geſtanden, und ich hoffe nicht, daß du deine Geſinnungen gegen mich ändern wirſt; ſonſt — “

„Zu drohen iſt gerade nicht nöthig, Herr Satan,“ antwortete er, „denn du weißt, ich mache mir wenig aus dir, und kenne deine Schliche hinlänglich; aber deßwegen biſt du mir doch als alter Bekannter ganz angenehm und recht; warum fragſt du denn?“

„Nun, du könnteſt mir die Gefälligkeit erweiſen, mich zu dem Dichter, der dich in einer Novelle abkonterfeite, mitzunehmen; willſt du nicht?“

„Ich ſehe zwar nicht ein, was für Intereſſe du dabei haben kannſt,“ antwortete der Alte, und ſah mich mißtrauiſch an; „du könnteſt irgend einen Spuk im Sinne haben, und dir vielleicht gar mit böſen Abſichten auf des braven Mannes Seele ſchmeicheln; dies ſchlage dir übrigens nur aus dem Sinn; denn der ſchreibt ſo fromme Novellen, daß der Teufel ſelbſt ihm nichts anhaben kann; — doch meinetwegen kannſt du mitgehen.“

„Das denke ich auch; was dieſe Seele betrifft, ſo kümmere ich mich wenig um Dichter und dergleichen, das iſt leichte Waare, welcher der Teufel wenig nachfragt. Es iſt bei mir nur Intereſſe an dem Manne ſelbſt, was mich zu ihm zieht. Uebrigens in dieſem Koſtüm kannſt du hier in Berlin keine Viſiten machen, Alter!“

Der ewige Jude beſchaute mit Wohlgefallen ſein abgeſchabtes braunes Röcklein mit großen Perlmutterknöpfen, ſeine lange Weſte mit breiten Schößen, ſeine kurzen zeiſiggrünen Beinkleider, die auf den Knien ins bräunliche ſpielten; er ſetzte das ſchwarzrothe dreieckige Hütchen aufs Ohr, nahm den langen Wanderſtab kräftiger in die Hand, und ſtellte ſich vor mich hin und fragte:

„Bin ich nicht angekleidet ſtattlich wie König Salomo und zierlich wie der Sohn Iſais? Was haſt du nur an mir auszuſetzen? Freilich trage ich keinen falſchen Bart wie du, keine Brille ſitzt mir auf der Naſe, meine Haare ſtehen nicht in die Höhe á la Wahnſinn; ich habe meinen Leib in keinen wattirten Rock gepreßt, und um meine Beine ſchlottern keine ellenweite Beinkleider, wozu freilich Herr Bocksfuß Urſache haben mag.“

„Solche Anzüglichkeiten gehören nicht hieher,“ antwortete ich dem alten Juden; „wiſſe, man muß heutzutage nach der Mode gekleidet ſeyn, wenn man ſein Glück machen will, und ſelbſt der Teufel macht davon keine Ausnahme. Aber höre meinen Vorſchlag. Ich verſehe dich mit einem anſtändigen Anzug und du ſtellſt dafür meinen Hofmeiſter vor; auf dieſe Art können wir leicht Zutritt in Häuſern bekommen, und wie wollte ich dir's vergelten, wenn uns dein Dichter in einen äſthetiſchen Thee einführte.“

„Aeſthetiſcher Thee! was iſt denn das? in China habe ich manches Maaß Thee geſchluckt, Blumenthee, Kaiſerthee, Mandarinenthee, ſogar Chamillenthee, aber äſthetiſcher Thee war nie dabei.“

„O sancta simplicitas! Jude, wie weit bist du zurück in der Kultur; weißt du nicht, daß dies Gesellschaften sind, wo man über Theeblätter und einige schöne Ideen genugsam warmes Wasser gießt und den Leuten damit aufwartet? Zucker und Rum thut jeder nach Belieben dazu, und man amüsirt sich dort trefflich.“

„Habe ich je so etwas gehört, so will ich Hans heißen!“ versicherte der Jude, „und was kostet es, wenn man's sehen darf?“

„Kosten? Nichts kostet es, als daß man der Frau vom Haus die Hand küßt, und wenn ihre Töchter singen oder mimische Vorstellungen geben, hie und da ein „wundervoll“ oder „göttlich“ schlüpfen läßt.“

„Das ist ein wunderliches Volk geworden in den letzten achtzig Jahren. Zu Friedrichs des Großen Zeiten wußte man noch nichts von diesen Dingen. Doch des Spaßes wegen kann man hingehen; denn ich verspüre in dieser Sandwüste gewaltig Langeweile.“

Der Besuch war also auf den nächsten Tag festgesetzt; wir besprachen uns noch über die Rolle, die ich als Eleve von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, er als Hofmeister zu spielen hätte, und schieden.

Ich versprach mir treffliche Unterhaltung von dem morgenden Tage. Der ewige Jude hatte so alte unbehülfliche Manieren, wußte sich so gar nicht in die heutige Welt zu schicken, daß man ihn im Gewand eines Hofmeisters zum wenigsten für einen ausgemachten Pedanten halten mußte. Ich nahm mir vor, mir selbst so viel Eleganz, als dem Teufel nur immer möglich ist, anzulegen, und den Alten dadurch recht in Verlegenheit

zu bringen. Zerstreuung war ihm überdies höchst nöthig, denn er hatte in der letzten Zeit auf seinen einsamen Wanderungen einen solchen Ansatz zur Frömmelei bekommen, daß er ein Pietist zu werden drohte.

Der Dichter, zu welchem mich der ewige Jude führte, ein Mann von mittleren Jahren, nahm uns sehr artig auf. Der Jude hieß sich Doktor Mucker, und stellte in mir seinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Ich richtete meine äußere Aufmerksamkeit bald auf die schönen Kupferstiche an der Wand, auf die Titel der vielen Bücher, die umherstanden, um desto ungetheilter mein Ohr, und wenn es unbemerkt möglich war, auch mein Auge an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen.

Der alte Mensch begann mit einem Lob über die Novelle vom ewigen Juden; der Dichter aber, viel zu fein und gebildet, als daß er seinen Gast hätte auf diesem Lob stehen lassen, wandte das Gespräch auf die Sage vom ewigen Juden überhaupt, und daß sie in ihm auf jene Weise aufgegangen sey. Der Ewige schnitt, zur Verwunderung des Dichters, grimmige Gesichter, als dieser unter anderm behauptete: es liege in der Sage vom ewigen Juden eine tiefe Moral, denn der Verworfenste unter den Menschen sey offenbar immer der, welcher seinen Schmerz über getäuschte Hoffnung gerade an dem auslasse, der diese Hoffnungen erregt habe; besonders verworfen erscheine er, wenn zugleich der, welcher die Hoffnung erregte, noch unglücklicher erscheine, als der, welcher sich täuschte.

Es fehlte wenig, so hätte der Herr Doktor Mucker sein Incognito abgelegt und wäre dem wirklich genialen

Dichter als ewiger Jude zu Leib gegangen. Noch verwirrter wurde aber mein alter Hofmeister, als jener das Gespräch auf die neuere Literatur brachte. Hier ging ihm die Stimme völlig aus, und er sah die nächste beste Gelegenheit ab, sich zu empfehlen.

Der brave Mann lud uns ein, ihn noch oft zu besuchen, und kaum hatte er gehört, wir seyen völlig fremd in Berlin und wissen noch nicht, wie wir den Abend zubringen sollen, so bat er uns, ihn in ein Haus zu begleiten, wo alle Montag ausgesuchte Gesellschaft von Freunden der schönen Literatur bei Thee versammelt sey; wir sagten dankbar zu und schieden.

Elftes Kapitel.

Satan besucht mit dem ewigen Juden einen ästhetischen Thee.

Ahasverus war den ganzen Tag über verstimmt; gerade das, daß er in seinem Innern dem Dichter recht geben mußte, genirte ihn so sehr. Er brummte einmal über das andere über die „naseweise Jugend," (obgleich der Dichter jener Novelle schon bei Jahren war) und den Verfall der Zeiten und Sitten. Trotz dem Respekt, den ich gegen ihn als meinen Hofmeister hätte haben sollen, sagte ich ihm tüchtig die Meinung und brachte den alten Bären dadurch wenigstens so weit, daß er höflich gegen den Mann seyn wollte, der so artig war, uns in den ästhetischen Thee zu führen.

Die siebente Stunde schlug; in einem modischen Frack, wohl parfümirt, in die feinste zierlichst gefälteltste Leinwand gekleidet, die Beinkleider von Paris, die

durchbrochenen Seidenstrümpfe von Lyon, die Schuhe von Straßburg, die Lorgnette so fein und gefällig gearbeitet, wie sie nur immer aus der Fabrik der Herren Lood in Werenthead hervorgeht, so stellte ich mich den erstaunten Blicken des Juden dar; dieser war mit seiner modischen Toilette noch nicht halb fertig, und hatte alles höchst sonderbar angezogen, wie er z. B. die elegante hohe Cravatte, ein Berliner Meisterwerk, als Gurt um den Leib gebunden hatte, und fest darauf bestand, dies sey die neueste Tracht auf Morea.

Nachdem ich ihn mit vieler Mühe geputzt hatte, brachen wir auf. Im Wagen, den ich, um brillanter aufzutreten, für diesen Abend gemiethet hatte, wiederholte ich alle Lehren über den gesellschaftlichen Anstand.

„Du darfst," sagte ich ihm, „in einem ästhetischen Thee eher zerstreut und tiefdenkend als vorlaut erscheinen; du darfst nichts ganz unbedingt loben, sondern sieh immer so aus, als habest du sonst noch etwas in Petto, das viel zu weise für ein sterbliches Ohr wäre. Das Beifallläcbeln hochweiser Befriedigung ist schwer und kann erst nach langer Uebung vor dem Spiegel völlig erlernt werden; man hat aber Surrogate dafür, mit welchen man etwas sehr loben und bitter tadeln kann, ohne es entfernt gelesen zu haben. Du hörst z. B. von einem Roman reden, der jetzt sehr viel Aufsehen machen soll; man setzt als ganz natürlich voraus, daß du ihn schon gelesen haben müssest, und fragt dich um dein Urtheil. Willst du dich nun lächerlich machen und antworten, ich habe ihn nicht gelesen? Nein! du antwortest frisch drauf zu: er gefällt mir im Ganzen

nicht übel, obgleich er meinen Forderungen an Romane noch nicht entspricht; er hat manches Tiefe und Originelle, die Entwicklung ist artig erfunden, doch scheint mir hie und da in der Form etwas gefehlt und einige der Charaktere verzeichnet zu seyn.

„Sprichst du so, und hast du Mund und Stirne in kritische Falten gelegt, so wird dir niemand tiefes und gewandtes Urtheil absprechen."

„Dein Gewäsch behalte der Teufel," entgegnete der Alte mürrisch; „meinst du, ich werde wegen dieser Menschlein, oder gar um dir Spaß zu machen, ästhetische Gesichter schneiden? Da betrügst du dich sehr, Satan; Thee will ich meinetwegen saufen, so viel du willst, aber" —

„Da sieht man es wieder," wandte ich ein; „wer wird denn in einer honetten Gesellschaft saufen? wie viel fehlt dir noch, um heutzutage als gebildet zu erscheinen! nippen, schlürfen, höchstens trinken — aber da hält schon der Wagen bei dem Dichter, nimm dich zusammen, daß wir nicht Spott erleben, Ahasvere!"

Der Dichter setzte sich zu uns, und der Wagen rollte weiter. Ich sah es dem Alten wohl an, daß ihm, je näher wir dem Ziele unserer Fahrt kamen, desto bänger zu Muth war. Obgleich er schon seit achtzehn Jahrhunderten über die Erde wandelte, so konnte er sich doch so wenig in die Menschen und ihre Verhältnisse finden, daß er alle Augenblicke anstieß. So fragte er z. B. den Dichter unterwegs, ob die Versammlung, in welche wir fahren, aus lauter Christen bestehe, zu welcher Frage jener natürlich große

Augen machte und nicht recht wissen mochte, wie sie hieher komme.

Mit wenigen, aber treffenden Zügen entwarf uns der Dichter den Zirkel, der uns aufnehmen sollte. Die milde und sinnige Frömmigkeit, die in dem zarten Charakter der gnädigen Frau vorwalten sollte; der feierliche Ernst, die stille Größe des ältern Frauleins, die, wenn gleich Protestantin, doch ganz das Air jener wehmüthig heiligen Klosterfrauen habe, die, nachdem sie mit gebrochenem Herzen der Welt Ade gesagt, jetzt ihr ganzes Leben hindurch an einem großartigen interessanten Schmerz zehren.* Das jüngere Fräulein, frisch, rund, blühend, heiter, naiv, sey verliebt in einen Gardelieutenant, der aber, weil er den Eltern nicht sinnig genug sey, nicht zu dem ästhetischen Thee komme. Sie habe die schönsten Stellen in Goethe, Schiller, Tieck u. s. w., welche ihr die Mutter zuvor angestrichen, auswendig gelernt und gäbe sie hie und da mit allerliebster Präcision preis. Sie singt, was nicht anders zu erwarten ist, auf Verlangen italienische Arietten mit künstlichen Rouladen; ihre Hauptforce

* Ganz in der Eile nimmt sich der Herausgeber die Freiheit, den Aufriß des Boudoirs dieser protestantischen Nonne, wie er sich ihn denkt, hier beizufügen: im Fenster stehen Blumen, in der Ecke ein Betpult mit einem gußeisernen Crucifix; eine Guitarre ist nothwendiges Requisit, wenn auch die Eigenthümerin höchstens „o Sanctissima“ darauf spielen kann; ein Heiligenbild über dem Sopha, ein mit Flor verhängtes Bild des Verstorbenen oder Ungetreuen, von etzlichem sinnigem Epheu umrankt; sie selbst in weißem oder aschgrauem Kostüm, an der Wand ein Spiegel.

besteht aber im Walzerspielen. Die übrige Gesellschaft, einige schöne Geister, einige Kritiker, sentimentale und naive, junge und ältere Damen, freie und andere Fräulein * werden wir selbst näher kennen lernen.

Der Wagen hielt, der Bediente riß den Schlag auf und half meinem bangen Mentor heraus; schweigend zogen wir die erleuchtete Treppe hinan; ein lieblicher Armbraduft wallte uns aus dem Vorzimmer entgegen; Geräusch vieler Stimmen und das Gerassel der Theelöffel tönte aus der halbgeöffneten Thüre des Salons, auch diese flog auf und, umstrahlt von dem Sonnenglanz der schwebenden Lüstres, saß im Kreise die Gesellschaft.

Der Dichter führte uns vor den Sitz der gnädigen Frau und stellte den Doktor Mucker und seinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Huldreich neigte sich die Matrone und reichte uns die schöne zarte Hand, indem sie uns freundlich willkommen hieß; mit jener zierlichen Leichtigkeit, die ich einem Wiener Incroyable abgelauscht hatte, faßte ich diese zarte Hand und hauchte ein leises Küßchen der Ehrfurcht darüber hin. Die artige Sitte des Fremdlings schien ihr zu gefallen, und gern gewährte sie dem Mentor des wohlgezogenen Zöglings die nämliche Gunst; aber o

* Satan scheint hier zwischen Freifräulein und andern Fräulein zu unterscheiden; unter jenen versteht er die von gutem Adel, unter letzteren die, welche man sonst Jungfer oder Mamsell heißt; ich finde übrigens, den Unterschied auf diese Art zu bezeichnen, sehr unpassend; denn man wird mir zugeben, daß die bürgerlichen Fräulein oft eben so frei in ihren Sitten und Betragen sind, als die echten.

Schrecken! indem er sich niederbückte, gewahrte ich, daß sein grauer stechender Judenbart nicht glatt vom Kinn wegrasirt sey, sondern wie eine Kratzbürste hervorstehe; die gnädige Frau verzog das Gesicht grimmig bei dem Stechkuß, aber der Anstand ließ sie nicht mehr als ein leises Gejammer hervorstöhnen; wehmüthig betrachtete sie die schöne weiße Hand, die roth aufzulaufen begann, und sie sah sich genöthigt, im Nebenzimmer Hülfe zu suchen; ich sah, wie dort ihre Zofe aus der silbernen Toilette kölnisches Wasser nahm und die wunde Stelle damit rieb; sodann wurden schöne glacirte Handschuhe geholt, die Käppchen davon abgeschnitten, so daß doch die zarten Fingerspitzen hervorsehen konnten, und die gnädige Hand damit bekleidet.

Indessen hatten sich die jungen Damen unsere Namen zugeflüstert, die Herren traten uns näher und befragten uns über Gleichgültiges, worauf wir wieder Gleichgültiges antworteten, bis die Seele des Hauses wieder hereintrat. Die Edle wußte ihren Kummer um die aufgelaufene Hand so gut zu verbergen, daß sie nur einem häuslichen Geschäft nachgegangen zu seyn schien, und sogar der alte Sünder selbst nichts von dem Unheil ahnete, das er bewirkt habe.

Die einzige Strafe war, daß sie ihm einen stechenden Blick für seinen stechenden Handkuß zuwarf, und mich den ganzen Abend hindurch auffallend vor ihm auszeichnete.

Die Leser werden gesehen haben, daß es ein ganz eleganter Thee war, zu welchem uns der Dichter geführt hatte; die massive silberne Theemaschine, an welcher die

jüngere Tochter Thee bereitete, die prachtvollen Lüstres und Spiegel, die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künstlichen Blumen in den zierlichsten Vasen, endlich die Gesellschaft selbst, die in vollem Kostüm, schwarz und weiß gemischt, war, ließen auf den Stand und guten Ton der Hausfrau schließen.

Der Thee wies sich aber auch als ästhetisch aus; gnädige Frau bedauerte, daß wir nicht früher gekommen seyen; der junge Dichter Frühauf habe einige Dutzend Stanzen aus einem Heldengedicht vorgelesen, so innig, so schwebend, mit so viel Musik in den Schlußreimen, daß man in langer Zeit nichts Erfreulicheres gehört habe; es stehe zu erwarten, daß es allgemein Furore in Deutschland machen werde.

Wir beklagten den Verlust unendlich, der bescheidene lorbeerbekränzte junge Mann versicherte uns aber unter der Hand, er wolle uns morgen in unserm Hotel besuchen, und wir sollten nicht nur die paar Stanzen, die er hier preisgegeben, sondern einige vollständige Gesänge zu hören bekommen.

Das Gespräch bekam jetzt aber eine andere Wendung; eine ältliche Dame ließ sich ihre Arbeitstasche reichen, deren geschmackvolle und neue Stickerei die Augen der Damen auf sich zog; sie nahm ein Buch daraus hervor und sagte mit freundlichem Lispeln:

„Voyez là das neueste Produkt meiner genialen Freundin Johanna; sie hat es mir frisch von der Presse weg zugeschickt, und ich bin so glücklich, die erste zu seyn, die es hier besitzt; ich habe es nur ein wenig durchblättert, aber diese herrlichen Situationen, diese Scenen,

so ganz aus dem Leben gegriffen, die Wahrheit der Charaktere, dieser glänzende Styl —"

„Sie machen mich neugierig, Frau von Wollau!" unterbrach sie die Dame des Hauses, „darf ich bitten —? ah, Gabriele von Johanna von Schoppenhauer; und mit dieser sind sie liirt, meine Liebe? da wünsche ich Glück."

„Wir lernten uns in Karlsbad kennen," antwortete Frau von Wollau, „unsere Gemüther erkannten sich in gleichem Streben nach veredeltem Ziel der Menschheit,* sie zogen sich an, wir liebten uns; und da hat sie mir jetzt ihre Gabriele geschickt."

„Das ist ja eine ganz interessante Bekanntschaft," sagte Fräulein Natalie, die ältere Tochter des Hauses; „ach! wer doch auch so glücklich wäre! es geht doch nichts über eine geniale Dame; aber sagen Sie, wo haben Sie das wunderschöne Stickmuster her? ich kann Ihre Tasche nicht genug bewundern."

„Schön, — wunderschön — und die Farben! und die Guirlanden! und die elegante Form!" hallte es von den Lippen der schönen Theetrinkerinnen, und die arme Gabriele wäre vielleicht über dem Kunstwerk ganz vergessen worden, wenn nicht unser Dichter sich das Buch zur Einsicht erbeten hätte. „Ich habe die interessantesten Scenen bezeichnet!" rief die Wollau, „wer von den Herren ist so gefällig, uns, wenn es anders der Gesellschaft angenehm ist, daraus vorzulesen?"

---

* Frau von Wollau will wahrscheinlich sagen, „nach dem Ziele der Veredlung."

Der Herausgeber.

„Herrlich — ſchön — ein vortrefflicher Einfall —“ ertönte es wieder, und unſer Führer, der in dieſem Augenblicke das Buch in der Hand hatte, wurde durch Acclamation zum Vorleſer erwählt; man goß die Taſſen wieder voll und reichte die zierlichen Brödchen umher, um doch auch dem Körper Nahrung zu geben, während der Geiſt mit einem neuen Roman geſpeist wurde, und als alle verſehen waren, gab die Hausfrau das Zeichen und die Vorleſung begann.

Beinahe eine Stunde lang las der Dichter mit wohltönender Stimme aus dem Buche vor; ich weiß wenig mehr davon, als daß es, wenn ich nicht irre, die Beſchreibung von Tableaux enthielt, die von einigen Damen der großen Welt aufgeführt wurden; mein Ohr war nur halb oder gar nicht bei der Vorleſung; denn ich belauſchte die Herzensergießungen zweier Fräulein, die, ſcheinbar aufmerkſam auf den Vorleſer, einander allerlei Wichtiges in die Ohren flüſterten. Zum Glück ſaß ich weit genug von ihnen, um nicht in den Verdacht des Lauſchens zu gerathen, und doch war die Entfernung gerade ſo groß, daß ein Paar gute Ohren alles hören konnten! die eine der beiden war die jüngere Tochter des Hauſes, die, wie ich hörte, an einen Gardelieutenant ihr Herz verloren hatte.

„Und denke dir,“ flüſterte ſie ihrer Nachbarin zu, „heute in aller Frühe iſt er mit ſeiner Schwadron vorbeigeritten, und unter meinem Fenſter haben die Trompeter den Galoppwalzer von letzthin anfangen müſſen.“

„Du Glückliche,“ antwortete das andere Fräulein, „und hat Mama nichts gemerkt?“

„So wenig als letzthin, wo er mich im Cotillon fünfmal aufzog; was ich damals in Verlegenheit kam, kannst du gar nicht glauben. Ich war mit dem ... schen Attaché engagirt und du weißt, wie unerträglich mich dieser dürre Mensch verfolgt; er hatte schon wieder von den italienischen Gegenden Süddeutschlands angefangen und mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie noch schöner wären, wenn ich mit ihm dorthin zöge, da erlöste mich der liebe Flatory aus dieser Pein; doch kaum hatte er mich wieder zurückgebracht, als der Unerträgliche sein altes Lied von neuem anstimmte, aber Eduard holte mich noch viermal aus seinen glänzendsten Phrasen heraus, so daß jener vor Wuth ganz stumm war, als ich das letzte Mal zurückkam; er äußerte gegen Mama seine Unzufriedenheit, sie schien ihn aber nicht zu verstehen."

„Ach, wie glücklich du bist," entgegegnete wehmüthig die Nachbarin, „aber ich! weißt du schon, daß mein Dagobert nach Halle versetzt ist? Wie wird es mir ergehen!"

„Ich weiß es und bedaure dich von Herzen; aber sage mir doch, wie dies so schnell kam?"

„Ach!" antwortete das Fräulein und zerdrückte heimlich eine Thräne im Auge, „ach, du hast keine Vorstellung von den Kabalen, die es im Leben gibt. Du weißt, wie eifrig Dagobert immer für das Wohl des Vaterlandes war; da hatte er nun einen neuen Zapfenstreich erfunden, er hat ihn mir auf der Fensterscheibe vorgespielt, er ist allerliebst; seinem Obersten gefiel er auch recht wohl, aber dieser wollte haben, er solle ihm die Ehre der Erfindung lassen; natürlich konnte

Dagobert dies nicht thun und, darüber aufgebracht, ruhte der Oberst nicht eher, bis der Arme nach Halle versetzt worden ist. Ach, du kannst dir gar nicht denken, wie wehmüthig mir um's Herz ist, wenn der Zapfenstreich an meinem Fenster vorbeikommt, sie spielen ihn alle Abend nach der neuen Erfindung, und der, welcher ihn machte, kann ihn nicht hören!"

„Ich bedaure dich recht; aber weißt du auch schon etwas ganz neues? daß sie bei der Garde andere Uniform bekommen?"

„Ist's möglich? o sage, wie denn? woher weißt du es?"

„Höre, aber im engsten Vertrauen; denn es ist noch tiefes, tiefes Geheimniß. Eduard hat es von seinem Obersten und gestand mir es neulich, aber unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: sieh, die Knöpfe werden auf der Brust weiter auseinander gesetzt und laufen weiter unten enger zu, auf diese Art wird die Taille noch viel schlanker, dann sollen sie auch goldene Achselschnüre bekommen, das weiß aber der Oberst und ich glaube selbst der General noch nicht ganz gewiß; — Eduard muß aussehen wie ein Engel — siehe bisher ..."

Zwölftes Kapitel.

Angststunden des ewigen Juden.

Der Vorleser war bis an einen Abschnitt gekommen und legte das Buch nieder. Allgemeiner Applaus erfolgte, und die gewöhnlichen Ausrufungen, die schon dem Stickmuster gegolten hatten, wurden auch der

Gabriele zu Theil. Ich konnte die Geistesgegenwart und die schnelle Fassungskraft der beiden Fräulein nicht genug bewundern, obgleich sie nicht den kleinsten Theil des Gelesenen gehört haben konnten, so waren sie doch schon so gut geschult, daß sie voll Bewunderung schienen; die eine lief sogar hin zu Frau von Wollau, faßte ihre Hand und drückte sie an das Herz, indem sie ihr innig dankte für den Genuß, den sie allen bereitet habe.

Diese Dame aber saß da, voll Glanz und Glorie, wie wenn sie die Gabriele selbst zur Welt gebracht hätte. Sie dankte nach allen Seiten hin für das Lob, das ihrer Freundin zu Theil geworden, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie selbst vielleicht einigen Einfluß auf das neue Buch gehabt habe; denn sie fände hin und wieder leise Anklänge an ihre eigenen Ideen über inneres Leben und über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, die sie in traulichen Stunden ihrer Freundin aufgeschlossen.

Man war natürlich so artig, ihr deßwegen einige Complimente zu machen, obgleich man allgemein überzeugt war, daß die geniale Freundin nichts aus dem innern Wollau'schen Leben gespickt haben werde.

Der ewige Jude hatte indeß bei diesen Vorgängen eine ganz sonderbare Figur gespielt. Verwunderungsvoll schaute er in diese Welt hinein, als traue er seinen Augen und Ohren nicht; doch war das Bemühen, nach meiner Vorschrift ästhetisch und kritisch auszusehen, nicht zu verkennen. Aber weil ihm die Uebung darin abging, so schnitt er so greuliche Grimassen, daß er einigemal während des Vorlesens die Aufmerksamkeit des ganzen

Zirkels auf sich zog, und die Dame des Hauses mich theilnehmend fragte, ob mein Hofmeister nicht wohl sey?

Ich entschuldigte ihn mit Zahnscherzen, die ihn zuweilen befallen, und glaubte alles wieder gut gemacht zu haben. Als aber Frau von Wollau, die ihm gegenüber saß, ihren Einfluß auf die Dichterin mittheilte, mußte das preciöse geschraubte Wesen derselben dem alten Menschen so komisch vorkommen, daß er laut auflachte.

Wer jemals das Glück gehabt hat, einem eleganten Thee in höchst feiner Gesellschaft beizuwohnen, der kann sich leicht denken, wie betreten Alle waren, als dieser rohe Ausbruch des Hohns erscholl. Eine unangenehme todtenstille Pause erfolgte, in welcher man bald den Doktor Mucker, bald die beleidigte Dame ansah; die Frau des Hauses, eingedenk des stechenden Kusses, wollte schon den unartigen Fremden, der den Anstand ihres Hauses so gröblich verletzte, ohne Rückhalt zurechtweisen, als dieser mit mehr Gewandtheit und List, als ich ihm zugetraut hätte, sich aus der Affaire zu ziehen wußte.

„Ich hoffe, gnädige Frau," sagte er, „Sie werden mein allerdings unzeitiges Lachen nicht mißverstehen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen. Es ist Ihnen allen gewiß auch schon begegnet, daß eine Ideenassociation Sie völlig außer Contenance brachte; ist doch schon manchen, mitten unter den heiligsten Dingen ein lächerlicher Gedanke aufgestoßen, der ihn im Mund kitzelte, und je mehr er bemüht war, ihn zu verhalten und zurückzudrängen, desto unaufhaltsamer brach er auf einmal hervor: so geschah es mir in diesem Augenblick. Sie würden mich unendlich verbinden, gnädige Frau, wenn

Sie mir erlaubten, durch offenherzige Erzählung mich bei Frau von Wollau zu entschuldigen."

Die gnädige Frau, höchlich erfreut, daß der Anstand doch nicht verletzt sey, gewährte ihm freundlich seine Bitte und der ewige Jude begann: „Frau von Wollau hat uns ihr interessantes Verhältniß zu einer berühmten Dichterin mitgetheilt; sie hat uns erzählt, wie sie in manchen Stunden über ihre schriftstellerischen Arbeiten sich mit ihr besprochen, und dies erinnerte mich lebhaft an eine Anekdote aus meinem eigenen Leben.

„Auf einer Reise durch Süddeutschland verlebte ich einige Zeit in S. Meine Abendspaziergänge richteten sich meistens nach dem königlichen Garten, der jedem Stand zu allen Tageszeiten offen stand; die schöne Welt ließ sich dort zu Fuß und zu Wagen jeden Abend sehen; ich wählte die einsamern Partien des Gartens, wo ich, von dichten Gebüschen gegen die Sonne und störende Besuche verschlossen, auf weichen Moosbänken mir und meinen Gedanken lebte.

„Eines Abends, als ich schon längere Zeit auf meinem Lieblingsplätzchen geruht hatte, kamen zwei gut gekleidete ältliche Frauen und setzten sich auf eine Bank, die nur durch eine schmale aber dichtbelaubte Hecke von der meinigen getrennt war. Ich hielt nicht für nöthig, ihnen meine Nähe, die sie nicht zu ahnen schienen, zu erkennen zu geben; Neugierde war es übrigens nicht, was mich abhielt, denn ich kannte keine Seele in jener Stadt; also konnten mir ihre Reden höchst gleichgültig seyn. Aber stellen Sie sich mein Erstaunen vor, Verehrteste, als ich folgendes Gespräch vernahm.

„Nun? und darf man Ihnen Glück wünschen, Liebe? haben Sie endlich die hartnäckige Elise aus der Welt geschafft?

„Ja, antwortete die andere Dame, heute früh nach dem Kaffee habe ich sie umgebracht.

„Schrecken durchrieselte meine Glieder, als ich so deutlich und gleich gültigvon einem Mord sprechen hörte; so leise als möglich näherte ich mich vollends der Hecke, die mich von jenen trennte, schärfte mein Ohr wie ein Wachtelhund, daß mir ja nichts entgehen sollte, und hörte weiter:

„Und wie haben Sie ihr den Tod beigebracht? wie gewöhnlich durch Gift? oder haben Sie die Unglückliche, wie Othello seine Desdemona, mit dem Deckbett erstickt?

„Keines von beiden, entgegnete jene, aber recht hart ward mir dieser Mord; denken Sie sich, drei Tage lang hatte ich sie schon zwischen Leben und Sterben, und immer wußte ich nicht, was ich mit ihr anfangen sollte; da fiel mir endlich ein gewagtes Mittel ein: ich ließ sie, wie durch Zufall, von einem Steg ohne Geländer in den tiefen Strom hinabgleiten, die Wellen schlugen über ihr zusammen; man hat von Elisen nichts mehr gesehen.

„Das haben Sie gut gemacht, und die Wievielte war diese, die sie auf die eine oder die andere Art umbringen?

„Nun, das wird bald abgezählt seyn, Pauline Dupuis, Marie u. s. w., aber die erstere trug mir am meisten Ruhm ein; es waren dies noch die guten Zeiten von 1802, wo noch wenige mit mir concurrirten.

„Die Haare standen mir zu Berg; also fünf unschuldige Geschöpfe hatte diese Frau schon aus der Welt geschafft. War es nicht ein gutes Werk an der menschlichen Gesellschaft, wenn ich einen solchen Greuel aufdeckte und die Mörderin zur Rechenschaft zog?

„Die Damen waren nach einigen gleichgültigen Gesprächen aufgestanden, und hatten sich der Stadt zugewendet; leise stand ich auf und schlich mich ihnen nach, wie ein Schatten ihren Fersen folgend. Sie gingen durch die Promenade, ich folgte, sie kehrten um und gingen durchs Thor, ich folgte; sie schienen endlich meine Beobachtungen zu bemerken, denn die eine sah sich einigemal nach mir um, ihr böses Gewissen schien mir erwacht, sie mochte ahnen, daß ich den Mord wisse, sie will mich durch die verschiedene Richtung der Straßen, die sie einschlägt, täuschen, aber ich — folge. Endlich stehen sie an einem Hause still; sie ziehen die Glocke, man schließt auf, sie treten ein. Kaum sind sie in der Thüre, so gehe ich schnell heran, merke mir die Nummer des Hauses und eile, getrieben von jenem Eifer, den die Entdeckung eines so schauerlichen Geheimnisses in jedem aufregen muß, auf die Direktion der Polizei.

„Ich bitte den Direktor um geheimes Gehör; ich setze ihm die ganze Sache, alles was ich gehört hatte, auseinander, weiß aber leider von den Gemordeten keine mit ihrem wahren Namen anzugeben, als eine gewisse Pauline Dupuis, die im Jahre 1801 unter der mörderischen Hand jener Frau starb. Doch dies war dem unter solchen Fällen ergrauten Polizeimann genug; er dankt mir für meinen Eifer, schickt sogleich Patrouillen

in die Straße, die ich ihm bezeichnete, und fordert mich auf, ihn, wenn die Nacht vollends herangebrochen seyn werde, in jenes Haus zu begleiten; die Nacht wähle er lieber dazu, da er bei solchen Auftritten den Zudrang der Menschen und das Aufsehen wo möglich vermeide.

„Die Nacht brach an, wir gingen; die Polizeisoldaten, die das Haus umstellt hatten, versicherten, daß noch kein Mensch dasselbe verlassen habe. Der Vogel war also gefangen. Wir ließen uns das Haus öffnen und fingen im ersten Stock unsere Untersuchung an. Gleich vor der Thüre des ersten Zimmers hörte ich die Stimmen jener beiden Frauen; ohne Umstände öffne ich und deute dem Polizeidirektor die kleinere, ältliche Dame als die Verbrecherin an.

„Verwundert stand diese auf, trat uns entgegen und fragte nach unserem Begehr; in ihrem Auge, in ihrem ganzen Wesen hatte diese Dame etwas, das mir imponirte; ich verlor auf einen Augenblick die Fassung und deutete nur auf den Direktor, um sie wegen ihrer Frage an jenen zu weisen. Doch dieser ließ sich nicht so leicht verblüffen; mit der ernsten Amtsmiene eines Kriminalrichters fragte er sie über ihren heutigen Spaziergang aus; sie gestand ihn zu, wie auch die Bank, wo sie gesessen; ihre Aussagen stimmten ganz zu den meinigen, der Mann sah sie schon als überwiesen an; die Frau fing an ängstlich zu werden, sie fragte, was man denn von ihr wolle, warum man ihr Haus, ihr Zimmer mit Bewaffneten besetze, warum man sie mit solchen Fragen bestürme?

„Der Mann der Polizei sah in diesem ängstlichen Fragen nur den Ausbruch eines schuldbeladenen Gewissens; er schien es für das Beste zu halten, durch eine verfängliche Frage ihr vollends das Verbrechen zu entlocken: „Madame, was haben Sie Anno 1801 mit Pauline Dupuis angefangen? Leugnen Sie nicht länger, wir wissen alles, sie starb durch ihre Hand, wie heute früh die unglückliche Elise!

„Ja, mein Herr! ich habe die eine wie die andere sterben lassen, antwortete diese Frau mit einer Seelenruhe, die sogar in ein boshaftes Lächeln überzugehen schien.

„Und diesen Mord gestehen Sie mit so viel Gleichmuth, als hätten Sie zwei Tauben abgethan? fragte der erstaunte Polizeidirektor, dem in Praxi eine solche Mörderin noch nicht vorgekommen seyn mochte; wissen Sie denn, daß sie verloren sind, daß es Ihnen den Kopf kosten kann?

„Nicht doch! entgegnete die Dame, die Geschichte ist ja weltbekannt. — Weltbekannt? rief jener, bin ich nicht schon seit zweiundvierzig Jahren Polizeidirektor? meinen Sie, dergleichen könne mir entgehen?

„Und dennoch werde ich Recht haben, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Belege herbeibringe?

„Nicht von der Stelle ohne gehörige Bewachung; Wache! zwei Mann auf jeder Seite von Madame; bei dem ersten Versuch zur Flucht — zugestoßen!

„Vier Polizeidiener mit blanken Seitengewehren begleiteten die Unglückliche, die mir den Verstand verloren zu haben schien. Bald jedoch erschien sie wieder, ein kleines Buch in der Hand.

„Hier, meine Herren, werden Sie die Belege zu dem Mord finden, sagte sie, indem sie uns lächelnd das Buch überreichte.

„Taschenbuch für 1802, murmelte der Direktor, indem er das Buch aufschlug und durchblätterte, was Teufel, gedruckt und zu lesen steht hier: Pauline Dupuis von —. Mein Gott, Sie sind die Wittwe des Herrn von —, und wenn ich nicht irre, selbst Schriftstellerin?

„So ist es, antwortete die Dame, und brach in ein lustiges Lachen aus, in welches auch der Direktor einstimmte, indem er, vor Lachen sprachlos, auf mich deutete.

„Und Elise, wie ist es mit diesem armen Kind? fragte ich, den Zusammenhang der Sache und die Fröhlichkeit der Mörderin und des Polizeimannes noch immer nicht verstehend.

„Die liegt ermordet auf meinem Schreibtisch, sagte die Lachende, und soll morgen durch die Druckerei zum ewigen Leben eingehen. —

„Was brauche ich noch dazuzusetzen? meine Herren und Damen! ich war der Narr im Spiel, und jene Frau war die rühmlichst bekannte interessante Th. v. H. Die Erzählung Pauline Dupuis ist noch heute zu lesen; ob die geniale Frau ihre Elise, die sie am Morgen jenes Tages nach dem Kaffee vollendet hatte, herausgegeben, weiß ich nicht. Ich mußte aus S. entfliehen, um nicht zum Gespötte der Stadt zu werden. Vorher aber schickte mir der Polizeidirektor noch eine große Diätenrechnung über Zeitversäumniß, weil ich durch jene lustige Mordgeschichte den Durstigen von seinem gewöhnlichen Abendbesuch in einem Clubb abgehalten hatte.

Der ewige Jude hatte mit einer verbindlichen Wendung an Frau von Wollau geendet; allgemeiner Beifall ward ihm zu Theil, und ein gnädiges Lächeln der Hausfrau sagte ihm, wie glücklich er sich gerechtfertigt hatte; und wie die finstern Blicke dieser Dame vorher die Männer aus seiner unglücklichen Nähe entfernt hatten, eben so schnell nahten sie sich ihm wieder, als ihn die Gnadensonne wieder beschien. Man zog ihn öfter ins Gespräch, man befragte ihn über seine Reisen, namentlich über jene in Süddeutschland; denn wie Schottland und seine Bewohner für London und Alt-England überhaupt, so ist Schwaben für die Berliner, welche nie an den Rebhügeln des Neckars und an den fröhlich grünenden Gestaden der obern Donau eines jener sinnigen herzlichen Lieder aus dem Munde eines „luschtiga Büebles" oder eines rüstigen hochaufgeschürzten „Mädles" belauschten, ein Gegenstand hoher Neugierde.

Welch sonderbare Meinungen über jenes Land, selbst in gebildeten Zirkeln, wie dieser elegante Thee, im Umlauf seyen, hörte ich diesen Abend zu meinem großen Erstaunen. In einem Zaubergarten von sanften Hügeln, von klaren blauen Strömen, von blühenden duftenden Obstwäldern, von prangenden Weingärten durchschnitten, wohne, meinten sie, ein Völkchen, das noch so ziemlich auf der ersten Stufe der Kultur stehe; immense Gelehrte, die sich nicht auszudrücken verstünden, phantasiereiche Schriftsteller, die kein Wort gutes Deutsch sprechen. Ihre Mädchen haben keine Bildung, ihre Frauen keinen Anstand; ihre Männer werden vor dem vierzigsten Jahre nicht klug, und im ganzen Lande

werden alle Tage viele Tausende jener Thorheiten begangen, die allgemein unter dem Namen „Schwabenstreiche" bekannt seyen.

Mir kam dieses Urtheil lächerlich vor; ich war manches Jahr in Schwaben gewesen und hatte mich unter den guten Leutchen ganz wohl befunden; hätte ich nicht befürchten müssen, aus der Rolle eines Zöglings zu fallen; ich hätte sogleich darauf geantwortet, wie ich es wußte; so aber ersparte mir mein Mentor die Mühe, welcher, unglücklich genug, die gute Meinung, die er auf einige Augenblicke gewonnen hatte, nur zu schnell wieder verlieren sollte!

„Ob die Berliner," sagte er, „mehr innere Bildung, mehr Eleganz der äußern Formen besitzen, als die Schwaben, ob man hier im Brandenburgischen mit mehr Feinheit ausgerüstet auf die Erde oder vielmehr auf Sand kommt, als in Schwaben, wage ich nicht zu untersuchen, aber so viel habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß man dort im Durchschnitt unter den Mädchen eine weit größere Menge hübscher, sogar schönere Gesichter findet, als selbst in Sachsen, welches doch wegen dieses Artikels berühmt ist."

„Quelle sottise!" hörte ich Frau von Wollau schnauben, „welche abgeschmackte Behauptungen dieser gemeine Mensch" —

Umsonst winkte ich dem Ewigen mit den Augen, umsonst gab ihm der Dichter einen freundschaftlichen Rippenstoß, ihn zu erinnern, daß er sich unter Damen befinde, die auch auf Schönheit Anspruch machten; ruhig, als ob er den erzürnten Schönen das größte Compliment

gesagt hätte, fuhr er fort: „Sie können gar nicht glauben, wie reizend dieser verschriene Dialekt von schönen Lippen tönt; wie alles so naiv, so lieblich klingt; wie unendlich hübsch sind diese blühenden Gesichtchen, wenn man ihnen sagt, daß man sie liebe; wie schelmisch schlagen sie die Augen nieder, wie unschuldig erröthen sie, welcher Zauber liegt dann in ihrem Trotz, wenn sie sich verschämt wegwenden und flüstern: „Ach ganget Se mer weg, moinet Se denn, i glaub's?" Hier in Norddeutschland gibt es meist nur Theegesichter, die einen Trost darin finden, ästhetisch oder ätherisch auszusehen; sie müssen den Athem erst lange anhalten, wenn sie es je der Mühe werth halten, über dergleichen zu erröthen."

O Jude, welchen Bock hattest du geschossen. Kaum hast du das zornblickende Auge einer Dame versöhnt, so begehst du den großen Fehler, vor zwölf Damen die schönen Gesichtchen zweier Länder zu loben, und nicht nur sie nicht mit aufzuzählen, sondern sogar ihren ätherischen Teint, ihre interessante Mondscheinblässe für Theegesichter zu verschreien!

Die jungen Damen sahen erstaunt, als trauten sie ihren Ohren nicht, die ältern an; diese warfen schreckliche Blicke auf den Frevler und auf die übrigen Herren, die, eben so erstaunt, noch keine Worte zu einer Replique finden konnten. Die Theetassen, die goldenen Löffelchen klirrten laut in den vor Wuth zitternden Händen der Mütter, die seit zehn Jahren mit vieler Mühe es dahin gebracht hatten, daß ihre Töchter nobel und edel aussehen möchten — wozu heutzutage außer dem Gefühl der Würde etwas Leidendes, beinahe Kränkliches gehört —

welche die immer wieder anſchwellende Fülle ihrer Töchter, die immer wiederkehrende Röthe der Wangen doch endlich zu beſiegen gewußt hatten.

Und jetzt ſollte dieſer fremde abenteuerliche gemeine Menſch ſie und ihre Freude, ihre Kunſt zu Schanden machen; er ſollte es wagen, die Damen dieſes deutſchen Paris mit jenen ſchwerfälligen Bewohnerinnen des unkultivirten Schwabens auch nur in Parallele zu bringen, und ihnen den erſten Rang zu verſagen? Und dies ſollten ſie dulden?

Jamais! Gnädige Frau nahm das Wort mit einem Blick, der über das eiskalte Geſicht des ſtillen Zornes wie ein Nordſchein über Schneegefilde herabglänzte: „Ich muß Sie nur herzlich bedauern, Herr Doktor Mucker, daß Sie das ſchöne Schwaben und ſeine naiven Bauerdirnen ſo treulos verlaſſen haben; und ich bitte Sie, Lieber,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Dichter, der uns eingeführt hatte, wandte, „ich bitte Sie, muthen Sie dieſem Herrn da nicht mehr zu, meine Zirkel zu beſuchen. Jotte doch, er könnte bei unſern Damen ſeine robuſten Naturen und jene Naivität vermiſſen, die er ſich ſo ganz zu eigen gemacht hat.“

Triumphirend richteten ſich die Gebeugten auf, die Mütter ſpendeten Blicke des Dankes, die Fräulein kicherten hinter vorgehaltenen Sacktüchern, die jungen Herren hatten auch wieder die Sprache gefunden und machten ſich luſtig über meinen armen Hofmeiſter. Doch der feine Takt der gnädigen Frau ließ dieſem Ausbruch der Nationalrache nur ſo lange Raum, bis ſie den Doktor Mucker hinlänglich beſtraft glaubte. Beleidigt

durfte dieser Mann in ihrem Salon nie werden, wenn er gleich durch seine rücksichtslose Aeußerung ihren Unwillen verdient hatte; sie beugte also schnell mit jener Gewandheit, die fein gebildeten Frauen so eigenthümlich ist, allen weitern Bemerkungen vor, indem sie ihren Neffen aufforderte, sein Versprechen zu halten, und der Gesellschaft die längst versprochene Novelle preiszugeben.

Dieser junge Mann hatte schon während des ganzen Abends meine Aufmerksamkeit beschäftigt. Er unterschied sich von den übrigen jungen Herren, die leer in den Tag hineinplauderten, sehr vortheilhaft durch Ernst und würdige Haltung, durch gewählten Ausdruck und kurzes richtiges Urtheil. Er war groß und schlank gebaut, männlich schön, nur vielleicht für manche etwas zu mager. Sein Auge war glänzend und hatte jenen Ausdruck stillen Beobachtens, der einen Menschenkenner oder wenigstens einen Mann verrieth, der das Leben und Treiben der großen und kleinen Welt in vielerlei Formen gesehen und darüber gedacht hatte.

Er hatte, was mich sehr günstig für ihn stimmte, an dem Gespräche des ewigen Juden und an seiner Persiflage mit keinem Wort, ich möchte sagen, mit keiner Miene Theil genommen. Zum ersten Mal an diesem ganzen Abend entlockte ihm die Frage seiner Tante ein Lächeln, das sein Gesicht, besonders den Mund, noch viel angenehmer machte; wahrlich, in diesem Mann hätte ich mich, wenn ich eines der anwesenden Fräulein gewesen wäre, unbedingt verlieben müssen; aber freilich, junge Damen haben hierüber ganz andere Ansichten als der Teufel, und das einfache schwarze Gewand des

jungen Mannes konnte natürlich die glänzende Gardeuniform und ihren kühnen, die drallen Formen zeigenden Schnitt nicht aufwiegen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Fluch.

Novelle.

„Ich habe mich vergebens abgemüht, gnädige Tante," sprach der junge Mann mit voller, wohltönender Stimme, „eine artige Novelle oder eine leichte fröhliche Erzählung für diesen Abend zu ersinnen. Doch um nicht wortbrüchig zu erscheinen, muß ich schon den Fehler einigermaßen gut zu machen suchen. Wenn Sie erlauben, will ich etwas aus meinem eigenen Leben erzählen, das, wenn es nicht ganz den romantischen Reiz und den anziehenden Gang einer Novelle, doch immer den Werth der Wahrheit für sich hat."

Die Tante bemerkte ihm gütig, daß die einfache Wahrheit oft größeren Reiz habe, als die erfundene Spannung einer Novelle, ja sie gestand ihm, daß sie etwas sehr Interessantes erwarte, denn er sehe seit der Zurückkunft von seinen Reisen so geheimnißvoll aus, daß man auf seine Begebnisse recht gespannt seyn dürfe.

Die älteren Damen lorgnettirten ihn aufmerksam und gaben dieser Bemerkung vollkommen Beifall; der junge Mann aber hub an zu erzählen:

Als ich vor fünf Jahren in diesem Saal, von einer großen Gesellschaft, welche die Güte meiner Tante noch einmal um den Scheidenden versammelt hatte, Abschied

nahm, warnten mich einige Damen — wenn ich nicht irre, war Frau von Wollau mit davon — vor den schönen Römerinnen, von ihren feurigen, die Herzen entzündenden Blicken. Ich nahm ihre Warnung dankbar an, noch kräftigeren Schutz aber versprach ich mir von jenen holden blauen Augen, von jenen freundlichen vaterländischen Gesichtchen, von all den lieblichen Bildern, die ich, in feinem und treuem Herzen aufbewahrt, mit über die Alpen nahm. Und sie schützten mich, diese Bilder, gegen jene dunkeln Feuerblicke der Römerinnen; wie sie aber vor sanften blauen Augen, welche ich dort sah, sich unverantwortlich zurückgezogen, wie sie mein armes unbewahrtes Herz ohne Bedeckung ließen, will ich als bittere Anklage erzählen.

Der s....sche Gesandte am päpstlichen Hofe hatte mir in der Charwoche eine Karte zu den Lamentationen in der sixtinischen Kapelle geschickt; mehr, um den alten Herrn, der mir schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte, nicht zu beleidigen, als aus Neugierde, entschloß ich mich, hinzugehen. Ich war nicht in der besten Laune, als es Abend wurde; statt einer lustigen Partie, wozu mich deutsche Maler geladen, sollte ich einen Klaggesang mit anhören, der mir schon an und für sich höchst lächerlich vorkam. Nie hatte ich mich nämlich von der Heiligkeit solcher Ritualien überzeugen können, selbst in dem ehrwürdigen Kölner Dom, wo die hohen Gewölbe und Bogen, das Dunkel des gebrochenen Lichtes, die mächtigen vollen Töne der Orgel manchen andern ernster stimmen mögen, konnte ich nur über die Macht der Täuschung staunen.

Meine Stimmung wurde nicht heiliger, als ich an das Portal der ſixtiniſchen Kapelle kam. Die päpſtliche Wache, alte ausgediente ſchneiderhafte Geſtalten, hielten hier Wache mit ſo meiſterlicher Grandezza, als nur die Cherubim an der Himmelsthüre. Der Glanz der Kerzen blendete mich, da ich eintrat, und ſtach wunderbar ab gegen den dunklen Chor, in das die Finſterniß zurückgeworfen ſchien. Nur der Hochaltar war dort von dreizehn hohen Kerzen erleuchtet.

Ich hatte Muße genug, die Geſichter der Geſellſchaft um mich her zu muſtern. Ich bemerkte nur ſehr wenige Römer, dagegen faſt alles, was Rom an Fremden beherbergte.

Einige franzöſiſche Marquis, berüchtigte Spieler, einige junge Engländer von meiner Bekanntſchaft, ſtanden ganz in meiner Nähe. Sie zogen mich auf, daß auch ich mich habe verführen laſſen, dem Spektakel, wie ſie es nannten, beizuwohnen; Lord Parter aber meinte, es ſey dies wohl der Schönen zu Gefallen geſchehen, die ich mitgebracht habe. Er deutete dabei auf eine junge Dame, die neben mir ſtand. Er fragte nach ihrem Namen und ihrer Straße, und ſchien ſehr ungläubig, als ich ihm damit nicht dienen zu können behauptete.

Ich betrachtete meine Nachbarin näher; es war eine ſchlanke hohe Geſtalt, dem Anſchein nach keine Römerin; ein ſchwarzer Schleier bedeckte das Geſicht und beinahe die ganze Geſtalt, und ließ nur einen Theil des Nackens ſehen, ſo rein und weiß, wie ich ihn ſelten in Italien geſehen hatte.

Schon pries ich im Herzen meine Höflichkeit gegen den alten Diplomaten, hoffend, eine interessante Bekanntschaft zu machen, wollte eben — da begann der Klaggesang, und meine Schöne schien so eifrig darauf zu hören, daß ich nicht mehr wagte, sie anzureden. Unmuthig lehnte ich mich an eine Säule zurück, Gott und die Welt, den Papst und seine Lamentationen verwünschend.

Unerträglich war mir der monotone Gesang. Denken sie sich, sechzig der tiefsten Stimmen, die unisono im tiefsten Grundton der menschlichen Brust Bußpsalmen murmeln. Der erste Psalm war zu Ende, eine Kerze auf dem Altar verlöschte. Getröstet, die Farce werde ein Ende haben, wollte ich eben den jungen Lord anreden, als von Neuem der Gesang anhub.

Jener belehrte mich zu meinem großen Jammer, daß noch alle zwölf übrigen Kerzen verlöschen müssen, bis ich ans Ende denken könne. Die Kirche war geschlossen und bewacht; an ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich empfahl mich allen Göttern und gedachte einen gesunden Schlaf zu thun. Aber wie war es möglich? Wie Strahlen einer Mittagssonne strömten die tiefen Klänge auf mich zu. Zwei bis drei Kerzen verlöschten, meine Unruhe ward immer größer.

Endlich aber, als die Töne noch immer fortwogten, drangen sie mir bis ins innerste Mark. Das Erz meiner Brust schmolz vor den dichten Strahlen, Wehmuth ergriff mich, Gedanken aus den Tagen meiner Jugend stiegen wie Schatten vor meiner Seele auf, unwillkürliche Rührung bemächtigte sich meiner, und

Thränen entstürzten seit Jahren zum ersten Mal meinem Auge.

Beschämt schaute ich mich um, ob doch keiner meine Thränen gesehen. Aber die Spieler, wunderbarer Anblick! lagen zerknirscht auf ihren Knien, der Lord und seine Freunde weinten bitterlich. Zwölf Kerzen waren verlöscht. Noch einmal erhoben sich die tiefen herzdurchbohrenden Töne, zogen klagend durch die Halle, immer dumpfer, immer leiser verschwebend. Da verlöschte die letzte Kerze und zugleich mit das Feuermeer der Kirche, und bange Schatten, tiefe Finsterniß drang aus dem Chor und lagerte sich über die Gemeine. Mir war, als wär ich aus der Gemeinschaft der Seligen hinausgestoßen in eine fürchterliche Nacht.

Da tönten aus des Chores hintersten Räumen süße klagende Stimmen. Was jenes tiefe schauerliche Unisono unerweicht gelassen, zerschmolz vor diesem hohen Dolce der Wehmuth. Rings um mich das Schluchzen der Weinenden; vom Chor herüber Töne, wie von gerichteten Engeln gesungen, glaubte ich nicht anders, als in einer zernichteten Welt mit unterzugehen und zu hören, der Glaube an Unsterblichkeit sey Wahn gewesen.

Der Gesang war verklungen, Fackeln erhellten die Scene, die Menge ergoß sich durch die Pforten, und auch ich gedachte mich zum Aufbruch zu rüsten; da gewahrte ich erst, daß meine schöne Nachbarin noch immer auf den Knien niedergesunken lag. Ich faßte mir ein Herz.

„Signora," sprach ich, „die Thore werden geschlossen, wir sind die letzten in der Kapelle."

Keine Antwort. Ich faßte ihre Rechte, die auf der Seite niederhing, sie war kalt und ohne Leben. Sie lag in Ohnmacht.

Ich befand mich in sonderbarer Lage. Die Nacht war schon weit vorgerückt; nur noch einige Flambeaux zogen durch die Kirche; ich mußte alle Augenblicke befürchten, vergessen zu werden. Ich besann mich nicht lange, rief einen der Fackelträger herbei, um mit seiner Hülfe die Dame aufzurichten.

Wie ward mir, als ich den Schleier aufschlug. Der düstere Schein der halbverlöschten Fackel fiel auf ein Gesicht, wie ich es auch auf den herrlichsten Cartons von Raphael nie gesehen! glänzendbraune Locken hatten sich aufgelöst und fielen herab bis in den verhüllten Busen und umzogen das lieblichste Oval ihres Angesichtes, auf dem sich eine durchsichtige Bläße gelagert hatte. Die schönen Bogen der Brauen versprachen ein ernstes, vielleicht etwas schelmisches Auge, und den halbgeöffneten Mund, umkleidet mit den weißesten Perlen, konnte Gram, konnte Scherz so gezogen haben.

Als wir sie aufrichten wollten, schlug sie das herrliche blaue Auge auf, dessen eigener schwärmerischer Glanz mich so überraschte, daß ich einige Zeit mich zu sammeln nöthig hatte. Sie richtete sich plötzlich auf, stand nun in ihrer ganzen Schönheit mir gegenüber. Welch zarte Formen bei so vielem Anstand, bei so ungewöhnlicher Höhe des Wuchses. Sie schaute verwundert in der Kirche umher, ließ dann ihre Blicke auf mich herübergleiten.

„Und Sie hier, Otto?“ sprach sie, nicht italienisch, nein, in reinem wohlklingenden Deutsch.

Wie war mir doch so wunderbar! Sie sprach so bekannt zu mir, ja sogar meinen Namen hatte sie genannt; woher konnte sie ihn wissen? — sie schien verwundert über mein Schweigen.

„Nicht bei Laune, Freund? und doch haben Sie mich so freundlich unterstützt? Doch! lassen Sie uns gehen, es wird spät."

Sie hatte Recht. Die Fackel drohte zu verlöschen. Ich gab ihr den Arm. Sie drückte zärtlich meine Hand.

Was sollte ich denken, was sollte ich machen? Betrug von ihr war nicht möglich, — das Mädchen konnte keine Dirne seyn. Verwechslung war offenbar. Aber sie wußte mich bei meinem Namen zu nennen, sie war so ohne Arg. Ich wagte es — ich übernahm die Rolle eines verstimmten Verehrers und schritt schweigend mit ihr durch die Hallen.

Am Portal geht mein Jammer von neuem an. Welche Straße sollt' ich wählen, um nicht sogleich meine Unbekanntschaft zu verrathen? Ich nahm allen meinen Muth zusammen und schritt auf die mittlere Straße zu.

„Mein Gott!" rief sie aus, und zog meinen Arm sanft seitwärts, „Otto, wo sind Sie nur heute? hier wären wir ja an die Tiber gekommen."

O! wie hörte ich so gerne diese Stimme! Wie lieblich klingt unsere Sprache in einem schönen Munde. Schon oft hatte ich die Römerinnen beneidet um den Wohllaut ihrer Töne; hier war weit mehr, als ich je in Rom gehört; es mußte offenbar ein deutsches Mädchen seyn, ich sah es aus allem, und doch so reine runde Klänge ihrer Sprache! Als ich noch immer

schwieg, brach sie in ein leises Weinen aus. Ihr thränendes Auge sah mich wehmüthig an, ihre Lippen wölbten sich, wie wenn sie einen Kuß erwarteten.

„Bist du mir nicht mehr gut, mein Otto? Ach könntest du mir zürnen, daß ich die Lamentationen hörte? O, zürne mir nicht! Doch du hast Recht, wäre ich lieber nicht hingegangen. Ich glaubte Trost zu finden und fand keinen Trost, keine Hoffnung. Alle meine Lieben schienen dem Grab entstiegen, schienen über die Alpen zu wehen und mit Tönen der Klage mich zu rufen. Wie bin ich so allein auf der Erde!“ weinte sie, indem ihr blaues Auge in das nächtliche Blau des Himmels tauchte, „wie bin ich so allein! — und wenn ich dich nicht hätte, mein Otto!“ —

Meine Lage grenzte an Verzweiflung, das schönste lieblichste Kind im Arme, und doch nicht sagen zu können, wie ich sie liebte! Als ihre Thränen noch nicht aufhören wollten, flüsterte ich endlich leise: „wie könnte ich dir zürnen?“

Sie schaute freudig dankbar auf — „du bist wieder gut? und o! wie siehst du heute doch gar nicht so finster aus, auch deine Stimme klingt heute so weich! Sey auch morgen so und laß nicht wieder einen ganzen langen Tag auf dich warten.“

Sie näherte sich einem Haus und blieb davor stehen, indem sie die Glocke zog. „Und nun gute Nacht, mein Herz,“ sagte sie, „wie gerne säß' ich noch zu dir auf die Bank, aber die Signore wartet wohl schon zu lange.“ Ich wußte nicht wie mir geschah, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, und weg war sie.

Ich merkte mir die Nummer des Hauses, aber die Straße konnte ich nicht erkennen. Nur einen Brunnen und gegenüber von ihrem Haus eine Madonna in Stein gehauen konnte ich als Zeichen für die Zukunft anmerken. Ich wand mich mit unsäglicher Mühe durch das Gewirre der Straßen und war doch nicht froh, als ich endlich mein Haus erreichte. Bis an den lichten Morgen kein Schlaf. Zuerst ließ mich der Mond nicht schlafen, der mich durch's Fenster herein angrinste, und als ich die Gardine vorzog, schien gar der Engelskopf des Mädchens hereinzublicken; mitunter zogen auch die Lamentationen durch meinen wirren Kopf, und ich verwünschte endlich ein Abenteuer, das mich eine schlaflose Nacht kostete.

Sehr frühe am andern Morgen traten Lord Parter und einer seiner Freunde bei mir ein. Sie wollten mir begegnet seyn, als ich meine räthselhafte Schöne zu Haus brachte, und schalten mich neckend, daß ich sie gestern gänzlich verleugnet habe. Als ich ihnen mein Abenteuer, dem größern Theil nach, erzählte, wurden sie noch ungestümer und behaupteten, mich deutlich schon mehreremal mit derselben Dame gesehen zu haben. Immer klarer ward mir, daß irgend ein Dämon sich in meine Gestalt gehüllt habe, da ja auch das Mädchen mich so genau zu kennen schien, und ich war nicht minder begierig, das liebe Mädchen, als auch das leibhafte Konterfei meiner Gestalt zu Gesicht zu bekommen. Die beiden Engländer mußten mir Stillschweigen geloben, indem ich mich vor dem Spott meiner Bekannten fürchtete, zugleich versprachen sie auch, mir suchen zu helfen.

Nach langem Umherirren, wobei wir tausend Lügen ersinnen mußten, um die erwachende Neugierde unserer Freunde zu täuschen, fanden wir endlich in dem entlegensten Winkel der Stadt jene Merkzeichen, die Madonna und den Brunnen. Ich sah das Haus der Holden, ich sah die Bank an der Thüre, auf welcher ich hätte selig werden sollen, aber hier ging auch unser Weg zu Ende. Als Fremde hätten wir viel zu viel gewagt, so weit entfernt von den uns bekannten Straßen, unter einer Menschenklasse, die besonders den Engländern so gram ist, uns in ein fremdes Haus einzudrängen. Wir zogen mehrere Mal durch die Straße, immer war die Thüre verschlossen, immer die Fenster neidisch verhängt. Wir vertheilten uns, bewachten Täge lang die Promenaden, weder meine Schöne noch mein Ebenbild ließen sich sehen.

Geschäfte riefen mich in dieser Zeit nach Neapel. So angenehm mir sonst diese Reise gewesen wäre, so war sie mir in meiner gegenwärtigen Spannung höchst fatal. Unaufhörlich verfolgte mich das Bild des Mädchens, im Traum wie im Wachen hörte ich die liebliche Stimme flüstern. Hatten mich die Gesänge in der Kapelle so weich gestimmt, hatte das flüchtige Bild der Schönen vermocht, was der Geist und die Schönheit so mancher andern nicht über mich vermochte?

Unruhig reiste ich ab. Die Reise, so viele abwechselnde Gegenstände, die ernsten Geschäfte, der Reiz der Gesellschaft, nichts gab mir meine Ruhe wieder.

Es war die Zeit des Karnevals, als ich nach Rom zurückkehrte. Durfte ich hoffen, im Gewühle der Menge

den Gegenstand meiner Sehnsucht herauszufinden? Meine englischen Freunde waren abgereist, ich hatte niemand mehr, dem ich mich vertrauen mochte. Ohne Hoffnung hatte ich mehrere Tage verstreichen lassen, ich war nicht zu bewegen, mich unter die Freuden des Karnevals zu mischen.

Wie erstaunte ich aber, als mich am Morgen des vierten Tages der Karnevalswoche der Gesandte fragte, wie ich mich gestern amüsirt habe. Ich sagte ihm, ich sey nicht im Corso gewesen. Er erstaunte, behauptete, mich von seinem Wagen aus mit einer Dame am Arm gesehen und begrüßt zu haben. Er schwieg etwas beleidigt, als ich es wieder verneinte. Aber plötzlich kam mir der Gedanke, wie wenn es die Gesuchten wären? — Man war in allen Zirkeln sehr gespannt auf diesen Abend. Ein prachtvoller Maskenzug, worin Damen aus den edelsten römischen Häusern eine Rolle übernommen hatten, sollte das Karneval verherrlichen. Ich gab dem Drängen meiner Bekannten nach und ging mit in den Corso.

Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses Schauspiels. Zu jeder andern Zeit würde ich ihm alle meine Aufmerksamkeit geschenkt haben, nicht nur weil es mir als Volksbelustigung sehr interessant gewesen wäre, sondern weil sich der Charakter der Römer gerade hier am meisten aufdeckt. Aber wenn ich sage, daß von dem ganzen Abend, von allen Herrlichkeiten des Corso nur noch ein Schatten in meiner Erinnerung geblieben, und nur *ein* heller Stern aus dieser Nacht auftaucht, so werden Sie vergeben, wenn ich über das interessante Schauspiel Ihre Neugierde nicht zu Genüge befriedige.

Die lange enge Straße war schon gefüllt, als wir durch die porta del popolo hereintraten; unabsehbar wogten die Wellen der Menge durcheinander und das Auge gleitete unbefriedigt darüber hinweg, weil es unter der Mischung der grellsten Farben keinen Punkt fand, der es festhielt. Die Erwartung war gespannt. Ueberall hörte man von dem Maskenzug reden, der sich nun bald nahen müsse. Ein rauschendes Beifallrufen drang jetzt von den Obelisken auf der piazza herüber und verkündete die Auffahrt der Masken. Alle Blicke richteten sich dorthin. Von den Balkonen und Gerüsten herab wehten ihnen Tücher und winkten schöne Hände entgegen, indem die Equipagen sich in die Seiten drängten, um den Wagen des Zuges Platz zu machen. Er nahte. Gewiß ein herrlicher Anblick. Die Götter der alten Roma schienen wieder in die alten Mauern eingezogen zu seyn, um ihren Triumph zu feiern. Liebliche majestätische Gruppen! Welch herrliche Umrisse in den Gestalten des Apoll und Mars; wie lieblich Venus und Juno, und man konnte es nicht für Unbescheidenheit halten, sondern mußte gerade hierin den schönsten Triumph finden, wenn das Volk mit Ungestüm den Göttinnen zurief, die Masken abzunehmen. Unendlich wurde aber der Beifall, als die Gräfin Parvi, die edlen Formen des Gesichtes unverhüllt, als Psyche sich nahte. Wahrlich, dieser liebliche Ernst, diese sanfte Größe hätten einen Zeuris und Praxiteles begeistern können.

Der Abend nahte heran, man rüstete sich, die Gerüste zu besteigen, weil das Pferderennen beginnen sollte. Ich stand ziemlich verlassen auf der Straße, musternd

mit sehnsüchtigen Blicken die Gallerien und Balkone, ob meine Schöne nicht darauf zu treffen sey. Plötzlich fühlte ich einen leisen Schlag auf die Schulter. „So einsam?“ tönte in der lieben Muttersprache eine süße Stimme in mein Ohr. Ich sah mich um. Eine reizende Maske, in der Kleidung einer Tyrolerin, stand hinter mir. Durch die Höhlen der Maske blitzten jene blauen Augen, die mich damals so sehr überraschten. Sie ist's — es ist kein Zweifel. Ich bot ihr schweigend die Hand, sie drückte sie leise. „Du böser Otto,“ flüsterte sie, „den ganzen Abend habe ich dich vergebens gesucht. Wie mußte ich schwatzen, um die Signora los zu werden!“

Die Wache rückte die Straße herab. Es war hohe Zeit, die Gallerien zu suchen. Ich deutete hinauf, sie gab mir ihren Arm, sie folgte. Ein heimliches Plätzchen hinter einer Säule bot sich dar, sie wählte es von selbst. Karneval, Pferderennen, alle Schönheiten Roms waren für mich verloren, als mein stiller Himmel sich öffnete, als sie die Maske abnahm. Noch lieblicher, noch unendlich schöner war sie als an jenem Abend. Die zarte Bläße, die sie damals aus der Kapelle brachte, war einer feinen durchsichtigen Röthe gewichen, das Auge strahlte noch von höherem Glanz als damals, und der tiefe, beinahe wehmüthige Ernst der Züge, wie sie sich mir damals zeigten, war durch ein Lächeln gemildert, das fein und flüchtig um die zarten Lippen wehte.

Sie heftete wieder einige Minuten schweigend ihr Auge auf mein Gesicht, strich mir spielend die Haare

aus der Stirne und rief dann plötzlich: „Jetzt bist du's wieder ganz! ganz wie an jenem Abend in der Kapelle, den du mir so hartnäckig leugnest! Gestehst du ihn deiner Louise noch nicht?"

Welche Pein! was sollte ich sagen? da fiel plötzlich das Signal, die Pferde rannten durch den Corso. Meine Schöne bog den Kopf abwärts, und ich, meiner Sinne kaum mächtig, flüchtete hinter die nächste Säule, um nicht im Augenblick vor dem arglosen Mädchen als ein Thor oder noch etwas Schlimmeres zu erscheinen. Und was war ich auch anders, wenn ich mich selbst recht ernstlich fragte? Was wollte ich von dem Mädchen, was konnte ich von ihm wollen? Und war nicht eine so weit getriebene Neugierde Frevel?

Während ich noch so mit mir selbst kämpfte, ob es nicht ehrlicher sey, ein Abenteuer aufzugeben, dessen Ende nur ein thörichtes seyn könnte, bemerkte ich, daß meine Stelle schon wieder besetzt sey. Ich schlich näher herzu, um wenigstens zu hören, wer der Glückliche sey, da ich ihn, ohne meine unbescheidene Nähe zu verrathen, nicht sehen konnte.

„Wie magst du nur so zerstreut fragen?" sagte Louise, „du selbst hast mich ja herauf geführt."

„Ich hätte dich geführt, der ich diesen Augenblick erst zu dir trete? Gestehe, du betrügst mich; wer hat dich hergeleitet?"

Mit befangener Stimme, dem Weinen nahe, beharrte sie auf dem, was sie vorhin sagte. „Du bist auch wie unser Wetter über den Alpen, so eben noch so freundlich und jetzt so kalt, so finster."

Jener stand schnell auf: „Ich bin nicht gestimmt, meine Gnädige, das Ziel Ihrer Scherze zu seyn," sagte er, „und wenn Sie sich in Räthsel vertiefen, wird meine Gesellschaft Ihnen lästig werden." Er brach auf und wollte gehen. Ich konnte die Leiden der Armen nicht mehr verlängern, trat hervor hinter der Säule, um mich als Auflösung des Räthsels zu zeigen. Aber wie ward mir! meine eigene Gestalt, mein eigenes Gesicht glaubte ich mir gegenüber zu sehen. Die überraschende Aehnlichkeit —

Vierzehntes Kapitel.

Das Intermezzo. — Die Trinker.

Ein schrecklicher Angstschrei, ein Geraſſel, wie Blitz und Donner einander folgend, unterbrach den Erzähler. Welcher Anblick! Der Jude lag ausgestreckt auf dem Boden des Saales, überschüttet mit Thee, Trümmer seines Stuhles und der feinen Meißner Tasse, die er im Sturz zerschmettert, um ihn her. Der Aerger über eine solche Unterbrechung war auf allen Gesichtern zu lesen; zürnend wandten die Damen ihr Auge von diesem Schauspiel, von den Herren machte keiner Miene, ihm beizustehen. Er selbst aber blieb Sekunden lang liegen ohne sich zu rühren, und schaute verwundert herauf.

Ich sprang auf, ihm beizustehen, ich hob ihn auf und sah mich nach einem andern Stuhl um, auf welchen ich ihn setzen könnte. Aber ein Verwandter des Hauses raunte mir in die Ohren, ich möchte machen, daß wir fortkommen, mein Hofmeister scheine sich nicht in dieser Gesellschaft zu gefallen.

Wir folgten dem Wink und nahmen unsere Hüte. Als ich mich von der gnädigen Frau beurlaubte, sagte sie mir viel Schönes und lud mich ein, sie recht oft zu sehen; meinen armen Hofmeister würdigte sie keines Blickes. Sie neigte sich so kalt als möglich und ließ ihn abziehen. Gelächter schallte uns nach, als wir den Saal verließen, und ich hatte mit meiner Inkarnation so viel menschliche Eitelkeit angezogen, daß mich dieses Lachen ungemein ärgerte.

Wie gerne hätte ich die Erzählung jenes interessanten jungen Mannes zu Ende gehört, wie viel Wichtiges und Psychologisches hätte ich von dem gardeuniformliebenden Fräulein erlauschen können; und war ich selbst nicht ganz dazu gemacht, junge Herzen an jenem Abend zu erobern? Ein junger reicher, ich darf sagen, hübscher Mann auf Reisen findet, wo er hinkommt, freundliche Augen, durch welche er so leicht in die Herzen einzieht — und dies alles hatte mir das ungeschliffene Wesen des alten Menschen verdorben. Ich hätte ihn würgen können, als wir im Wagen saßen.

„War es nicht genug," sagte ich, „daß du mit deinem scharfen Judenbart die zarte Hand der Gnädigen empfindlich bürstetest? mußtest du auch noch die Frau von Wollau durch ein unzeitiges Gelächter beleidigen? und kaum hast du es wieder gut gemacht, so bringst du aufs neue alles gegen dich auf! Was gingen dich denn die Schwabenmädel an, daß du ihre Schönheit an den Theetischen Berlins predigest? darfst du denn sogar in China einer Schönen sagen, sie habe ein Theegesicht? Und jetzt, nachdem du die spitzigen Worte der ungnädigen

Frau eingesteckt hattest, jetzt, als alles auf das erste vernünftige Thema, das diesen Abend abgehandelt wurde, lauschte, jetzt fällst du, wie der selige Hoheprieſter Eli im zweiten Kapitel Samuelis, rücklings in den Saal und zerschmetterst — nicht den eigenen hohlen Schädel, wie jener würdige jüdische Papst — nein! einen zierlich geschnitzten Fauteuil und eine Tasse von Meißner Porzellan; sage, sprich, schlechter Kamerad, wie fingst du es nur an?"

„In Eurer Stelle, Herr Satan, wäre ich nicht so arrogant gegen unser einen," antwortete er verdrießlich; „Ihr wißt, daß Euch keine Gewalt über meine Seele zusteht, denn seit anderthalb tausend Jahren kenne ich Eure Schliche und Ränke wohl. Was aber die Eli's Geschichte betrifft, so will ich Euch reinen Wein einschenken, vorausgesetzt Ihr begleitet mich in eine Auberge, denn der läpperichte Thee hier, mit dem man in China kaum die Tassen ausspülen würde, mit dem noch schlechtern Arak, haben mir ganz miserabel gemacht."

Ich ließ vor einem Restaurateur halten und führte den verunglückten Doktor Mucker hinein. Es war schon ziemlich tief in der Nacht, und nur noch wenige, aber echte Trinker in dem Wirthszimmer. Wir setzten uns an einen Tisch zu vier oder fünf solcher nächtlichen Gesellen; ich ließ für den alten Menschen Burgunder auftragen und in geläufigem Malabarisch, wovon die Trinker gewiß nichts verstanden, forderte ich ihn auf, zu erzählen.

Nachdem der ewige Jude durch etliche Schlücke sich erholt hatte, begann er:

„Ich glaube, es ist ein Theil des Fluches, der auf mir ruht, daß ich, sobald ich mich in höhere Sphären der Gesellschaft wage, lächerlich werde; ein paar Beispiele mögen dir genügen:

„Du weißt, daß ich, um mir die Langeweile des Erdenlebens zu vertreiben, zuweilen einen Liebeshandel suche, — nun verziehe dein Gesicht nur nicht so spöttisch, ich bin eine Stereotypausgabe von einem kräftigen Fünfziger und ein solcher darf sich schon noch aufs Eis wagen. Nun hatte ich einmal in einem kleinen sächsischen Städtchen eine Schöne auf dem Korn. Ich hatte schon seit einigen Tagen Zutritt in das elterliche Haus und die kleine Kokette schien mir gar nicht abgeneigt. Ich kleidete mich sorgfältiger, um ihr zu gefallen, ich scherwenzelte um sie her, wenn sie spazieren ging, kurz, ich war ein so ausgemachter Geck, als je einer über das Pflaster von Leipzig ging. In dem Städtchen gehörte es zum guten Ton, Morgens um neun Uhr an dem Haus seiner Schönen vorbeizugehen; schaute sie heraus, so wurde mit Grace der Hut gezogen und etwas weniges geseufzt.

„Dies hatte ich mir bald abgemerkt und zog nun pflichtgemäß, wenn die Glocke neun Uhr summte, an jenem Haus vorüber; und ich hatte die Freude, zu sehen, wie mein Engel jedesmal zum Fenster herausschaute und huldreich lächelte. Eines Morgens war es sehr kothig auf der Straße; ich ging also, um die weiß seidenen Strümpfe zu schonen, auf den Zehenspitzen und machte Schritte wie ein Hahn. Aber vor dem Hause meiner Schönen war der Schmutz reinlich in große Haufen

zusammengekehrt, denn der Papa war eine Art von Polizeiinspektor und mußte den Einwohnern ein gutes Beispiel geben; wie freute sich mein Herz über diese Reinlichkeit! ich konnte dort fester auftreten, ich konnte mit dem rechten Bein, wenn ich mein Kompliment machte, zierlich ausschweifen, ohne mich zu beschmutzen. Mein Engel schaute huldreich herab, freudig ziehe ich den Hut von dem schönfrisirten Toupé, schwenke ihn in einem kühnen Bogen und — o Unglück — er entwischt meiner Hand, er fährt wie ein Pfeil in den aufgeschichteten Unrath, daß nur noch die Spitze hervorsieht.

„Wie schön sagt Schiller:

Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück.

„So stand ich wie niedergedonnert an dem Unrath. Sollte ich in zierlicher Stellung mit den Fingerspitzen den Hut herausziehen? aber dann war zu befürchten, daß er ganz ruinirt sey; sollte ich völlig chapeau bas weiter ziehen, wie einer, der ohne Hut dem Galgen oder dem Tollhaus entsprungen?

„Wie ein silbernes Feuerglöckchen schlägt jetzt das lustige Lachen meiner Dulcinea an mein Ohr; brummend wie die schweren Todtenglocken, das Grabgeläute meiner Hoffnung, antworteten zehn Bässe aus dem gegenüberstehenden Kaffeehaus, Husarenlieutenants, Schreiber, Kaufleute brüllen aus den aufgerissenen Fenstern, und: hussa, Sultan, such verloren! tönt die Stimme meines furchtbarsten Rivalen, des Grafen Lobau. Eine englische

Dogge von Menschenlänge stürzt hervor, packt den verlornen Hut mit geübter Schnauze, rennt auf mich zu, stellt sich auf die Hinterbeine, tappt mit seinen Pfoten auf meine Schultern und präsentirt mir das triefende corpus delicti.

„Was ich dir hier mit vielen Worten erzähle, mein Bester, war das Werk eines Augenblicks; wie angefroren war ich dagestanden, und erst die Zudringlichkeit des höflichen Hundes gab mir meine Fassung wieder. Wieherndes jauchzendes Gelächter scholl aus dem Kaffeehause, und auch bei ihr waren alle Fenstern mit Lachern angefüllt; und als ich einen zärtlichen Blick, den letzten, hinauflaufen ließ, sah ich, wie sie das battistene Schnupftuch in den Mund schob, um nicht vor Lachen zu bersten. Da verlor ich von neuem die Fassung; wüthend ergriff ich den Hut und schlug ihn der Dogge ins Gesicht; aber die Bestie verstand keinen Spaß, sie packte mich an der zierlichen Busenstreife, ich ließ ihr diese Spolien und machte mich eilends davon, durch Dick und Dünn galoppirend, aber die Bestie folgte und andere Hunde und Gassenjungen stürzten nach, und die schreckliche Jagd nahm erst ein Ende, als ich athemlos in das Portal meines Gasthofes stürzte.

„Daß es mit meiner Liebe aus war, kannst du denken, besonders da ich nachher erfuhr, die Kokette habe alle ihre Anbeter um diese Stunde ins Kaffeehaus bestellt, um meine tägliche Fensterparade zu bewundern!“

Ich bedauerte den Armen von Herzen, er aber griff ruhig nach seinem Glas, trank und fuhr dann fort:

„Kann dich versichern, so hundsvöttisch ging es mir von jeher, besonders aber in der neuen aufgeklärten Zeit, wo man so ungemein viel auf das Schickliche hält und verzweifeln möchte, wenn der vortreffliche Reifrock der Etiquette ein wenig unsanft berührt wird. Darum ist es mir bei einem Gastmahl immer höllenangst. Wird fette Sauce umhergegeben, so sehe ich schon im Geiste, daß ich damit zittern und sie verschütten werde; kömmt dann der Bettel an mich, so bricht mir der Angstschweiß aus, die Saucière klappert in meiner zitternden Hand fürchterlich, sie schwankt, ich fahre mit der andern Hand darnach und — richtig, meine freundliche Nachbarin hat die ganze Bescheerung auf dem neuen drap d'or oder genuesischen Sammtkleid, daß alles im schönsten Fett schwimmt. Habe ich aber endlich eine solche Fegefeuertour durchgemacht, ohne Sauce zu verschütten, ohne ein Glas umzuwerfen, ohne einen Löffel fallen zu lassen, ohne dem Schooßhund auf den Schwanz zu treten, ohne der Tochter des Hauses die größten Sottisen zu sagen, wenn ich höflich und pikant seyn will, so faßt mich irgend ein Unheil noch zum Schluß, daß ich mit Schande abziehe wie heute."

„Nun," fragte ich, „und was warf dich denn heute mitten ins Zimmer?"

„Als der langweilige Mensch seine Erzählung anhub, wie er ein paar Pfaffen habe singen hören, und wie er einem hübschen Mädchen nachgelaufen sey — was man überall thun kann, ohne gerade in Rom zu seyn — da übermannte mich die Langeweile, die eines meiner Hauptübel ist, und so setzte ich, um mich zu

unterhalten, meinen Stuhl rückwärts in Bewegung und schaukelte mich ganz angenehm; auf einmal, ehe ich mich dessen versah, schlug der Stuhl mit mir rückwärts über und ich lag" —

„Das habe ich leider gesehen, wie du lagst," sagte ich; „aber wie kann man nur in honnetter Gesellschaft so ganz alle gute Sitte vergessen und mit dem Stuhl schaukeln?"

„Sey jetzt ruhig und bringe mich nicht auf mit der verdammten Geschichte; ich habe heute Abend kein Glück gemacht, das ist alles. **Bibamus, diabole!**" sagte der alte Mensch, indem er selbst mit tüchtigem Beispiel voranging und dann schmunzelnd auf das dunkelrothe Glas wies: „der ist koscher, Herr Bruder! guter Burgunder, echter Chambertin und wenigstens zwanzig Jahre alt. Du magst mich jetzt auslachen oder nicht, aber ein gutes altes Weinchen vom Südstamme ist noch immer meine Leidenschaft, und ich behaupte, die Welt sieht jetzt nur darum so schlecht aus, weil so viel Thee, Branntwein und Bier, aber desto weniger Wein getrunken wird."

„Du könntest Recht haben, Jude!"

„Wie stattlich," fuhr er im Eifer fort, „wie stattlich nahmen sich sonst die Wirthshäuser aus; breite gedrungene kräftige Gestalten, den dreispitzigen Hut ein wenig auf die Seite gesetzt, rothe Gesichter, feurige Augen, ins bläuliche spielende Nasen, honnette Bäuche — so traten sie, das hohe mit Gold beschlagene Meerrohr in der Faust, feierlich grüßend ins Zimmer; wenn der Hut am Nagel hing, der Stock in die Ecke gestellt war, schritt

der Gast dem wohlbekannten Plätzchen zu, das er seit Jahren sich zu eigen gemacht hatte, und das oft nach ihm getauft war; der Wirth stellte mit einem „Wohl bekomm's" die Weinkanne vor den ehrsamen Trinker, die gewöhnlichen Bechernachbarn fanden sich zur bestimmten Stunde ein, man trank viel, man schwatzte wenig und zog zur bestimmten Stunde wieder heim; so war es in den guten alten Zeiten, wie die Menschen sagen, die nach Jahren rechnen, so war es und nur der Tod machte darin eine Aenderung. Jetzt hängen sie alles an den Putz, machen Staat wie die Fürsten und sitzen den Wirthen um zwei Groschen die Bänke ab. Luftiges unstätes Gesindel, fährt in den Wirthshäusern umher; man weiß nie mehr, neben wen man zu sitzen kömmt, und das heißen die Leute Kosmopolitismus. Höchstens trifft man ein paar alte weingrüne Gesichter von der echten Sorte, aber dies Geschlecht ist beinahe ausgestorben!"

„Schau nur dorthin," fiel ich ihm ein, „du Prediger in der Wüste, dort sitzen ein Paar echte; sieh nur das kleine Männlein dort im braunen Röckchen, wie es so feurig die rothen Augen über die Flasche hinrollen läßt; er scheint mir ein rechter Kenner, denn er trinkt den Niernsteiner Kirchhofwein, den er vor sich hat, in ganz kleinen Zügen und zerdrückt ihn ordentlich auf der Zunge, ehe er schluckt. Und dort der große dicke Mann mit der rothen Nase, ist er nicht eine Figur aus der alten Zeit? nimmt er nicht das Glas in die ganze Faust, statt wie die Heutigen den kleinen und den Goldfinger zierlich auszustrecken? Ist er nicht schon an der

vierten Flasche, seit wir hier sind, und hast du nicht bemerkt, wie er immer die Pfropfen in die Tasche steckt, um nachher zu zählen, wie viele Flaschen er getrunken?"

„Wahrhaftig, diese sind echte!" rief der begeisterte Jude, „ich bin jung gewesen und alt geworden, aber solcher gibt es nicht viele, laß uns zu ihnen uns setzen, mi fratercule!"

Wir hatten nicht fehl gerathen; jene Trinker waren von der echten Sorte, denn schon seit zwanzig Jahren kommen sie alle Abende in das nämliche Wirthshaus. Man kann sich denken, wie gerne wir uns an sie anschlossen; ich, weil ich solche Käuze liebe und aufsuche, der ewige Jude aber, weil der Kontrast zwischen dem eleganten Thee und diesen Trinkern in seinen Augen sehr zu Gunsten der letzteren ausfiel; er wurde so kordial, daß er zu vergessen schien, daß er mit ihren Urvätern schon getrunken habe, daß er vielleicht mit ihren späten Enkeln wieder trinken werde.

Die alten Gesellen mochten jetzt ihre Ladung haben, denn sie wurden freundlich und fingen an, zuerst leise vor sich hin zu brummen, dann gestaltete sich dieses Brummen zu einer Melodie, und endlich sangen sie mit heiserer Weinkehle ihre gewohnten Lieder. Auch den alten Menschen faßte diese Lust. Er dudelte die Melodien mit, und als sie geendet hatten, fing auch er sein Lied an. Er sang:

Wer seines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groschen lustig macht,

Der findet in uns seine Leute,
Der sey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn wie uns der Gott der Freude
In seine sanften Arme schließt.

Wenn von dem Tanze sanft gewieget,
Von Flötentönen süß berauscht,
Fein Liebchen sich im Arme schmieget
Und Blick um Liebesblick sich tauscht;
Da haben wir im Flug genossen
Und schnell den Augenblick erhascht,
Und Herz am Herzen festgeschlossen
Der Lippen süßen Gruß genascht.

Den Wein kannst du mit Gold bezahlen,
Doch ist sein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in seine Strahlen,
In seine Geistergluth dich taucht;
Uns, die wir seine Hymnen singen,
Uns leuchtet seine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unser Geist zum Geist empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Gesang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns herniederschwebt!
Sie tauchen auf — sie schweben nieder,
Im Vollton rauschet der Gesang,
Und lieblich hallt in unsre Lieder
Der vollen Gläser Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

Ob dies des ewigen Juden eigene Poesie war, kann ich nicht bestimmt sagen, doch ließ er mich zu Zeiten merken, daß er auch etwas Poet sey; die zwei alten Weingeister aber waren ganz erfüllt und erbaut davon; sie drückten dem alten Menschen die Hand und geberdeten sich, als hätte er ihnen die ewige Seligkeit verkündigt.

Es schlug auf den Uhren drei Viertel vor zwölf Uhr. Der ewige Jude sah mich an und brach auf, ich folgte. Rührend war der Abschied zwischen uns und den Trinkern, und noch auf der Straße hörten wir ihre heiseren Stimmen in wunderlichen Tönen singen:

Und wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

Satans Besuch

bei

Herrn von Goethe,

nebst

einigen einleitenden Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern
Und hüte mich mit ihm zu brechen;
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.
Goethe.

Fünfzehntes Kapitel.

Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Die Idee eines Teufels ist so alt als die Welt und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und bösen Geister, — natürlich weil die Menschen selbst von Anfang an gesündigt haben und nach ihrem gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böse, das sie sahen, einem Geiste zuschrieben, dessen Geschäft es sey, überall Unheil

anzurichten. So würde ich ungefähr sprechen, wenn ich es bis zum Professor der Philosophie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels mich breitmachen müßte.

In meiner Stellung aber lache ich über solche Demonstrationen, die gewöhnlich darauf auslaufen, daß man mich mit zehnerlei Gründen hinweg zu disputiren sucht; ich lache darüber und behaupte, die Menschen, so dumm sie hie und da seyn mögen, merken doch bald, wenn es nicht ganz geheuer um sie her ist, und mögen sie mich nun Ariman oder das böse Princip, Satan oder Herr Urian nennen, sie kennen mich in allen Völkern und Sprachen. Es ist doch eine schöne Sache um das dicter hic est, darum behagt mir auch die deutsche Literatur so sehr. Haben sich nicht die größten Geister dieser Nation bemüht, mich zu verherrlichen, und wenn ich's nicht schon wäre, mich ewig zu machen?

In meiner dissertatio de rebus diabolicis sage ich unter anderm hierüber Folgendes: „§. 8. Die Idee, das moralische Verderben in einer Person darzustellen, mußte sich daher den Dichtern bald aufdrängen; diese waren, wie es in Deutschland meistens der Fall war, philosophisch gebildet, doch war ihre Philosophie wie ihre Moral von jener breiten dicken Sorte, die nicht mit Leichtigkeit über Gegenstände hinzugleiten weiß, daher kam es, daß auch die Gebilde ihrer Phantasie jenes philosophische Blei an den Füßen trugen, das sie nicht mit Gewandtheit auftreten ließ; sie stolperten auf die Bühne und von der

Bühne, machten sich breit in Philosophemen, die der Zehnte nicht sogleich verstand, und drehten und wandten sich, als sollten sie auf einer engen Brücke ohne Geländer in Reifröcken einander ausweichen.

„Daher kam es, daß auch die Teufel dieser Poeten gänzlich verzeichnet waren. Betrachten wir z. B. Klingers Satan. Wie vielen Bombast hat dieser arme Teufel zuerst in der Hölle und dann auf der Erde herzuleiern!

„Klingemanns Teufel! glaubt man nicht, er habe ihn nur geschwind aus dem Puppenspiel von der Straße geholt, ihm die Glieder ausgereckt, bis er die rechte Größe hatte, und ihn dann in die Scene gesetzt? man begreift nicht, wie ein Mensch sich von einem solchen Ungethüm sollte verführen lassen.

„Es gibt noch mehrere solcher literarischen Ungethüme, die hier aufzuführen der Raum nicht erlaubt. Sie alle haben mir von jeher viel Spaß gemacht, und ich kam mir oft vor, wie der Policinello des italienischen Lustspiels; ich war bei diesen Leuten eine stehende Figur, die; wenn auch etwas anders aufgeputzt, doch immer wieder die Hörner ausstreckte, und unter welche man zu besserer Kenntniß ein ecce homo, sehet das ist der Teufel, schrieb."

Doch auch dem Teufel muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, sagt ein Sprüchwort, folglich muß der Teufel zur revanche auch wieder gerecht seyn. „Ein jeder gibt, wie er's kann," fuhr ich in der Dissertation fort, „und wie sich in jenen Poeten das moralische Verderben bei jedem wieder in andern Reflexen abspiegelte,

so gaben sie auch ihre Teufel. Daher kommt es, daß Herr Urian bei Klopstock wieder bei weitem anders aussieht.

„Jener Abbadonna ist ein gefallener Engel, dem das hölliſche Feuer die Flügel versengte, der sich aber auch jetzt noch nobel und würdig ausnehmen soll. Aber leider ist dieser Zweck doch ein wenig verfehlt, mir wenigstens kömmt dieser Klopstockiſche Gott-sey-bei-uns vor, wie ein Elegant, der wegen Unarten aus den Salons verwiesen, sich in den Tabagien und spießbürgerlichen Clubbs nicht recht zu finden weiß und darum unanständig jammert."

So ungefähr sprach ich mich in jener gelehrten Dissertation aus, und ich gebe noch heute zu, daß die Auffassung wie jeder Idee, so auch der des Teufels, sich nach den individuellen Ansichten des Dichters über das Böse richten muß; dies alles aber entschuldiget keineswegs jenen berühmten Mann, der, kraft seines umfassenden Genies, nicht den engen Grenzen seines Vaterlandes oder der Spanne Zeit, in welcher er lebt, sondern der Erde und künftigen Jahrhunderten angehören könnte, es entschuldigt ihn nicht darin, daß er einen so schlechten Teufel zur Welt gebracht hat.

Der Goethiſche Mephistopheles ist eigentlich nichts anders, als jener gehörnte und geschwänzte Popanz des Volkes. Den Schweif hat er aufgerollt und in die Hosen gesteckt, für die Bocksfüße hat er elegante Stiefeln angezogen, die Hörner hat er unter dem Barrett verborgen — siehe da den Teufel des großen Dichters! Man wird mir einwenden, das gerade ist ja die große

Kunst des Mannes, daß er tausend Fäden zu spinnen weiß, durch die er seine kühnen Gedanken, seine hohen überschwenglichen Ideen an das Volksleben, an die Volkspoesie knüpft. — Halt Freund! ist es eines Mannes, der, wie sie sagen, so hoch über seinem Gegenstand steht, und sich nie von ihm beherrschen läßt, ist es eines solchen Dichters würdig, daß er sich in diese Fesseln der Popularität schmiegt? sollte nicht der königliche Adler dieses Volk bei seinem populären Schopf fassen und mit sich in seine Sonnenhöhe tragen?

Verzeihe, Wertheſter, erhalte ich zur Antwort, du vergissest, daß unter diesem Volke mancher eine Perrücke trägt; würde ein solcher nicht in Gefahr seyn, daß ihm der Zopf breche und er aus halber Höhe wieder zur Erde stürzte? Siehe! der Meister hat dies besser bedacht; er hat aus jenen tausend Fäden, von welchen ich dir sagte, eine Strickleiter geflochten, auf welcher seine Jünger säuberlich und ohne Gefahr zu ihm hinaufklimmen. Der Meister aber setzet sie zu sich in seine Arche, gleich Noah schwebt er mit ihnen über der Sündfluth jetziger Zeit und schaut ruhig wie ein Gott in den Regen hinaus, der aus den Federn der kleinen Poeten strömt.

Ein wässeriges Bild! entgegne ich, und zugleich eine Sottise; befand sich denn in jener Arche nicht mehr Vieh als Menschen? und will der Meister warten, bis die Fluth sich verlaufen und dann seine Stierlein und Eselein, seine Pfauen und Kameele, Paar um Paar auf die Erde spazieren lassen?

Will er vielleicht, wie jener Patriarch, die Erfindung des Weines sich zuschreiben, sich ein Patent darüber

ausstellen lassen und über seine Schenke schreiben: hier allein ist Echter zu haben, wie Maria Farina auf sein kölnisches Wasser, so für alle Schäden gut ist?

Aber, um wieder auf den Mephistopheles zu kommen; gerade dadurch, daß er einen so überaus populären und gemeinen Teufel gab, hat Goethe offenbar nichts für die Würde seines schönsten Gedichtes gewonnen. Er wird zwar viele Leser herbeiziehen, dieser Mephisto, viele Tausende werden ausrufen: „wie herrlich! das ist der Teufel, wie er leibt und lebt.“ Um die übrigen Schönheiten des Gedichtes bekümmern sie sich wenig, sie sind vergnügt, daß es endlich einmal eine Figur in der Literatur gibt, die ihrer Sphäre angemessen ist.

Aber erkennst du denn nicht, wird man mir sagen, erkennst du nicht die herrliche tiefe Ironie, die gerade in diesem Mephistopheles liegt?

Ironie? und welche? ich sehe nichts in diesem meinem Konterfei, als den gemeinen Ritter von dem Pferdefuß, wie er in jeder Spinnstube beschrieben wird. Man erlaube mir, dieses Bild noch näher zu beleuchten. Ich werde nämlich vorgestellt als ein Geist, der beschworen werden kann, der sich nach magischen Gesetzen richten muß:

Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle —

und dieser Schwelle Zauber zu zerspalten,

Bedarf ich eines Rattenzahns,

daher befiehlt:

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse —

in einer Zauberformel ſeinem dienſtbaren Ungeziefer, die Kante, welche ihn bannte, zu benagen. Auch kann ich nicht in das Studierzimmer treten, ohne daß der Doktor Fauſt dreimal „herein!“ ruft. In andere Zimmer, wie z. B. bei Frau Martha und in Gretchens Stübchen trete ich ohne dieſe Erlaubniß. Doch den Schlüſſel zu dieſen ſonderbaren Zumuthungen finden wir vielleicht in dem Vers:

Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei auch etwas denken laſſen!

Doch weiter.

Ich ſtehe auf einem ganz beſondern Fuß mit den Hexen. Die in der Hexenküche hätte mich gewiß liebevoller empfangen, aber ſie ſah keinen Pferdefuß, und um mich bei ihr durch mein Wappen zu legitimiren, mache ich eine unanſtändige Geberde.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehen,
Das iſt die Art mit Hexen umzugehen.

Auf dem Brocken in der Walpurgisnacht bin ich noch viel beſſer bekannt. Das Gehen behagt mir nicht, ich ſage daher zum Doktor:

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.

Auch hier

Zeichnet mich kein Kniehand aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.

Um unter dieſem gemeinen Gelichter mich recht zu zeigen, tanze ich mit einer alten Hexe und unterhalte mich mit ihr in Zoten, die man nur durch Gedankenſtriche

Der hatt' ein — — — — —
So — es war, gefiel mir's doch

anzudeuten wagt.

Ich bin selbst in Fausts Augen ein widerwärtiger hämischer Geselle, der

— — kalt und frech
Ihn vor sich selbst erniedrigt. —

Ich bin ohne Zweifel von häßlicher unangenehmer Gestalt und Gesicht, was man mit mildem Ausdruck markirt, intriguant und im gemeinen Leben einen abgefeimten Spitzbuben zu nennen pflegt.

Daher sagt Gretchen von mir:

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt.
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben
Als des Menschen widrig Gesicht. —
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich hab' vor dem Menschen ein heimlich Grauen.
— Kommt er einmal zur Thür herein
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt. —
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben ꝛc.

Daher sage ich auch nachher:

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich,
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.

Soll dies bei Gretchen Ahnung seyn? Ist sie befangen in der Nähe eines Wesens, das, wie man sagt, ihren Gott verleugnet? Ist es etwa ein unangenehmer Geruch,

eine schwüle Luft, die ihr meine Nähe ängstlich macht? Ist es kindlicher Sinn, der den Teufel früher ahnet, als der schon gefallene Mensch, wie Hunde und Pferde vor nächtlichem Spuk scheuen, wenn sie ihn auch nicht sehen? Nein — es ist nur allein mein Gesicht, mein Mäskchen, mein lauernder Blick, mein höhnisches Lächeln, das sie ängstlich macht, so ängstlich, daß sie sagt:

— wo er nur mag zu uns treten,
mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr —

Wozu nun dies? warum soll der Teufel ein Gesicht schneiden, das jedermann Mißtrauen einflößt, das zurückschreckt, statt daß die Sünde, nach den gewöhnlichsten Begriffen, sich lockend, reizend sehen läßt?

Wer hat nicht die herrlichen Umrisse über Goethe's Faust von dem genialen Retzsch gesehen! Gewiß, selbst der Teufel muß an einem solchen Kunstwerk Freude haben. Ein paar Striche, ein paar Pünktchen bilden das liebliche sinnige Gesicht des kindlichen keuschen Gretchens, Faust, in der vollendeten Blüthe des Mannes, steht neben ihr, welche Würde noch in dem gefallenen Göttersohn!

Aber der Maler folgt der Idee des Dichters, und siehe, ein Scheusal in Menschengestalt steht neben jenen lieblichen Bildern. Die unangenehmen Formen des dürren Körpers, das ausgedörrte Gesicht, die häßliche Nase, die tiefliegenden Augen, die verzerrten Mundwinkel — hinweg von diesem Bild, das mich schon so oft geärgert hat.*

* Man erlaube mir hier eine kleine Anmerkung: wenn ich nicht irre, so ertappt man hier den Satan auf einer größern Eitelkeit, als man ihm fast zutrauen sollte; gern hat ihn

Und warum dieſe häßliche Geſtalt? frage ich noch einmal. Darum, antworte ich, weil Goethe, der ſo hoch über ſeinem Werk ſchwebende Dichter, ſeinen Satan anthropomorphiſirt; um den gefallenen Engel würdig genug darzuſtellen, kleidet er ihn in die Geſtalt eines tief gefallenen Menſchen. Die Sünde hat ſeinen Körper häßlich, mager, unangenehm gemacht. In ſeinem Geſicht haben alle Leidenſchaften gewühlt und es zur Fratze entſtellt; aus dem hohlen Auge ſprüht die grünliche Flamme des Neides, der Gier; der Mund iſt widrig, hämiſch wie der eines Elenden, der alles Schöne der Erde ſchon gekoſtet hat und jetzt aus Ueberſättigung den Mund darüber rümpft; der Unſchuld iſt es nicht wohl in ſeiner befleckenden Nähe, weil ihr vor dieſen Zügen ſchaudert.

So hat der Dichter, weil er einen ſchlechten Menſchen vor Augen hatte, einen ſchlechten Teufel gemalt.

Oder ſteht etwa in der Mythologie des Herrn von Goethe, der Teufel könne nun einmal nicht anders ausſehen, er könne ſein Geſicht, ſeine Geſtalt nicht verwandeln? Nein, man leſe:

> Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
> Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;

---

nichts anders gegen jenen verehrten Dichter aufgebracht, als daß er ihn mit etwas lebhaften Farben als häßlich darſtellt; dieſe Bemerkung wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn man ſich erinnert, daß er oben in dem zweiten Abſchnitt ſelbſt geſteht, daß durch ſeine Inkarnation einige Eitelkeit in ihn gefahren ſey; Meiſter Urian gibt ſich übrigens durch den übertriebenen Eifer, mit welchem er ſeine Mißgeſtalt rügt, eine Blöße, die ihm nicht hätte beigehen ſollen.

Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen,
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
— — — — — — — — —
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut.
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere;

Und an einem andern Ort läßt er mich mein Geſicht ein „Mäskchen“ nennen; folglich kann er ſich eine Maske geben, kann ſich verwandeln; aber, wie geſagt, der Dichter hat ſich begnügt, das nordiſche Phantom dennoch beizubehalten, nur daß er mich von „Hörnern, Schweif und Klauen“ diſpenſirt.

Dies iſt das Bild des Mephiſtopheles, dies iſt Goethe's Teufel, jenes nordiſche Phantom ſoll mich vorſtellen; darf nun ein vom Dichter ſo hochgeſtellter Menſch durch eine ſo niedrige Kreatur, die ſich ſchon durch ihre Maske verdächtig macht, ins Verderben geführt werden? Darf jener große Geiſt, der noch in ſeinem Falle die übrigen hoch überragt, darf er durch einen gewöhnlichen „Bruder Liederlich,“ als welchen ſich Mephiſto ausweist, herabgezogen werden? Und — muß nicht dieſe Maske der Würde jener Tragödie Eintrag thun?

Doch ich ſchweige, an geſchehenen Dingen iſt nichts zu ändern, und meine verehrte Großmutter würde über dieſen Gegenſtand zu mir ſagen: „Söhnchen! diabole! bedenke, daß ein großer Dichter ein großes Publikum haben, und um ein großes Publikum zu bekommen, ſo populär als möglich ſeyn muß.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Besuch.

Bei diesem Allem bleibt Faust ein erhabenes Gedicht, und Goethe einer der ersten Geister seiner Zeit, und man darf sich daher nicht wundern, daß ich ein großes Verlangen in mir fühlte, diesen Mann einmal zu sehen. Ich hätte ihm einen unerwarteten Besuch machen können, ja wenn ich oft recht ärgerlich über mein Zerrbild war, stand ich auf dem Sprung, ihm einmal im Kostüm des Mephistopheles nächtlicher Weile zu erscheinen und ihm einigen Schrecken in die Glieder zu jagen; aber eine gewisse Gutmüthigkeit, die man zuweilen an mir gefunden hat, hielt mich immer wieder ab, dem alten Mann eine schlaflose Nacht zu machen.

Ich entschloß mich daher, als **Doctor legens**, ein ehrsamer Titel auf Reisen, ihn zu besuchen, und als solcher kam ich in Weimar an. Es ist mit berühmten Leuten wie mit einem fremden Thiere; kömmt ein ehrlicher Pächter mit seiner Familie in die Stadt auf den Jahrmarkt, so ist sein Erstes, daß er in der Schenke den Hausknecht fragt: „wann kann man den Löwen sehen, Bursche?“ „Mein Herr,“ antwortet der Gefragte, „die Affen und der Seehund sind den ganzen Tag zu haben, der Löwe aber ist am besten aufgelegt, wenn er das Futter im Leib hat, daher rathe ich um jene Zeit hinzugehen.“

Gerade so erging es mir in Weimar; ich fuhr von Jena aus mit einem jungen Amerikaner hinüber. Auch in sein Vaterland war des Dichters Ruhm schon längst

gedrungen, und er machte auf der großen Tour durch Europa dem berühmten Mann zu Ehren schon einen Umweg von zwanzig Meilen. In dem Gasthof, wo wir abgestiegen waren, fragten wir sogleich, um welche Zeit wir bei Herrn von Goethe vorkommen könnten? Wir waren in Reisekleidern, die besonders bei meinem Gefährten etwas unscheinbar geworden waren; der Wirth musterte uns daher mit mißtrauischen Blicken und fragte, ehe er noch unsere Frage beantwortete, ob wir auch Fräcke bei uns hätten?

Wir waren glücklicherweise beide damit versehen, und unser Wirth versprach, uns sogleich anmelden zu lassen. „Sie werden wahrscheinlich nach dem Diner, um fünf Uhr angenommen werden; um diese Zeit sind Seine Excellenz am besten zu sprechen. Zweifle auch gar nicht, daß Sie angenommen werden, denn wenn man, wie der Herr hier, eigens deßwegen aus Amerika nach Weimar kömmt, wäre es doch unbarmherzig, einen ungesehen wieder fortzuschicken."

Dieser Patriotismus ging doch wahrhaftig sehr weit; doch wir ließen den guten Mann auf dem Glauben, der junge Philadelphier komme recta nach Weimar, und gehe von da wieder heim; übrigens hatte er richtig prophezeit: Doctor legens Supfer, wie ich mich nannte, und Forthill aus Amerika waren auf fünf Uhr bestellt.

Endlich schlug die Stunde, wir machten uns auf den Weg. Der Dichter wohnt sehr schön. Eine sanfte geschmackvolle, mit Statuen dekorirte Treppe führt zu ihm; eine tiefe geheimnißvolle Stille lag auf dem Hausgang, den wir betraten; schweigend führte uns der

Diener in das Besuchzimmer. Behagliche Eleganz, Zierlichkeit und Feinheit, verbunden mit Würde, zeichneten dieses Zimmer aus. Mein junger Gefährte betrachtete staunend diese Wände, diese Bilder, diese Meubles. So hatte er sich wohl das Stübchen des Dichters nicht vorgestellt. Mit der Bewunderung dieser Umgebungen schien auch die Angst vor der Größe des Erwarteten zu steigen. Alle Nüancen von Roth wechselten auf seinem angenehmen Gesicht; sein Herz pochte hörbar, sein Auge war starr an die Thüre geheftet, durch welche der Gefeierte eintreten mußte.

Ich hatte indeß Muße genug, über den großen Mann nachzudenken. Wie viel weiter, sagte ich mir, wie unendlich weiter helfen dem Sterblichen Gaben des Geistes als der zufällige Glanz der Geburt.

Der Sohn eines unscheinbaren Bürgers von Frankfurt hat hier die höchste Stufe erreicht, die dem Menschen nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge offen steht. Es hat schon mancher diese Stufe erstiegen. Geschäftsmänner vom Fach haben vom bescheidenen Plätzchen an der Thüre alle Sitze ihrer Kollegien durchlaufen, bis endlich der Stuhl, der zunächst am Throne steht, sie in seine Arme aufnahm. Mancher hat sich auf dem Schlachtfeld das Portefeuille erkämpft. Goethe hat sich seine eigene Bahn gebrochen, auf welcher ihm noch keiner voranging, noch keiner gefolgt ist; er hat bewiesen, daß der Mensch kann, was er will; denn man sage mir nichts von einem das All umfassenden Genie, von einem Geist, der sein Zeitalter gebildet, es stufenweise zu dem Höheren geführt habe — das Zeitalter hat ihn gebildet.

Ich kann mir noch wohl denken, welch heilloſes Leben Werther in das liebe Deutſchland brachte. Die Lotten ſchienen wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden zu wachſen; die Zahl der Werther war Legion. Aber was war hierin Goethe's Verdienſt? Hatte es wirklich nur daran gefehlt, daß er das Hörnchen an den Mund ſetzte, und bei dem erſten Ton, den er angab, mußte Pfaffe und Laie, Nönnchen und Dämchen in wunderlichen Capriolen ihren Sanct-Veits-Tanz beginnen? Wie heißt dieſes große ſchöpferiſche Geheimniß? Alles zu rechter Zeit. Der Siegwart hatte die harten Herzen aufgethaut und ſie für allen möglichen Jammer, für Mondſchein und Gräber empfänglich gemacht, da kommt Goethe.

Die Thüre ging auf, — er kam.

Dreimal bückten wir uns tief — und wagten es dann, an ihm hinaufzublinzeln. Ein ſchöner ſtattlicher Greis! Augen ſo klar und helle, wie die eines Jünglings, die Stirne voll Hoheit, der Mund voll Würde und Anmuth; er war angethan mit einem feinen ſchwarzen Kleid, und auf ſeiner Bruſt glänzte ein ſchöner Stern. — Doch er ließ uns nicht lange Zeit zu ſolchen Betrachtungen; mit der feinen Wendung eines Weltmannes, der täglich ſo viele Bewunderer bei ſich ſieht, lud er uns zum Sitzen ein.

Was war ich doch für ein Eſel geweſen, in dieſer ſo gewöhnlichen Maske zu ihm zu gehen. Doctores legentes mochte er ſchon viele hunderte geſehen haben. Amerikaner, die, wie unſer Wirth meinte, ihm zu lieb auf die See gingen, gewiß wenige; daher kam es auch,

daß er sich meist mit meinem Gefährten unterhielt. Hätte ich mich doch für einen gelehrten Irokesen oder einen schönen Geist vom Missisippi ausgegeben. Hätte ich ihm nicht Wunderdinge erzählen können, wie sein Ruhm bis jenseits des Ohio gedrungen, wie man in den Cavannen von Louisiana über ihn und seinen Wilhelm Meister sich unterhalte? — So wurden mir einige unbedeutende Floskeln zu Theil und mein glücklicherer Gefährte durfte den großen Mann unterhalten.

Wie falsch sind aber oft die Begriffe, die man sich von der Unterhaltung mit einem großen Manne macht! Ist er als witziger Kopf bekannt, so wähnt man, wenn man ihn zum ersten Mal besucht, einer Art von Electrisirmaschine zu nahen. Man schmeichelt ihm, man glaubt, er müsse dann Witzfunken von sich strahlen, wie die schwarzen Katzen, wenn man ihnen bei Nacht den Rücken streichelt; ist er ein Romandichter, so spitzt man sich auf eine interessante Novelle, die der Berühmte zur Unterhaltung nur geschwind aus dem Aermel schütteln werde; ist er gar ein Dramatiker, so theilt er uns vielleicht freundschaftlich den Plan zu einem neuen Trauerspiel mit, den wir dann ganz warm unsern Bekannten wieder vorsetzen können. Ist er nun gar ein umfassender Kopf wie Goethe, einer der, so zu sagen, in allen Sätteln gerecht ist — wie interessant, wie belehrend muß die Unterhaltung werden; wie sehr muß man sich aber auch zusammen nehmen, um ihm zu genügen.

Der Amerikaner dachte auch so, ehe er neben Goethe saß; sein Ich fuhr, wie das des guten Walt, als er zum

Flitte kam,* ängstlich oben in allen vier Gehirnkammern und darauf unten in beiden Herzkammern wie eine Maus umher, um darin ein schmackhaftes Ideenkörnchen aufzutreiben, daß er ihm zutragen und vorlegen könnte zum Imbiß. Er blickte angstvoll auf die Lippen des Dichters, damit ihm kein Wörtchen entfalle, wie der Kandidat auf den strengen Examinator; er knickte seinen Hut zusammen und zerpflückte einen glacirten Handschuh in kleine Stücke. Aber welcher Centnerstein mochte ihm vom Herz fallen, als der Dichter aus seinen Höhen zu ihm herabstieg und mit ihm sprach, wie Hans und Kunz in der Kneipe. Er sprach nämlich mit ihm vom guten Wetter in Amerika, und indem er über das Verhältniß der Winde zu der Luft, der Dünste des wasserreichen Amerika zu denen in unserem alten Europa sich verbreitete, zeigte er uns, daß das All der Wissenschaft in ihm aufgegangen sey, denn er war nicht nur lyrischer und epischer Dichter, Romanist und Novellist, Lustspiel- und Trauerspieldichter, Biograph (sein eigener) und Uebersetzer — nein, er war auch sogar Meteorolog!

Wer darf sich rühmen, so tief in das geheimnißvolle Reich des Wissens eingedrungen zu seyn? Wer kann von sich sagen, daß er mit jedem seine Sprache, d. h. nicht seinen vaterländischen Dialekt, sondern das, was ihm gerade geläufig und werth seyn mochte, sprechen könne. Ich glaube, wenn ich mich als reisender Koch bei ihm aufgeführt hätte, er hätte sich mit mir in gelehrte Discussionen über die geheimnißvolle Composition einer

* Jean Paul's Flegeljahre.

Gänseleberpastete eingelassen, oder nach einer Sekundenuhr berechnet, wie lange man ein Beefsteak auf jeder Seite schmoren müsse.

Also über das schöne Wetter in Amerika sprachen wir, und siehe — das Armesündergesicht des Amerikaners hellte sich auf, die Schleußen seiner Beredsamkeit öffneten sich — er beschrieb den feinen weichen Regen von Canada, er ließ die Frühlingsstürme von New-York brausen und pries die Regenschirmfabrik in der Franklinstraße zu Philadelphia. Es war mir am Ende, als wäre ich gar nicht bei Goethe, sondern in einem Wirthshaus unter guten alten Gesellen, und es würde bei einer Flasche Bier über das Wetter gesprochen, so menschlich, so kordial war unser Discurs; aber das ist gerade das große Geheimniß der Conversation, daß man sich angewöhnt — nicht gut zu sprechen, sondern gut zu hören. Wenn man dem weniger Gebildeten Zeit und Raum gibt zu sprechen, wenn man dabei ein Gesicht macht, als lausche man aufmerksam auf seine Honigworte, so wird er nachher mit Enthusiasmus verkünden, daß man sich bei dem und dem köstlich unterhalte.

Dies wußte der vielerfahrene Dichter, und statt uns von seinem Reichthum ein Scherflein abzugeben, zog er es vor, mit uns Witterungsbeobachtungen anzustellen.

Nachdem wir ihn hinlänglich ennuyirt haben mochten, gab er das Zeichen zum Aufstehen, die Stühle wurden gerückt, die Hüte genommen, und wir schickten uns an, unsere Abschiedskomplimente zu machen. Der gute Mann ahnete nicht, daß er den Teufel citire, als

er großmüthig wünschte, mich auch ferner bei sich zu sehen, ich sagte ihm zu und werde es zu seiner Zeit schon noch halten, denn wahrhaftig, ich habe seinen Mephistopheles noch nicht hinuntergeschluckt. Noch einen — zwei Bücklinge, wir gingen. —

Stumm und noch ganz stupid vor Bewunderung folgte mir der Amerikaner nach dem Gasthof; die Röthe des lebhaften Discurses lag noch auf seiner Wange, zuweilen schlich ein beifälliges Lächeln um seinen Mund, er schien höchst zufrieden mit dem Besuch.

Auf unserem Zimmer angekommen, warf er sich heroisch auf einen Stuhl und ließ zwei Flaschen Champagner auftragen. Der Kork fuhr mit einem Freudenschuß an die Decke, der Amerikaner füllte zwei Gläser, bot mir das eine und stieß an auf das Wohlseyn jenes großen Dichters.

„Ist es nicht etwas Erfreuliches," sagte er, „zu finden, so hoch erhabene Männer seyen wie unsereiner? War mir doch angst und bange vor einem Genie, das dreißig Bände geschrieben; ich darf gestehen, bei dem Sturm, der uns auf offener See erfaßte, war mir nicht so bange, und wie herablassend war er, wie vernünftig hat er mit uns discurirt, welche Freude hatte er an mir, weil ich aus dem neuen Lande kam!" Er schenkte sich dabei fleißig ein und trank auf seine und des Dichters Gesundheit, und von der erlebten Gnade und vom Schaumwein benebelt, sank er endlich mit dem Entschluß, Amerika's Goethe zu werden, dem Schlaf in die Arme.

Ich aber setzte mich zu dem Rest der Bouteillen. Dieser Wein ist von allen Getränken der Erde der,

welcher mir am meiſten behagt, ſein leichter flüchtiger Geiſt, der ſo wenig irdiſche Schwere mit ſich führt, macht ihn würdig, von Geiſtern, wenn ſie in menſchlichen Körpern die Erde beſuchen, gekoſtet zu werden.

Ich mußte lächeln, wenn ich auf den ſeligen Schläfer blickte; wie leicht iſt es doch für einen großen Menſchen, die andern Menſchen glücklich zu machen; er darf ſich nur ſtellen, als wären ſie ihm ſo ziemlich gleich, und ſie kommen beinahe vom Verſtand.

Dies war mein Beſuch bei Goethe, und wahrhaftig, ich bereute nicht, bei ihm geweſen zu ſeyn, denn

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Festtag im Fegefeuer.

Eine Skizze.

Das größte Glück der Geschichtschreiber ist, daß die Todten nicht gegen ihre Ansichten protestiren können.

Welt und Zeit. I.

Siebenzehntes Kapitel.

Beschreibung des Festes. Satan lernt drei merkwürdige Subjekte kennen.

Ich theile hier einen Abschnitt aus meinen Memoiren mit, welcher zwar nicht mich selbst betrifft, den ich mir aber aufzeichnete, weil er mir sehr interessant war und vielleicht auch anderen nicht ohne einiges Interesse seyn möchte. Er führt die Aufschrift „der Festtag im Fegefeuer," und kam durch folgende Veranlassung zu diesem Titel. Es ist auf der Erde bei allen großen Herren und Potentaten Sitte, ihre Freude und ihre Trauer recht laut und deutlich zu begehen. Wenn ein aus fürstlichem Blute stammender Leib dem

Staube wieder gegeben wird, haben die Küster im Land schwere Arbeit, denn man läutet viele Tage lang alle Glocken. Wird eine Prinzessin oder gar ein Stammhalter geboren, so verkündet schrecklicher Kanonendonner diese Nachricht. Landesväterliche oder landesmütterliche Geburtstage werden mit allem möglichen Glanz begangen; die Bürgermilizen rücken aus, die Honoratioren halten einen Schmaus, Abends ist Ball oder doch wenigstens in den Landstädtchen bière dansante; kurz, alles lebt in dulci jubilo an solchen Tagen.

Um nun meiner guten Großmutter eine Ehre zu erweisen, hielt ich es auch schon seit mehreren Jahrhunderten so. Im Fegefeuer, wo sie sich gewöhnlich aufhält, ist immer an diesem Tage allgemeine Seelenfreiheit. Die Seelen bekommen diesen Tag über den Körper, den sie auf der Oberwelt hatten, ihre Kleider, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten. Was von Adel da ist, muß Deputationen zum Handkuß der Alten schicken (In pleno können sie nicht vorgelassen werden, weil sonst die Prozession einige Tage lang dauerte). Ehemalige Hofmarschälle, Kammerherren u. s. w. haben den großen Dienst und schätzen es sich zur Ehre, die Honneurs zu machen, die Festlichkeiten zu leiten, die Touren bei den Bällen, welche Abends gegeben werden, zu arrangiren und dergl.

Ich erfülle durch diese Festlichkeiten einen doppelten Zweck; einmal fühlt sich chère grande-mama ungemein geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit, zweitens gelte ich unter den Seelen für einen honnetten Mann, der ihnen auch ein Vergnügen gönnt, drittens macht

dieser einzige Tag, in Freude und alten Gewohnheiten zugebracht, daß die Seelen sich nachher um so unglücklicher fühlen; was ganz zu dem Zweck einer solchen Anstalt, wie das Fegefeuer ist, paßt.

An einem solchen Festtag gehe ich dann verkleidet durch die Menge; manchmal erkennt man mich zwar, ein tausendstimmiges: Vivat der Herr Teufel! vive le diable! erfreut dann mein landesväterliches Herz, doch weiß ich wohl, daß es nicht weniger erzwungen ist, als ein Hurrah auf der Oberwelt, denn sie glauben, ich drücke sie noch mehr, wenn sie nicht schreien.

In meinem Incognito besuche ich dann die verschiedenen Gruppen; tout comme chez vous, meine Herren, nur etwas grotesker; Kaffeegesellschaften, Thee von allen Sorten, diplomatische, militärische, theologische, staatswirthschaftliche, medicinische Clubbs finden sich wie durch natürlichen Instinkt zusammen, machen sich einen guten Tag und führen ergötzliche Gespräche, die, wenn ich sie mittheilen wollte, auf manches Ereigniß neuerer und älterer Zeit ein hübsches Licht werfen würden.

Einst trat ich in einen Saal des Café de Londres (denn, nebenbei gesagt, es ist an diesem Tag alles auf großem Fuß höchst elegant eingerichtet), ich traf dort nur drei junge Männer, die aber durch ihr Aeußeres gleich meine Neugierde erweckten und mir, wenn sie ins Gespräch mit einander kommen sollten, nicht wenig Unterhaltung zu versprechen schienen. Ich verwandelte daher meinen Anzug in das Kostüm eines flinken Kellners und stellte mich in den Saal, um die Herrschaften zu bedienen.

Zwei dieser jungen Leute beschäftigten sich mit einer Partie Billard; ich markirte ihnen und betrachtete mir indeß den dritten. Er war nachlässig in einen geräumigen Fauteuil zurückgelehnt, seine Beine ruhten auf einem vor ihm stehenden kleineren Stuhl, seine linke Hand spielte nachlässig mit einer Reitgerte, sein rechter Arm unterstützte das Kinn. Ein schöner Kopf; das Gesicht länglich und sehr bleich; die Stirne hoch und frei, von hellbraunen wohlfrisirten Haaren umgeben, die Nase gebogen und spitzig, wie aus weißem Wachs geformt, die Lippen dünn und angenehm gezogen, das Auge blau und hell, aber gewöhnlich kalt und ohne alles Interesse langsam über die Gegenstände hingleitend; dies alles und ein feiner Hut, enger oben als unten, nachlässig auf ein Ohr gedrückt, ließen mich einen Engländer vermuthen. Sein sehr feines blendend weißes Linnenzeug, die gewählte, überaus einfache Kleidung konnte nur einem Gentleman, und zwar aus den höchsten Ständen gehören. Ich sah in meiner Liste nach und fand, es sey Lord Robert Fotherhill. Er winkte, indem ich ihn so betrachtete, mit den Augen, weil es ihm wahrscheinlich zu unbequem war, zu rufen; ich eilte zu ihm und stellte auf seinen Befehl ein großes Glas Rum, eine Havannah-Cigarre und eine brennende Wachskerze vor ihn hin.

Die beiden andern Herren hatten indeß ihr Spiel geendigt und nahten sich dem Tische, an welchem der Engländer saß; ich warf schnell einen Blick in meine Liste und erfuhr, der eine sey ein junger Franzose, Marquis de Lassulot, der andere ein Baron von Garnmacher, ein Deutscher.

Der Franzose war ein kleines untersetztes, gewandtes Männchen. Sein schwarzes Haar und der dickgelockte schwarze Backenbart standen sehr hübsch zu einem etwas verbrannten Teint, hochrothen Wangen und beweglichen, freundlichen schwarzen Augen; um die vollen Lippen und das wohlgenährte Kinn zog sich jenes schöne unnachahmliche Blau, welches den Damen so wohl gefallen soll, und in England und Deutschland bei weitem seltener, als in südlichern Ländern gefunden wird, weil hier der Bartwuchs dunkler, dichter und auch früher zu seyn pflegt, als dort.

Offenbar ein Incroyable von der Chaussée d'Antin! Das elegante Négligé, wie es bis auf die geringste Kleinigkeit hinaus der eigensinnige Geschmack der Pariser vor vier Monaten (so lange mochte der junge Herr bereits verstorben seyn) haben wollte. Von dem mit zierlicher Nachlässigkeit umgebundenen ostindischen Halstuch, dem kleinen blaßrothen Shawl mit einer Nadel à la Duc de Berry zusammengehalten, bis herab auf die Kamaschen, die man damals seit drei Tagen nach Innen zuknöpfte, bis auf die Schuhe, die, um als modisch zu gelten, an den Spitzen nach dem großen Zehen sich hinneigen und ganz ohne Absatz seyn mußten, ich sage bis auf jene Kleinigkeiten, die einem Ungeweihten geringfügig und miserabel, einem, der in die Mysterien hinlänglich eingeführt ist, wichtig und unumgänglich nothwendig erscheinen, war er gewissenhaft nach dem neuesten Geschmack für den Morgen angezogen.

Er schien so eben erst seinem Jean die Zügel seines Cabriolets in die Hand gedrückt, die Peitsche von

geglättetem Fischbein kaum in die Ecke des Wagens gelehnt zu haben und jetzt in mein Café geflogen zu seyn, mehr um gesehen zu werden, als zu sehen, mehr um zu schwatzen, als zu hören.

Er lorgnettirte flüchtig den Gentleman im Fauteuil, schien sich an dem ungemeinen Rumglas und dem Rauchapparat, den jener vor sich hatte, ein wenig zu entsetzen, schmiegte sich aber nichtsdestoweniger an die Seite Seiner Lordschaft und fing an zu sprechen:

„Werden Sie heute Abend den Ball besuchen, mein Herr, den uns **Monseigneur le diable** gibt? Werden viel Damen dort seyn, mein Herr? ich frage, ich bitte Sie, weil ich wenig Bekanntschaft hier habe.

„Mein Herr, darf ich Ihnen vielleicht meinen Wagen anbieten, um uns beide hinzuführen; es ist ein ganz honnettes Ding, dieser Wagen, habe ich die Ehre Sie zu versichern, mein Herr! er hat mir bei Latonnier vor vier Monaten achtzehnhundert Franken gekostet. Mein Herr, Sie brauchen keine Bedienten mitzunehmen, wenn ich die Ehre haben sollte, Sie zu begleiten; mein Jean ist ein Wunderkerl von einem Bedienten."

So ging es im Galopp über die Zunge des Incroyable. Seine Lordschaft schien sich übrigens nicht sehr daran zu erbauen. Er sah bei den ersten Worten den Franzosen starr an, richtete dann den Kopf ein wenig auf, um seine rechte Hand frei zu machen, ergriff mit dieser — die erste Bewegung seit einer halben Stunde — das Kelchglas, nippte einige Züge Rum, rauchte behaglich seine Cigarre an, legte den Kopf wieder auf die rechte Hand, und schien dem Franzosen mehr mit

dem Auge als mit dem Ohr zuzuhören und auch auf diese Art antworten zu wollen, denn er erwiederte auch nicht eine Sylbe auf die Einladung des redseligen Franzosen, und schien, wie sein Landsmann Shakespeare sagt: „der Zähne doppelt Gatter" vor seine Sprachorgane gelegt zu haben.

Der Deutsche hatte sich während dieses Gespräches dem Tische genähert, eine höfliche Verbeugung gemacht und einen Stuhl dem Lord gegenüber genommen. Man erlaube mir, auch ihn ein wenig zu betrachten. Er war, was man in Deutschland einen gewichsten jungen Mann zu nennen pflegt, ein Stutzer; er hatte blonde in die Höhe strebende Haare, an die etwas niedere Stirne schloß sich ein allerliebstes Stumpfnäschen, über dem Mund hing ein Stutzbärtchen, dessen Enden hinaufgewirbelt waren, seine Miene war gutmüthig, das Auge hatte einen Ausdruck von Klugheit, der, wie gut angebrachtes Licht auf einem grobschattirten Holzschnitt, keinen üblen Effekt hervorbrachte.

Seine Kleidung wie seine Sitten schien er von verschiedenen Nationen entlehnt zu haben. Sein Rock mit vielen Knöpfen und Schnüren war polnischen Ursprungs; er war auf russische Weise auf der Brust vier Zoll hoch wattirt, schloß sich spannend über den Hüften an und formirte die Taille so schlank, als die einer hübschen Altenburgerin; er hatte ferner enge Reithosen an; weil er aber nicht selbst ritt, so waren solche nur aus dünnem Nanking verfertigt; aus eben diesem Grund mochten auch die Sporen mehr zur Zierde und zu einem wohltönenden, Aufmerksamkeit erregenden Gang, als

zum Antreiben eines Pferdes dienen. Ein feiner italienischer Strohhut vollendete das gewählte Kostüm.

Ich sehe es einem gleich bei der Art, wie er den Stuhl nimmt und sich niedersetzt, an, ob er viel in Zirkeln lebte, wo auch die kleinste Bewegung von den Gesetzen des Anstandes und der feinen Sitte geleitet wird; der Stutzer setzte sich passabel, doch bei weitem nicht mit jener feinen Leichtigkeit, wie der Franzose, und der Engländer zeigte selbst in seiner nachlässigen, halb sitzenden, halb liegenden Stellung mehr Würde als jener, der sich so gut aufrecht hielt, als es nur immer ein Tanzmeister lehren kann.

Diese Bemerkungen, zu welchen ich vielleicht bei weitem mehr Worte verwendet habe, als es dem Leser dieser Memoiren nöthig scheinen möchte, machte ich in einem Augenblick, denn man denke sich nicht, daß der junge Deutsche mir so lange gesessen sey, bis ich ihn gehörig abkonterfeit hatte.

Der Marquis wandte sich sogleich an seinen neuen Nachbar. „Mein Gott, Herr von Garnmacker," sagte er, „ich möchte verzweifeln; der englische Herr da scheint mich nicht zu verstehen, und ich bin seiner Sprache zu wenig mächtig, um die Conversation mit gehöriger Lebhaftigkeit zu führen; denn ich bitte Sie, mein Herr, gibt es etwas Langweiligeres, als wenn drei schöne junge Leute bei einander sitzen und keiner den andern versteht?"

„Auf Ehre, Sie haben Recht," antwortete der Stutzer in besserem Französisch, als ich ihm zugetraut hätte; „man kann sich zur Noth denken, daß ein Türke mit einem Spanier Billard spielt, aber ich sehe nicht ab, wie

wir unter diesen Umständen mit dem Herrn plaudern können."

„J'ai bien compris, Messieurs," sagte der Lord ganz ruhig neben seiner Cigarre vorbei, und nahm wieder einigen Rum zu sich.

„Ists möglich, Mylord?" rief der Franzose vergnügt, „das ist sehr gut, daß wir uns verstehen können! Marqueur, bringen Sie mir Zuckerwasser! O das ist vortrefflich, daß wir uns verstehen! welch schöne Sache ist es doch um die Mittheilung, selbst an einem Ort, wie dieser hier."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Bester!" gab der Deutsche zu, „aber wollen wir nicht zusammen ein wenig umherschlendern, um die schöne Welt zu mustern? Ich nenne Ihnen schöne Damen von Berlin, Wien, von allen möglichen Städten meines Vaterlandes, die ich bereist habe; ich hatte oben große Bekanntschaften und Connexionen, und darf hoffen, an diesem verfl ..... Ort manche zu treffen, die ich zu kennen das Glück hatte; Mylord nennt uns die Schönen von London, und Sie, theuerster Marquis, können uns hier Paris im Kleinen zeigen."

„Gott soll mich behüten!" entgegnete eifrig der Franzose, indem er nach der Uhr sah, „jetzt, um diese frühe Stunde wollen sie die schöne Welt mustern?

„Meinen Sie, mein Herr, ich habe in diesem détestable purgatoire so sehr allen guten Ton verlernt, daß ich jetzt auf die Promenade gehen sollte?"

„Nun, nun," antwortete der Stutzer, „ich meine nur, im Fall wir nichts besseres zu thun wüßten. Sind

wir denn nicht hier wie die drei Männer im Feuerofen? Sollen wir wohl ein Loblied ſingen wie jene? Doch wenn es Ihnen gefällig iſt, mein Herr, uns einen Zeitvertreib vorzuſchlagen, ſo bleibe ich gerne hier."

„Mein Gott," entgegnete der Incroyable, „iſt dies nicht ein ſo anſtändiges Café, als Sie in ganz Deutſchland keines haben? Und fehlt es uns an Unterhaltung? Können wir nicht plaudern, ſo viel wir wollen? Sagen Sie ſelbſt, Mylord, iſt es nicht ein gutes Haus, kann man dieſen Salon beſſer wünſchen? nein! Monsieur le diable hat Geſchmack in ſolchen Dingen, das muß man ihm laſſen."

„Une comfortable maison!" murmelte Mylord, und winkte dem Franzoſen Beifall zu. „Et ce salon comfortable."

„Gute Tafel, mein Herr?" fragte der Marquis, „nun die wird auch da ſeyn; ich denke mir, man ſpeist wohl nach der Karte? Aber meine Herren, was ſagen Sie dazu, wenn wir uns zur Unterhaltung gegenſeitig etwas aus unſerem Leben erzählen wollten? Ich höre ſo gerne intereſſante Abenteuer, und Baron Garnmacker hat deren wohl ſo viele erlebt, als Mylord?"

„God dam! das war ein vernünftiger Einfall, mein Herr," ſagte der Engländer, indem er mit der Reitgerte auf den Tiſch ſchlug, die Füße von dem Stuhl herabzog und ſich mit vieler Würde in dem Fauteuil zurecht ſetzte; „noch ein Glas Rum, Marqueur!"

„Ich ſtimme bei!" rief der Deutſche, „und mache Ihnen über Ihren glücklichen Gedanken mein Compliment, Herr von Laſſulot. — Eine Flaſche

Rheinwein, Kellner! — Wer soll beginnen, zu erzählen?"

„Ich denke, wir lassen dies das Loos entscheiden," antwortete Lord Fotherhill, „und ich wette fünf Pfund, der Marquis muß beginnen."

„Angenommen, mein Herr!" sagte mit angenehmem Lächeln der Franzose; „machen Sie die Loose, Herr Baron, und lassen Sie uns ziehen, Nummer zwei soll beginnen."

Baron Garnmacher stand auf und machte die Loose zurecht, ließ ziehen und die zweite Nummer fiel auf ihn selbst.

Ich sah den Franzosen dem Lord einen bedeutenden Wink zuwerfen, indem er, das linke Auge zugedrückt, mit dem rechten auf den Deutschen hinüberdeutete; ich übersetzte mir diesen Wink so: „Geben Sie einmal Acht, Mylord, was wohl unser ehrlicher Deutscher vorbringen mag. Denn wir beide sind schon durch den Rang unserer Nationen weit über ihn erhaben."

Baron von Garnmacher schien aber den Wink nicht zu beachten; mit großer Selbstgefälligkeit trank er ein Glas seines Rheinweins, wischte in der Eile den Stutzbart mit dem Rockärmel ab und begann:

Achtzehntes Kapitel.

Geschichte des deutschen Stutzers.

„Als mein Großvater, der kaiserlich-königlich" —

„Ich bitte Sie, mein Herr," unterbrach ihn der Incroyable, „verschonen Sie uns mit dem Großpapa

und fangen Sie gleich bei Ihrem Vater an; was war er?“

„Nun ja, wenn es Ihnen so lieber ist; aber ich hätte mich gerne bei dem Glanz unserer Familie länger verweilt; mein Vater lebte in Dresden auf einem ziemlich großen Fuß“ —

„Was war er denn, der Herr Papa? Sie verzeihen, wenn ich etwas zu neugierig erscheine; aber zu einer Geschichte gehört Genauigkeit.“

„Mein Vater,“ fuhr der Stutzer etwas mißmuthig fort, „war Kleiderfabrikant en gros“ —

„Wie,“ fragte der Lord, „was ist Kleiderfabrikant? Kann man in Deutschland Kleider in Fabriken machen?“

„Hol mich der Teufel, wie er schon gethan!“ rief der Stutzer unwillig, und stieß das Glas auf den Tisch, „das ist nicht die Art, wie man seine Biographie erzählen kann, wenn man alle Augenblicke von kritischen Untersuchungen unterbrochen wird; mein Vater hatte ein Haus am Alt-Markt, darin hatte er ein Atelier und hielt Arbeiter, welche Kleider für die Leute machten!“

„Mon dieu! also war es, war wir tailleur nennen? ein Schneider?

„Nun, in Gottes Namen! nennen Sie es wie Sie wollen; kurz, er hatte die Welt gesehen, machte ein Haus, und wenn er auch nicht den Adel und die ersten Bürger in seinen Soirées sah, so war doch ein gewisser guter Ton, ein gewisser Anstand, ein gewisses, ich weiß nicht was, kurz es war ein anständiger Mann, mein Papa.“

Mich ſelbſt erfaßte der Lachkitzel, als ich den garçon tailleur ſo peroriren hörte, doch faßte ich mich, um den Marqueur nicht aus der Rolle fallen zu laſſen. Der Marquis aber hatte ſich zurückgelehnt und wollte ſich ausſchütten vor Lachen, der Engländer ſah den Stutzer forſchend an, unterdrückte ein Lächeln, das ſeiner Würde ſchaden konnte, und trank Rum; der deutſche Baron aber fuhr fort:

„Sie hätten mich, meine Herren, auf der Oberwelt in Daumſchrauben preſſen können, und ich hätte meine Maske nicht vor Ihnen abgenommen. Hier iſt es ein ganz anderes Ding, wer bekümmert ſich an dieſem ſchlechten Ort um den ehemaligen Baron von Garnmacher? Darum verletzt mich auch Ihr Lachen nicht im geringſten; im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, Sie zu unterhalten!“

„Ah! ce noble trait!“ rief der Incroyable und wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge, „reichen Sie mir die Hand und laſſen Sie uns Freunde bleiben. Was geht es mich an, ob Ihr Vater duc oder tailleur war. Erzählen Sie immer weiter, Sie machen es gar zu hübſch.“

„Ich genoß eine gute Erziehung, denn meine Mutter wollte mich durchaus zum Theologen machen, und weil dieſer Stand in meinem Vaterland der eigentlich privilegirte Gelehrtenſtand iſt, ſo wurde mir in meinem ſiebenten Jahre mensa, in meinem achten amo, in meinem zehnten τύπτω, in meinem zwölften pakat eingebläut. Sie können ſich denken, daß ich bei dieſer ungemeinen Gelehrſamkeit keine gar angenehmen Tage

hatte; ich hatte, was man einen harten Kopf nennt, das heißt, ich ging lieber aufs Feld, hörte die Vögel singen, oder sah die Fische den Fluß hinabgleiten, sprang lieber mit meinen Kameraden, als daß ich mich oben in der Dachkammer, die man zum Musensitze des künftigen Pastors eingerichtet hatte, mit meinem Bröder, Buttmann, Schröder und wie die Schrecklichen alle heissen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böse Geister erscheinen, abmarterte.

„Ich hatte überdies noch einen andern Gang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachsende Neigung zu schönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer so glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palastes Sanct Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenster öffnete, um den Kopf ein wenig in die frische Luft zu stecken, so fielen unwillkürlich meine Augen auf den schönen Garten unseres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort, unter den schönen Akazien, auf der weichen Moosbank, saß Amalie, sein Töchterlein, und ihre Gespielinnen und Vertraute. Unwiderstehliche Sehnsucht riß mich hin; ich fuhr schnell in meinen Sonntagsrock, frisirte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens; denn diese Charge begleitete sie in meinem Herzen im vollsten Sinne des Wortes. Ich hatte in meinem elften Jahre den größten Theil der Ritter- und Räuberromane meines Vaterlandes gelesen, Werke, von deren Vortrefflichkeit man in andern Ländern keinen Begriff hat, denn die erhabenen Namen Cramer und

Spieß ſind nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen. Und doch, wie viel höher ſtehen dieſe Bücher alle, als jene Ritter- und Räuberhiſtorien des Verfaſſers von Waverley, der kein anderes Verdienſt hat, als auf Koſten ſeiner Leſer recht breit zu ſeyn. Hat der große Unbekannte ſolche vortreffliche Stellen wie die, welche mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: Mitternacht, dumpfes Grauſen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urian tritt auf.

„Wem pocht nicht das Herz, wem ſträubt ſich nicht das Haar empor, wenn er Nachts auf einer öden verlaſſenen Dachkammer dieſes lieſt; wie fühlte ich da das Grauſen der Natur! und wenn der Hofhund ſein Rüdengebell heulte, ſo war die Täuſchung ſo vollkommen, daß ſich meine Blicke ängſtlich an die ſchlecht verriegelte Thüre hefteten, denn ich glaubte nicht anders, als Ritter Urian trete auf.

„Was war natürlicher, als daß bei ſo lebhafter Einbildungskraft auch mein Herz Feuer fing? Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umhing, jede Ida, die ſich auf den Söller begab, um dem den Schloßberg hinabdonnernden Liebſten noch einmal mit dem Schleier zuzuwedeln, jede Agnes, Hulda u. ſ. w. verwandelte ſich unwillkürlich in Amalie.

„Doch auch ſie war dieſem Tribut der Sterblichkeit unterworfen. Aus ihrer Sparbüchſe nämlich wurden die Romane angeſchafft. Wenn einer geleſen war, ſo empfing ich ihn, las ihn auch, trug ihn dann wieder in die Leihbibliothek und ſuchte dort immer die Bücher heraus, welche entweder keinen Rücken mehr hatten oder

vom Leſen ſo fett geworden waren, daß ſie mich ordentlich anglänzten. Das ſind ſo die echten nach unſerem Geſchmack, dachte ich, und ſicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein Domſchütz, ein alter Ueberall und Nirgends, oder ſonſt einer unſerer Lieblinge.

„Zu Hauſe band ich ihn dann in alte lateiniſche Schriften ein, denn Amalie war ſehr reinlich erzogen und hätte, wenn auch das Innere des Romans nicht immer ſehr rein war, doch nie mit bloßen Fingern den fetten Glanz ihrer Lieblinge betaſtet. Ehrerbietig trug ich ihn dann in den Garten hinüber und überreichte ihn; und nie empfing ich ihn zurück, ohne daß mir Amalie die ſchönſten Stellen mit Strickgarn oder einer Stecknadel bezeichnet hätte. So laſen und liebten wir; unſere Liebe richtete ſich nach dem Vorbild, das wir gerade laſen; bald war ſie zärtlich und verſchämt, bald feurig und ſtürmiſch, ja wenn Eiferſuchten vorkamen, ſo gaben wir uns alle mögliche Mühe, einen Gegenſtand, eine Urſache für unſer namenloſes Unglück zu erſinnen.

„Mein gewöhnliches Verhältniß zu der reichen Kaufmannstochter war übrigens das eines Edelknaben von dunkler Geburt, der an dem Hof eines großen Grafen oder Fürſten lebt, eine unglückliche Leidenſchaft zu der ſchönen Tochter des Hauſes bekommt und endlich von ihr heimliche, aber innige Gegenliebe empfängt. Und wie lebhaft wußte Amalie ihre Rolle zu geben; wie gütig, wie herablaſſend war ſie gegen mich! wie liebte ſie den ſchönen ritterlichen Edelknaben, dem kein Hinderniß zu ſchwer war, zu ihr zu gelangen, der den breiten Burggraben (die Entenpfütze in unſerm Hof) durchwatet,

der die Zinnen des Walles (den Gartenzaun) erſtiegen, um in ihr Gartengemach (die Moosbank unter den Akazien) ſich zu ſchleichen. Tauſend Dolche (die Nägel auf dem Zaun, die meinen Beinkleidern ſehr gefährlich waren), tauſend Dolche lauern auf ihn, aber die Liebe führt ihn unbeſchädigt zu den Füßen ſeiner Herrin.

„Das einzige Unglück bei unſerer Liebe war: daß wir eigentlich gar kein Unglück hatten. Zwar gab es hie und da Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dem armen Ritter (meinem Vater) und dem reichen Fürſten (dem Kaufmann), wenn nämlich eines unſerer Hühner in ſeinen Garten hinübergeflogen war und auf ſeinen Miſtbeeten ſpazieren ging; oder es kam ſogar zu wirklicher Fehde, wenn der Fürſt einen Herold (ſeinen Ladendiener) zu uns herüberſchickte und um den Tribut mahnen ließ (weil mein Vater eine ſehr große Rechnung in dem Contobuch des Fürſten hatte). Aber dies alles war leider kein nöthigendes Unglück für unſere Liebe und diente nicht dazu, unſere Situationen noch romantiſcher zu machen.

„Die einzige Folge, die aus meinem Leſen und meiner Liebe entſtand, war mein hartes Unglück, immer unter den letzten meiner Claſſe zu ſeyn und von dem alten Rektor tüchtig Schläge zu bekommen; doch auch darüber belehrte und tröſtete mich meine Herrin. Sie entdeckte mir nämlich, daß des Herzogs (des Rektors) älteſter Prinz um ihre Liebe gebuhlt und ſie aus Liebe zu mir den Jüngling abgewieſen habe; er aber habe gewiß unſere Liebe und den Grund ſeiner Abweiſung entdeckt und ſie dem alten Vater, dem Rektor, beigebracht,

der ſich dafür auf eine ſo unwürdige Art an mir räche. Ich ließ die Gute auf ihrem Glauben, wußte aber wohl, woher die Schläge kamen; der alte Herzog wußte, daß ich die unregelmäßigen griechiſchen Verba nicht lernte, und dafür bekam ich Schläge.

„So war ich fünfzehn und meine Dame vierzehn Jahre alt geworden; ungetrübt war bis jetzt der Himmel unſerer Liebe geweſen, da ereigneten ſich mit einem Mal zwei Unglücksfälle, wovon ſchon einer für ſich hinreichend geweſen wäre, mich aus meinen Höhen herabzuſchmettern.

„Es war die Zeit, wo nach dem Frieden von Paris die Fouquéſchen Romane anfingen, in meinem Vaterlande Mode zu werden . . .“

„Was iſt denn das, Fouquéſche Romane?“ fragte der Lord.

„Das ſind lichtbraune fromme Geſchichten; doch durch dieſe Definition werden Sie nicht mehr wiſſen, als vorher. Herr von Fouqué iſt ein frommer Rittersmann, der, weil es nicht mehr an der Zeit iſt, mit Schwert und Lanze zu turniren, mit der Feder in die Schranken reitet und kämpft, wie der gewaltigen Währinger einer. Er hat das ein wenig rohe und gemeine Mittelalter moderniſirt, oder vielmehr unſere heutige modiſche Welt in einigen frommen Myſticismus einbalſamirt und um fünfhundert Jahre zurückgeſchoben. Da ſchmeckt nun alles ganz ſüßlich und ſieht recht anmuthig lichtdunkel aus; die Ritter, von denen man vorher nichts anders wußte, als ſie ſeyen derbe Landjunker geweſen, die ſich aus Religion und feiner Sitte ſo wenig machten, als der Großtürke aus dem ſechsten Gebot, treten hier

mit einer bezaubernden Courtoiſie auf, ſprechen in feinen Redensarten, ſind hauptſächlich fromm und kreuzgläubig.

„Die Damen ſind moderne Schwärmerinnen, nur keuſcher, reiner, mit ſteifen Krägen angethan und überhaupt etwas ritterlich aufgeputzt. Selbſt die edeln Roſſe ſind glänzender, als heutzutage, und haben ordentlich Verſtand, wie auch die Wolfshunde und andere ſolche Gethiere.“

„Mon dieu! ſolchen Unſinn lieſt man in Deutſchland?“ rief der Franzoſe und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen.

„O ja, meine Herren! man lieſt und bewundert. Es gab eine Zeit bei uns, wo wir davon zurückgekommen waren, Alles an fremden Nationen zu bewundern; da wir nun, auf unſere eigenen Herrlichkeiten beſchränkt, nichts an uns fanden, das wir bewundern konnten, als die tempi passati, ſo warfen wir uns mit unſerem gewöhnlichen Nachahmungseifer auf dieſe und wurden alleſammt altdeutſch.

„Mancher hatte aber nicht Phantaſie genug, um ſich ganz in jene herrlichen vergangenen Zeiten hineinzudenken, man fühlte allgemein das Bedürfniß von Handbüchern, die, wie Modejournale neuerer Zeit, über Sitten und Gebräuche bei unſeren Vorfahren uns belehrt hätten: da trat jener fromme Ritter auf, ein zweiter Orpheus, griff er in die Saiten und es entſtand ein neu Geſchlecht; die Mädchen, die bei den franzöſiſchen Garniſonen etwas frivol geworden waren, wurden ſittige keuſche fromme Fräulein; die jungen Herren zogen

die modiſchen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachſen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand ſetzen, und „Kleider machen Leute,“ ſagt ein Sprüchwort, probatum est! auch ſie waren tugendlich, tapfer und fromm.“

„God dam! Sie haben Recht, ich habe ſolche Figuren geſehen,“ unterbrach ihn der Engländer; „vor acht Jahren machte ich die große Tour und kam auch nach der Schweiz. Am Vierwaldſtädter See ließ ich mir den Ort zeigen, wo die Schweizer ihre Republiken geſtiftet haben. Ich traf auf der Wieſe eine Geſellſchaft, die wunderlich, halb modern, halb aus den Garderoben früherer Jahrhunderte ſich gekleidet zu haben ſchien. Fünf bis ſechs junge Männer ſaßen und ſtanden auf der Wieſe und blickten mit glänzenden Augen über den See hin. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die faſt anzuſehen waren wie Pfannkuchen. Lange wallende Haare fielen in maleriſcher Unordnung auf den Rücken und die Schultern; den Hals trugen ſie frei und hatten breite zierlich geſtickte Krägen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt.

„Ein Rock, der offenbar von einem heutigen Meiſter, aber nach antiker Form, gemacht war, kleidete ſie nicht übel; er ſchloß ſich eng um den Leib und zeigte überall den ſchönen Wuchs der jungen Männer. In ſonderbarem Kontraſt damit ſtanden weite Pluderhoſen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken ſahen drohende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen ſie Beilſtöcke, ungefähr wie die römiſchen Lictoren. Gar nicht recht wollte aber zu dieſem Koſtüm paſſen, daß

ſie Brillen auf der Naſe hatten und gewaltig Tabak rauchten.

„Ich fragte meinen Führer, was das für eine ſonderbare Armatur und Uniform wäre, und ob ſie vielleicht eine Beſatzung der Grütliwieſe vorſtellen ſollten? Er aber belehrte mich, daß es fahrende Schüler aus Deutſchland wären. Unwillkürlich drängte ſich mir der Gedanke an den fahrenden Ritter Don Quixote auf, ich ſtieg lachend in meinen Kahn und pries mein Glück, auf einem Platz, der durch die erhabenen Erinnerungen, die er erweckt, nur zu leicht zu träumeriſchen Vergleichungen führt, eine ſo groteske Erſcheinung aus dem Leben gehabt zu haben. Die jungen Deutſchen ſöhnten mich aber wieder mit ſich aus, denn als mein Kahn über den See hingleitete, erhoben ſie einen vierſtimmigen Geſang in ſo erhabener Melodie, mit ſo würdigen, ergreifenden Wendungen, daß ich ihnen in Gedanken das Vorurtheil abbat, welches ihr Koſtüm in mir erweckt hatte.“

„Nun ja, da haben wir's,“ fuhr der Baron von Garnmacher fort, „ſo ſah es damals unter Alt und Jung in Deutſchland aus; auch ich hatte Fouquéſche Romane geleſen, wurde ein frommer Knabe, trug mich wie alle meine Kameraden altdeutſch und war meiner Herrin, der wonnigen Maid, mit einer keuſchen, inniglichen Minne zugethan. Auf Amalien machte übrigens der Zauberring, die Fahrten Thiodolfs ꝛc. nicht den gewünſchten Eindruck; ſie verlachte die ſittigen, lichtbrauen, blauäugigen Damen, beſonders die Bertha von Lichtenrieth, und pries mir Lafontaine und

Langbein, ſchlüpfrige Geſchichten, welche ihr eine ihrer Freundinnen zugeſteckt hatte.

„Ich war zu ſehr erfüllt von dem deutſchen Weſen, das in mir aufging, als daß ich ihr Gehör gegeben hätte; aber der lüſterne Brennſtoff jener Romane brannte fort in dem Mädchen, das ſich, weil ſie für ihr Alter ſchon ziemlich groß war, für eine angehende Jungfrau hielt, und kurz — es gab eine Joſephsſcene zwiſchen uns; ich hüllte mich in meinen altdeutſchen Rock und meine Fouquéſche Tugend ein und floh vor den Lokkungen der Sirene, wie mein Held Thiodolf vor der herrlichen Zoe.

„Die Folge davon war, daß ſie mich als einen Unwürdigen verachtete und dem Prinzen, des Rektors Sohn, ihre Liebe ſchenkte. Ob er mit ihr Lafontaine und Langbein ſtudirte, weiß ich nicht zu ſagen, nur ſo viel iſt mir bekannt, daß ihn der Fürſt, Amaliens Vater, einige Wochen nachher eigenhändig aus dem Garten gepeiſcht hat.

„Ich ſaß jetzt wieder auf meinem Dachkämmerlein, hatte die hebräiſche Bibel und die griechiſchen Unregelmäßigen vor mir liegen und auf ihnen meine Romane. An manchem Abend habe ich dort heiße Thränen geweint und durch die Jalouſien in den Garten hinabgeſchaut, denn die zuchtloſe Jungfrau ſollte meinen Jammer nicht erſchauen, ſie ſollte den Kampf zwiſchen Haß und Liebe nicht auf meinem Antlitz leſen. Ich war feſt überzeugt, daß ſo unglücklich wie ich kein Menſch mehr ſeyn könne, und höchſtens der unglückliche Otto von Trautwangen, als er in Frankreich mit ſeinem

vernünftigen lichtbraunen Rößlein eine Höhle bewohnte, konnte vielleicht so kummervoll gewesen seyn wie ich.

„Aber das Maaß meiner Leiden war nicht voll; hören Sie, wie aus entwölkter Höhe mich ein zweiter Donner traf.

„Der alte Rektor hatte seinen Schülern ein Thema zu einem Aufsatz gegeben, worin wir die Frage beantworten sollten, wen wir für den größten Mann Deutschlands halten? Es sollte sein Werth geschichtlich nachgewiesen, Gründe für und wider angegeben und überhaupt alles recht gelehrt abgemacht werden. Ich hatte, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, immer einen harten Kopf und Aufsätze mit Gründen waren mir von jeher zuwider gewesen, ich hatte also auch immer mittelmäßige oder schlechte Arbeit geliefert. Aber für diese Arbeit war ich ganz begeistert, ich fühlte eine hohe Freude in mir, meine Gedanken über die großen Männer meines Vaterlandes zu sagen und meine Ideale (und wer hat in diesen Jahren nicht solche?) in gehöriges Licht setzen zu können.

„Geschichtlich sollte das Ding abgefaßt werden; was war leichter für mich als dies? Jetzt erst fühlte ich den Nutzen meines eifrigen Lesens; wo war einer, der so viele Geschichten gelesen hatte als ich? Und wer, der irgend einmal diese Bücher der Geschichten in die Hand nahm, wer konnte im Zweifel seyn, wer die größten Männer meines Vaterlandes seyen? Zwar war ich noch nicht ganz mit mir selbst im Reinen, wem ich die Krone zuerkennen sollte; Hasper a Spada? es ist wahr, es war ein Tapferer, der Schrecken seiner Feinde,

die Liebe seiner Freunde; aber, wie die Geschichte sagt, war er sehr stark dem Trinken ergeben, und dies war doch schon eine Schlacke in seinem fürtrefflichen Charakter; Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel? Er hat schon etwas mehr von einem großen Mann; wie schrecklich züchtigt er die Pfaffen! Wenn er nur nicht in der Historie nach Rom wandeln und Buße thun müßte, aber dies schwächt doch sein majestätisches Bild. Es ist wahr, Otto von Trautwangen glänzt als ein Stern erster Größe in der deutschen Geschichte, dachte ich weiter, aber auch er scheint doch nicht der größte gewesen zu seyn, wiewohl seine Frömmigkeit, die sehr in Anschlag zu bringen ist, jeden Zauber überwand.

„Island gehörte wohl auch zum deutschen Reich; wahrhaftig unter allen deutschen Helden ist doch keiner, der dem Thiodolf das Wasser reicht. Stark wie Simson, ohne Falsch wie eine Taube, fromm wie ein Lamm, im Zorn ein Berserker, es kann nicht fehlen, er ist der größte Deutsche.

„Ich setzte mich hin und schrieb voll Begeisterung diese Rangordnung nieder; wohl zehnmal sprang ich auf, meine Brust war zu voll, ich konnte nicht Alles sagen, die Feder, die Worte versagten mir, wohl zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungensten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers sprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konstantinopel ein Pferd nur ein wenig auf die Stirne klopfte, daß es auf der Stelle todt war; wie großmüthig verschmäht er alle Belohnung, ja er schlägt einen Kaiserthron aus, um seiner Liebe treu zu bleiben, wie kindlich

fromm ist er, obgleich er die christliche Religion nicht recht kannte, wie schön beschrieb ich das alles; ja, es mußte das Herz des alten Rektors rühren!

„Ich konnte mir denken, wie er meine Arbeit mit steigendem Beifall lesen, wie er Morgens in die Classe kommen würde, um unsere Aufsätze zu censiren; dann sendet er gewiß einen milden freundlichen Blick nach dem letzten Platze, wohin er sonst nur wie ein brüllender Löwe schaute, dann liest er meine Arbeit laut vor und spricht: Kann man etwas Gelungeneres lesen als dies, und rathet, wer es gemacht hat? Die Letzten sollen die Ersten werden; der Stein, den die Bauleute verworfen haben, soll zum Eckstein werden; tritt hervor, mein Sohn, Garnmachere! Ich habe immer gesagt, du seyest ein bête, konnte ich ahnen, daß du mit so vielem Eifer Geschichten studirst? Nimm hin den Preis, der dir gebührt.

„So mußte er sagen, er konnte nicht anders, ohne das schreiendste Unrecht zu thun. Eifrig schrieb ich jetzt meinen Aufsatz ins Reine; um zu zeigen, daß ich auch in den neueren Geschichten nicht unbewandert sey, sagte ich am Schluß, daß ich nach Erfindung des Pulvers den deutschen Alcibiades und nächst ihm Hermann von Nordenschild für die größten Männer halte. Man könne ihnen den Ritter Euros, welcher nachher als Domschütz mit seinen Gesellen so großes Aufsehen gemacht habe, was die Tapferkeit anbetreffe, vielleicht an die Seite stellen, doch stehen jene beiden auf einem viel höheren Standpunkt.

„Ich brachte dem Rektor triumphirend den Aufsatz und mußte ihm beinahe ins Gesicht lachen, als er

mürrisch sagte: Er wird ein schönes Geschmier haben, Garnmacher!

„Lesen Sie und dann — richten Sie, gab ich ihm stolz zur Antwort und verließ ihn.

„Wenn in Ihrem Vaterlande, Mylord, eine Preisfrage gestellt würde, über den würdigsten englischen Theologen, und es würden in einer gelehrten, mit Phrasen wohl durchspickten Antwort die Vorzüge des Vicar of Wakefield dargethan, wer würde da nicht lachen? Wenn Sie, werther Marquis, nach der würdigsten Dame zu den Zeiten Ludwigs XIV. gefragt würden und Sie priesen die neue Heloise, würde man Sie nicht für einen Rasenden halten? Hören Sie, welche Thorheit ich begangen hatte!

„Der Samstag, an welchem man unsere Arbeiten gewöhnlich censirte, erschien endlich. So oft dieser Tag sonst erschienen war, war er mir immer ein Tag des Unglücks gewesen; gewöhnlich schlich ich da mit Herzklopfen zur Schule, denn ich durfte gewiß seyn, wegen schlechter Arbeit getadelt, öffentlich geschmäht zu werden. Aber wie viel stolzer trat ich heute auf, ich hatte meinen besten Rock angezogen, den schönsten feingestickten Hemdkragen angelegt, mein wallendes Haar war zierlich gescheitelt und gelockt, ich sah stattlich aus und gestand mir, ich sey auch im Aeußern des Preises nicht unwürdig, welcher mir heute zu Theil werden sollte.

„Der Rektor fing an, die Aufsätze zu censiren; wie ärmliche obscure Helden hatten sich meine Mitschüler gewählt: Hermann, Karl den Großen, Kaiser Heinrich, Luther u. drgl. — er ging viele durch, immer kam er noch

nicht an meine Arbeit; ja es war offenbar, meine Helden hatte er auf die Letzt aufgespart — als die besten!

„Endlich ruhte er einige Augenblicke, räusperte sich und nahm ein Heft mit rosenfarbner Ueberdecke, das meinige, zur Hand; mein Herz pochte laut vor Freude, ich fühlte, wie sich mein Mund zu einem triumphirenden Lächeln verziehen wollte, aber ich gab mir Mühe, bescheiden bei dem Lob auszusehen; der Rektor begann: Und nun komme ich an eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat auf der Erde; ich will einige Stellen daraus vorlesen. Er deklamirte mit ungemeinem Pathos gerade jene Kraftstellen, welche ich mit so großer Begeisterung niedergeschrieben hatte; ein schallendes Gelächter aus mehr als vierzig Kehlen unterbrach jeden Satz, und als er endlich an den Schluß gelangte, wo ich mit einer kühnen Wendung dem furchtbaren Domschützen noch einige Blümchen gestreut hatte, erscholl Bravo! Ancora! und die Tische krachten unter den beifalltrommelnden Fäusten meiner Mitschüler. Der Rektor winkte Stille und fuhr fort: Es wäre dies eine gelungene Satire auf die Herren Spieß und Consorten, wenn nicht der Verfasser selbst eine Satire auf die Menschheit wäre. Es ist unser lieber Garnmacher. Tritt hervor, du dedecus naturae, hieher zu mir!

„Zitternd folgte ich dem fürchterlichen Wink. Das Erste war, als ich vor ihm stand, daß er mir das rosenfarbene Heft einmal rechts und einmal links um die Ohren schlug, und jetzt donnerte eine Strafpredigt über mich herab, von der ich nur so viel verstand, daß ich ein bête wäre und nicht wüßte, was Geschichte sey.

„Es begegnet zuweilen, daß man im Traum von einer ſchönen blumigen Sonnenhöhe in einen tiefen Abgrund herabfällt; man ſchwindelt, indem man die unermeßlichen Höhen herabfliegt, man fühlt die unſanfte Erſchütterung, wenn man am Boden zu liegen glaubt, man erwacht und ſieht ſich mit Staunen auf dem alten Boden wieder; die Höhe, von der man herabſtürzte, iſt mit all ihren Blüthengärten verſchwunden, ach, ſie war ja nur ein Traum!

„So war mir damals, als mich der Rektor aus meinem Schlummer aufſchüttelte, ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die ich ihm geben konnte, ich war arm wie jener Krösus, als er vor ſeinem Sieger Cyrus ſtand, auch ich hatte ja alle meine Reiche verloren.

„Ich ſollte bekennen, woher ich die Romane bekommen, wer mir das Geld dazu gegeben habe; konnte, durfte ich ſie, die ich einſt liebte, verrathen? Ich leugnete, ich hielt den ganzen Sturm des alten Mannes auf, ich ſtand wie Mucius Scävola.

„Der langen Rede kurzer Sinn war übrigens der, daß ich von meinem Vater ein Atteſtat darüber bringen müſſe, daß ich das Geld zu ſolchen Allotriis von ihm habe, und überdies habe ich am nächſten Montag vier Tage Carcer anzutreten. Verhöhnt von meinen Mitſchülern, die mir Thiodolf, deutſcher Alcibiades und dergleichen nachriefen, in dumpfer Verzweiflung ging ich nach Hauſe. Es war gar kein Zweifel, daß mich mein Vater, wenn er dieſe Geſchichte erfuhr, entweder ſogleich todtſchlagen, oder wenigſtens zum Schneidersjungen

machen würde. Vor beiden war mir gleich bange; ich besann mich also nicht lange, band etwas Weißzeug und einige seltene Dukaten und andere Münzen, welche mir meine Pathen geschenkt hatten, in ein Tuch, warf noch einen Kuß und den letzten Blick nach des Nachbars Garten, sagte meinem Dachstübchen Lebewohl und eine Viertelstunde nachher wanderte ich schon auf der Straße nach Berlin, wo mir ein Oheim lebte, an welchen ich mich vor's Erste zu wenden gedachte.

„In meinem Herzen war es öde und leer, als ich so meine Straße zog; meine Ideale waren zerronnen. Sie hatten also nicht gelebt, diese tapferen, frommen, liebevollen, biederen Männer, sie hatten nicht geathmet, jene lieblichen Bilder holder Frauen; jene bunte Welt voll Putz und Glanz, alle jene Stimmen, die aus fernen Jahrhunderten zu mir herübertönten, die muthigen Töne der Trompete, Rüdengebell, Waffengeklirr, Sporenklang, süße Akkorde der Laute — Alles, Alles dahin, Alles nichts als eine löschpapierene Geschichte, im Hirn eines Poeten gehegt, in einer schmutzigen Druckpresse zur Welt gebracht!

„Ich sah mich noch einmal nach der Gegend um, die ich verlassen hatte; die Sonne war gesunken, die Nebel der Elbe verhüllten das liebe Dresden, nur die Spitzen der Thürme ragten vergoldet vom Abendroth über dem Dunstmeer.

„So lag auch mein Träumen, mein Hoffen, Vergangenheit und Zukunft in Nebel gehüllt, nur einzelne hohe Gestalten standen hell beleuchtet wie jene Thürme vor meiner Seele; wohlan! sprach ich bei mir selbst:

— — O fortes, pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas!
Cras ingens iterabimus aequor.

Noch einmal breitete ich die Arme nach der Vaterstadt aus, da fühlte ich einen leichten Schlag auf die Schulter und wandte mich um" — —

Der Herausgeber ist in der größten Verlegenheit; er hat bis auf den Tag, an welchem er dies schreibt, dem Verleger das Manuscript zum ersten Theil versprochen, und doch fehlt noch ein großer Theil des letzten Abschnittes; er ist noch nicht geweiht, die Messe ist schon vorüber, und eine eigene über die paar Bogen lesen zu lassen, findet sich weder ein gehöriger Vorwand, noch würde das Werkchen diese bedeutende Ausgabe werth seyn. Wir versparen daher die Fortsetzung des Festtages in der Hölle auf den zweiten Theil.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Zweiter Theil.

Der Herausgeber ist in der größten Verlegenheit; er hat bis auf den Tag, an welchem er dies schreibt, dem Verleger das Manuscript zum ersten Theil versprochen, und doch fehlt noch ein großer Theil des letzten Abschnittes; er ist noch nicht geweiht, die Messe ist schon vorüber, und eine eigene über die paar Bogen lesen zu lassen, findet sich weder ein gehöriger Vorwand, noch würde das Werkchen diese bedeutende Ausgabe werth seyn. Wir versparen daher die Fortsetzung des Festtages in der Hölle auf den zweiten Theil.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Zweiter Theil.

Vorspiel

zum

zweiten Theile

der

Memoiren des Satan.

Vorspiel,

worin von Processen und Justizräthen die Rede, nebst einer stillschweigenden Abhandlung: was von Träumen zu halten sey?

Dieser zweite Theil der Mittheilungen aus den Memoiren des Satan erscheint um ein völliges Halbjahr zu spät. Angenehm ist es dem Herausgeber, wenn die Leser des ersten sich darüber gewundert, am angenehmsten, wenn sie sich darüber geärgert haben; es zeigt dies eine gewisse Vorliebe für die schriftstellerischen Versuche des Satan, die nicht nur ihm, sondern auch seinem Uebersetzer und Herausgeber erwünscht seyn muß.

Die Schuld dieser Verspätung liegt aber weder in der zu heißen Temperatur des letzten Spätsommers, noch in der strengen Kälte des Winters, weder im Mangel an Zeit oder Stoff, noch in politischen Hindernissen; die einzige Ursache ist ein sonderbarer Proceß, in welchen der Herausgeber verwickelt wurde, und vor dessen Beendigung er diesen zweiten Theil nicht folgen lassen wollte.

Kaum war nämlich der erste Theil dieser Memoiren in die Welt versandt und mit einigen Posaunenstößen in den verschiedenen Zeitungen begleitet worden, als plötzlich in allen diesen Blättern zu lesen war eine

Warnung vor Betrug.

„Die bei Fr. Franckh in Stuttgart herausgekommenen Memoiren des Satan sind nicht von dem im alten und neuen Testament bekannten und durch seine Schriften: Elixiere des Teufels, Bekenntnisse des Teufels ꝛc. als Schriftsteller berühmten Teufel, sondern gänzlich falsch und unecht; was hiemit dem Publikum zur Kenntniß gebracht wird.“

Ich gestehe, ich ärgerte mich nicht wenig über diese Zeilen, die von niemand unterschrieben waren. Ich war meiner Sache so gewiß, hatte das Manuscript von niemand anders als dem Satan selbst erhalten, und nun, nach vielen Mühen und Sorgen, nachdem ich mich an den infernalischen Chiffern beinahe blind gelesen, soll ein solcher anonymer Todtschläger über mich herfallen, meine literarische Ehre aus der Ferne todtschlagen und besagte Memoiren für unecht erklären?

Während ich noch mit mir zu Rathe ging, was wohl auf eine solche Beschuldigung des Betruges zu antworten sey, werde ich vor die Gerichte citirt und in Kenntniß gesetzt, daß ich einer Namensfälschung, eines literarischen Diebstahls angeklagt sey und zwar — vom Teufel selbst, der gegenwärtig als geheimer Hofrath in persischen Diensten lebe. Er behaupte nämlich, ich habe seinen Namen Satan mißbraucht, um ihm eine miserabele

Scharteke, die er nie geſchrieben, unterzuſchieben; ich habe ſeinen literariſchen Ruhm benützt, um dieſem ſchlechten Büchlein einen ſchnellen und einträglichen Abgang zu verſchaffen; kurz, er verlange nicht nur, daß ich zur Strafe gezogen, ſondern auch, daß ich angehalten werde, ihm Schadenerſatz zu geben, „dieweil ihm ein Vortheil durch dieſen Kniff entzogen worden.“

Ich verſtehe ſo wenig von juridiſchen Streitigkeiten, daß mir früher ſchon der Name Klage oder Proceß Herzklopfen verurſachte; man kann ſich alſo wohl denken, wie mir bei dieſen ſchrecklichen Worten zu Muthe ward. Ich ging niedergedonnert heim und ſchloß mich in mein Kämmerlein, um über dieſen Vorfall nachzudenken. Es war mir kein Zweifel, daß es hier drei Fälle geben könne; entweder hatte mir der Teufel ſelbſt das Manuſcript gegeben, um mich nachher als Kläger recht zu ängſtigen und auf meine Koſten zu lachen; oder irgend ein böſer Menſch hatte mir die Komödie in Mainz vorgeſpielt, um das Manuſcript in meine Hände zu bringen, und der Teufel ſelbſt trat jetzt als erbitterter Kläger auf; oder drittens, das Manuſcript kam wirklich vom Teufel, und ein müßiger Kopf wollte jetzt den Satan ſpielen und mich in ſeinem Namen verklagen.

Ich ging zu einem berühmten Rechtsgelehrten und trug ihm den Fall vor. Er meinte, es ſey allerdings ein fataler Handel, beſonders weil ich keine Beweiſe beibringen könne, daß das Manuſcript von dem echten Teufel abſtamme, doch er wolle das Seinige thun und aus der bedeutenden Anzahl Bücher, die ſeit Juſtinians Corpus juris bis auf das neue birmaniſche Strafgeſetzbuch

über solche Fälle geschrieben worden seyen, Einiges nachlesen.

Das juridische Stiergefecht nahm jetzt förmlich seinen Anfang. Es wurde, wie es bei solchen Fällen herkömmlich ist, so viel darüber geschrieben, daß auf jeden Bogen der Memoiren des Satan ein Ries Akten kam, und nachdem die Sache ein Vierteljahr anhängig war, wurde sogar auf Unrechtskosten eine eigene Aktenkammer für diesen Proceß eingeräumt; über der Thüre stand mit großen Buchstaben: „Acta in Sachen des persiflschen G. H. R. Teufel gegen Dr. H — f, betreffend die Memoiren des Satan.“

Ein sehr günstiger Umstand für mich war der, daß ich auf dem Titel nicht „Memoiren des Teufels,“ sondern „des Satan“ gesagt hatte. Die Juristen waren mit sich ganz einig, daß der Name Teufel in Deutschland sein Familienname sey, ich habe also wenigstens diesen nicht zur Fälschung gebraucht; Satan hingegen sey nur ein angenommener willkürlicher, denn niemand im Staate sey berechtigt, zwei Namen zu führen. Ich fing an, aus diesem Umstand günstigere Hoffnungen zu schöpfen, aber nur zu bald sollte ich die bittere Erfahrung machen, was es heiße, den Gerichten anheimzufallen. Das Referat in Sachen des et cetera war nämlich dem berühmten Justizrath Wackerbart in die Hände gefallen, einem Mann, der schon bei Dämpfung einiger großen Revolutionen ungemeine Talente bewiesen hatte und neuerdings sogar dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnasium zu schlichten. Stand nicht zu erwarten, daß ein solcher berühmter Jurist meine Sache

nur als eine cause célèbre ansehen und sie also handhaben werde, daß sie, gleichviel wem von beiden Recht, ihm am meisten Ruhm einbrächte? Hiezu kam noch der Titel und Rang meines Gegners; Wackerbart hatte seit einiger Zeit angefangen, sich an höhere Cirkel anzuschließen, mußte ihm da ein so wichtiger Mann, wie ein persischer geheimer Hofrath, nicht mehr gelten als ich Armer?

Es ging, wie ich vorausgesehen hatte. Ich verlor meine Sache gegen den Teufel. Strafe, Schadenersatz, aller mögliche Unsinn wurde auf mich gewälzt, ich wunderte mich, daß man mich nicht einige Wochen ins Gefängniß sperrte oder gar hängte. Man hatte hauptsächlich Folgendes gegen mich in Anwendung gebracht:

Entscheidungs-Gründe

zu dem

vor dem Criminalgericht Klein-Justheim

unter dem 1. Decbr. 1825 gefällten

Erkenntniss

in der Untersuchungssache

gegen

den Dr. ....f wegen Betrugs.

1. Es ist durch das Zugeständniß des Angeklagten erhoben, daß er keine Beweise beizubringen weiß, daß die von ihm herausgegebenen Memoiren des Satan wirklich, von dem bekannten echten Teufel, so gegenwärtig als geheimer Hofrath in persischen Diensten lebt, herrühre. Ferner hat der Angeschuldigte ....f zugegeben, daß die in den öffentlichen Blättern darüber enthaltene Ankündigung mit seinem Wissen gegeben sey.

2. Die letztgedachte Ankündigung ist also abgefaßt, daß hieraus die Absicht des Verfassers, die Lesewelt glauben zu machen, daß „die Memoiren des Satan“ von dem wahren, im alten und neuen Testament bekannten und neuerdings als Schriftsteller beliebten Teufel geschrieben sey, nur allzudeutlich hervorleuchten thut.

3. Durch diese Verfahrungsart hat sich der Angeklagte ....f eines Betruges, alldieweilen solcher im Allgemeinen in jedweder auf inpermissen Commodum für sich oder Schaden Anderer gerichteten unrechtlichen Täuschung Anderer, entweder indem man falsche Thatsachen mittheilt oder wahre dito nicht angibt — besteht; oder um uns näher auszudrücken, da hier die Sprache von einer Waare und gedrucktem Buch ist — einer Fälschung schuldig gemacht; denn, durch den Titel „Memoiren des Satan“ und die Anpreisung des Buches wurde der Lesewelt falsch vorgespiegelt, daß das Buch ausdrücklich von dem unter dem Namen Satan bekannten, k. persischen geheimen Hofrath Teufel verfaßt sey; was beim Verkauf des Werks verursachte, daß es schneller und in größerer Quantität abging, als wenn das Büchlein unter dem Namen des Herrn ....f, so dem Publico noch gar nicht bekannt ist, erschienen wäre, und wodurch die, so es kauften, in ihrer schönen Erwartung, ein echtes Werk des Teufels in Händen zu haben, schnöde betrogen wurden.

4. Wenn der Herr Dr. ....f, um sich zu entschuldigen, dagegen einwendet, daß der Name Satan in Deutschland nur ein angenommener sey, worauf der Teufel, wie man ihn gewöhnlich nennt, keinen Anspruch

zu machen habe, so bemerken wir Criminalleute von Klein-Justheim sehr richtig, daß sich ....f auf den Gebrauch jenes angenommenen, übrigens bekanntermaßen den Teufel sehr wohl bezeichnenden Namen nicht beschränkt, sondern in dem Werke selbst überall durchblicken läßt, namentlich in der Einleitung, daß der Verfasser derjenige Teufel oder Satan sey, welcher dem Publico, besonders dem Frauenzimmer, wie auch denen Gelehrten durch frühere Opera, z. B. die Elixiere des Teufels et cetera, rühmlichst bekannt ist, wodurch wohl ebenfalls niemand anders gemeint ist, als der geheime Hofrath Teufel.

5. Man muß lachen über die Behauptung des Inculpaten, daß das in Frage stehende Opusculum, wie auch nichts destoweniger seine Anzeige, eigentlich eine Satire auf den Teufel und jegliche Teufelei jetziger Zeit sey! Denn diese Entschuldigung wird durch den Inhalt der Schrift selbst widerlegt; ja, jeder Leser von Vernunft muß das auch wohl eher für eine etwas geringe Nachäffung der Teufeleien, als für — eine Satire auf dieselbe erkennen. Wäre aber auch, was wir Juristen nicht einzusehen vermögen, das Werk dennoch eine Satire, so ist durchaus kein günstiger Umstand für ....f zu ziehen, weil derjenige Käufer, der etwas Echtes, vom Teufel Verfaßtes kaufen wollte, erst nach dem Kauf entdecken konnte, daß er betrogen sey.

6. Außer der völlig rechtswidrigen Täuschung der Lesewelt, Leihbibliotheken et cetera ist in der vorliegenden Defraudation auch ein Verbrechen gegen den begangen, dessen Name oder Firma mißbraucht worden,

namentlich und specialiter gegen den geheimen Hofrath Teufel, welcher sowohl als Gelehrter und Schriftsteller, als von wegen des Honorars seiner übrigen Schriften, sehr dabei interessirt ist, daß nicht das Geschreibsel Anderer, als von ihm niedergeschrieben, wie auch erdacht, angezeigt und verkauft werde.

7. Wenn endlich der Angeklagte behauptet, daß er das Buch arglos herausgegeben, ohne das Klein-Justheimer Recht hierüber zu kennen, daß ihn auch bei der Fälschung durchaus keine gewinnsüchtigen Absichten geleitet hätten, so ist uns dies gleichgültig, und haben nicht Rücksicht darauf zu nehmen; denn Fälschung ist Fälschung, sey es, ob man englische Teppiche nachahmt und als echt verkauft, oder Bücher schreibt unter falschem Namen; ist alles nur verkäufliche Waare und kann den Begriff des Vergehens nicht ändern, weil immer noch die Täuschung und Anschmierung der Käufer restirt, und zwar ebenfalls nichts destominder auch alsdann; wenn die Memoiren des Satan gleichen Werth mit den übrigen Büchern des Teufels hätten (was wir Klein-Justheimer übrigens bezweifeln, da jener geheimer Hofrath ist), weil dem Ebengedachten schon durch das Unterschieben eines fremden Machwerks unter seinem Namen ein Schaden in juridischem Sinne seyn thut.

Es ist daher, wie man gethan hat, erkannt worden u. s. w. u. s. w.

Gez. Präsident und Räthe des Criminalgerichts zu Klein-Justheim.

Hast du, geneigter Leser, niemals die berühmten Nürnberger Gliedermänner gesehen, so, kunstreich aus

Holz geschnitzt, ihre Gliedlein nach jedem Druck bewegen? Hast du wohl selbst in deiner Jugend mit solchen Männern gespielt und allerlei Kurzweil mit ihnen getrieben und probirt, ob es nicht schöner wäre, wenn er z. B. das Gesicht im Nacken trüge und den Rücken hinunter schaue, oder ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ihm die Beine ein wenig umgedreht würden, daß er vor- und rückwärts spaziere, wie man es haben wolle? Das hast du wohl versucht in den Tagen deiner Kindheit, und es war ein unschuldiges Spiel, denn dem Gliedermann war es gleichgültig, ob ihm die Beine über die Schulter herüber kamen oder nicht, ob er den Rücken herabschaute oder vorwärts, er lächelte so dumm wie zuvor, denn er hatte ja kein Gefühl und es that ihm nicht weh im Herzen, denn auch dieses war ja aus Holz geschnitzt, und wahrscheinlich aus Lindenholz.

Aber selbst ein solcher Gliedermann seyn zu müssen in den täppischen Händen der Klein-Justheimer Criminalen! Sie renkten und drehten mir die Glieder, setzten mir den Kopf so oder so, wie es ihnen gefällig, oder auch nach der Vorschrift des Justinian, drehten und wendeten mein Recht, bis das Cadaver vor ihnen lag auf dem grünen Sessionstisch, wie sie es haben wollten, mit verrenkten Gliedern, und sie nun anatomisch aufnotiren konnten, was für Fehler und Curiosa an ihm zu bemerken, nämlich, daß er das Gesicht im Nacken, die Füße einwärts, die Arme verschränkt et cetera trage, ganz gegen alle Ordnung und Recht.

Waare! Waare! nannten sie deine Memoiren, o Satan, Waare! als würde dergleichen nach der Elle

aus dem Gehirn hervorgehaspelt, wie es jener Schwarzkünstler und Escamoteur gethan, der Bänder verschluckte und sie herauszog Elle um Elle aus dem Rachen. Waarenfälschung, Einschwärzen, Defraudation, o welch herrliche Begriffe, um zu definiren, was man will! Und rechtswidrige Täuschung des Publikums! Wer hat denn darüber geklagt? Wer ist aufgestanden unter den Tausenden und hat Zeter geschrien, weil er gefunden, daß das Büchlein nicht von dem Schwarzen selbst herrühre, daß er den Missethäter bestraft wissen wolle für diese rechtswidrige Täuschung? O Klein-Justheim, wie weit bist du noch zurück hinter England und Frankreich, daß du nicht einmal einsehen kannst, Werke des Geistes seyen kein nachgemachter Rum oder Arak, und gehören durchaus nicht vor deine Schranken.

Traurig musterte ich das Manuscript des zweiten Theiles, der nun für mich und das Publikum verloren war; ich dachte nach über das Hohngelächter der Welt, wenn der erste nur ein Torso, ein schlechtes abgerissenes Stück, verachtet auf den Schranken der Leihbibliotheken sitze, trübselig auf die hohe Versammlung der Romane und Novellen aller Art herabschaue und ihnen ihre abgenützten Gewänder beneide, die den großen Furor, welchen sie in der Welt machen, beurkunden, wie er seine andere Hälfte, seinen Nebenmann, den Zweiten herbeiwünsche, um verbunden mit ihm schöne Damen und Herren zu besuchen, was ihm jetzt, als einem Invaliden, beinahe unmöglich war. Da wurde mir eines Morgens ein Brief überbracht, dessen Aufschrift mir bekannte Züge verrieth. Ich riß ihn auf und las:

Wohlgeborner, sehr verehrter Herr!

Durch den Oberjustizrath Hammel, der vor einigen Tagen das Zeitliche gesegnet und an mein Hoflager kam, erfuhr ich zu meinem großen Aerger die miserabeln Machinationen, die gegen Euch gemacht werden. Bildet Euch nicht ein, daß sie von mir herrühren. Mit großem Vergnügen denke ich noch immer an unser Zusammentreffen in den drei Reichskronen zu Mainz, und in meiner jetzigen Zurückgezogenheit und bei meinen vielen Geschäften im Norden komme ich selten dazu, eine deutsche Literaturzeitung zu lesen; aber einige Recensenten, welche ich sprach, versicherten mich, mit welchem Eifer Ihr meine Memoiren herausgegeben habt, und daß das Publikum meine Bemühungen zu schätzen wisse. Der Proceß, den man Euch an den Hals warf, kam mir daher um so unerwarteter. Glaubt mir, es ist nichts als ein schlechter Kunstgriff, um mich nicht als Schriftsteller aufkommen zu lassen, weil ich ein wenig über ihre Universitäten schimpfte und die ästhetischen Thees, und Euch wollen sie nebenbei auch drücken. Lasset Euch dies nicht kümmern, Wertheſter! gebt immer den zweiten Theil heraus; im Nothfall könnt Ihr gegenwärtiges Schreiben jedermann lesen lassen, namentlich den Wackerbart; sagt ihm, wenn er meine Handschrift nicht kenne, so kenne ich um so besser die seinige.

Ich kenne diese Leutchen, sie sind Raubritter und Korsaren, die jeden berühmten Proceß, der ihnen in die Hände fällt, für gute Prise erklären, und wenn sie ihn fest haben in den Krallen, so lange deuteln und drehen, bis sie ihn dahin entscheiden können, wo er ihnen

am meisten Ruhm nebst etzlichem Golde einträgt. Was war bei Euch von beiden zu erheben? Ihr, ein armseliger Doktor der Philosophie und Magister der brodlosen Künste, was seyd Ihr gegen einen persischen geheimen Hofrath? Denket also, die Sache sey ganz natürlich zugegangen, und grämet Euch nicht darüber. Was den persischen geheimen Hofrath betrifft, der meine Rolle übernommen hat, so will ich bei Gelegenheit ein Wort mit ihm sprechen.

Hier lege ich Euch noch ein kleines Manuscriptchen bei, ich habe es in den letzten Pfingstfeiertagen in Frankfurt aufgeschrieben; es ist im Ganzen ein Scherz und hat nicht viel zu bedeuten; doch schaltet Ihr es im zweiten Theile ein, es gibt vielleicht doch Leute, die sich dabei freundschaftlich meiner erinnern.

Gehabt Euch wohl; in der Hoffnung, Eure persönliche Bekanntschaft bald zu erneuern, bin ich

Euer wohlaffektionirter Freund
der Satan.

Man kann sich leicht denken, wie sehr mich dieser Brief freute. Ich lief sogleich damit zu dem wackern Mann, der meine Sache geführt hatte, ich zeigte ihm den Brief, ich erklärte ihm, appelliren zu wollen an ein höheres Gericht und den Originalbrief beizulegen.

Er zuckte die Achseln und sprach: „Lieber, sie wohnen zusammen in einer Hausmiethe, die Criminalen; ob Ihr um eine Treppe höher steigen wollt, aus dem Entresol in die Beletage zu den Vornehmeren, das ist einerlei, Ihr fallt nur um so tiefer, wenn sie Euch durchfallen lassen. Doch an mir soll es nicht fehlen.“

So sprach er und focht für mich mit erneuerten Kräften; doch — was half es? sie stimmten ab, erklärten den Persischen für den echten alleinigen Teufel, der allein das Recht habe, Teufeleien zu schreiben, und — der Proceß ging auch in der Beletage verloren.

Da faßte mich ein glühender Grimm; ich beschloß, und wenn es mich den Kopf kosten sollte, doch den zweiten Theil herauszugeben; ich nahm das Manuscript unter den Arm, raffte mich auf und — — erwachte.

Freundlich strahlte die Frühlingssonne in mein enges Stübchen, die Lerchen sangen vor dem Fenster und die Blüthenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Verschwunden war der böse Traum von Processen, Justizräthen, Klein-Justheim und alles, was mir Gram und Aerger bereitete, verschwunden, spurlos verschwunden.

Ich sprang auf von meinem Lager, ich erinnerte mich, den Abend zuvor bei einigen Gläsern guten Weins über einen ähnlichen Proceß mit Freunden gesprochen zu haben; da war mir nun im Traume alles so erschienen, als hätte ich selbst den Proceß gehabt, als wäre ich selbst verurtheilt worden von Criminalrichtern und Klein-Justheimer Schöppen.

Ich lächelte über mich selbst; wie pries ich mich glücklich, in einem Lande zu wohnen, wo dergleichen juridische Excesse gar nicht vorkämen, wo die Justiz sich nicht in Dinge mischt, die ihr fremd sind, wo es keine Wackerbärte gibt, die einen solchen Fund für gute Prise erklären, das Recht zum Gliedermann machen, und

darauf loshandthieren und drehen, ob es biege oder breche; wo man Erzeugniſſe des Geiſtes nicht als Waare handhabt, und Satire verſteht und zu würdigen weiß, wo man weder auf den Titel eines perſiſchen geheimen Hofraths, noch auf irgend dergleichen Rückſicht nimmt.

So dachte ich, pries mich glücklich und verlachte meinen komiſchen Proceßtraum.

Doch wie ſtaunte ich, als ich hintrat zu meinem Arbeitstiſch! Nein, es war keine Täuſchung, da lag er ja, der Brief des Satans, wie ich ihn im Traume geleſen, da lag das Manuſcript, das er mir im Briefe verheißen. Ich traute meinen Sinnen kaum, ich las, ich las wieder, und immer wurde mir der Zuſammenhang unbegreiflicher.

Doch ich konnte ja nicht anders, ich mußte ſeinen Wink befolgen und ſeinen „Beſuch in Frankfurt" dem zweiten Theile einverleiben.

Ich geſtehe, ich that es ungern. Ich hatte ſchon zu dieſem Theile alles geordnet, es fand ſich darin eine Skizze, die nicht ohne Intereſſe zu leſen war, ich meine jene Scene, wie er mit Napoleon eine Nacht in einer Hütte von Malojaroslawez zubrachte, und wie von jenen Augenblicken an ſo vieles auf geheimnißvolle Weiſe ſich geſtaltet im Leben jenes Mannes, dem ſelbſt der Teufel Achtung zollen mußte, vielleicht — weil er ihm nicht beikommen konnte, doch — vielleicht iſt es möglich, dieſes merkwürdige Aktenſtück dem Publikum an einem andern Orte mitzutheilen.

Noch war ich mit Durchſicht und Ordnen der Papiere beſchäftigt, da wurde die Thüre aufgeriſſen und mein Freund Moriz ſtürzte ins Zimmer.

„Weißt du ſchon?“ rief er, „er hat ihn verloren!“

„Wer? was hat man verloren?“

„Nun, von was wir geſtern ſprachen, den Proceß gegen Clauren meine ich, wegen des Mannes im Monde!“

„Wie? iſt es möglich!“ entgegnete ich, an meinen Traum denkend; „unſer Freund, der Candidatus Bemperlein? den Proceß?“

„Du kannſt dich drauf verlaſſen, ſo eben komme ich vom Muſeum, der Verleger ſagte es mir, ſo eben wurde ihm das Urtheil publicirt.“

„Aber wie konnte dies doch geſchehen? Moriz! war er etwa auch in Klein-Juſtheim anhängig?“

„Klein-Juſtheim? du fabelſt, Freund!“ erwiederte der Freund, indem er beſorgt meine Hand ergriff „was willſt du nur mit Klein-Juſtheim, wo gibt es denn einen ſolchen Ort?“

„Ach,“ ſagte ich beſchämt, „du haſt Recht; ich dachte an — meinen Traum.“

Mein Besuch in Frankfurt.

1.

Wen der Satan an der Table d'Hote im weißen Schwanen sah.

Kommt man um die Zeit des Pfingstfestes nach Frankfurt, so sollte man meinen, es gebe keine heiligere Stadt in der Christenheit; denn sie feiern daselbst nicht wie z. B. in Baiern anderthalb, oder, wie im Kalender vorgeschrieben, zwei Festtage, sondern sie rechnen vier Feiertage; die Juden haben deren sogar fünf, denn sie fangen in Bornheim ihre heiligen Uebungen schon am Samstag an, und der Bundestag hat sogar acht bis zehn.

Diese Festtage gelten aber in dieser Stadt weniger den wunderbaren Sprachkünsten der Apostel, als mir. Was die berühmtesten Mystiker am Pfingstfeste Morgens den guten Leutchen ans Herz gelegt, was die immensesten Rationalisten mit moralischer Salbung verkündet hatten, das war so gut als in den Wind gesprochen. Die Fragen: „ob man am Montag oder am Dienstag, am zweiten oder dritten Feiertag ins Wäldchen gehen, ob es nicht anständiger wäre, ins Wilhelmsbad zu fahren, ob man am vierten Feiertag nach Bornheim oder ins Vauxhall gehen solle, oder beides?“ diese Fragen schienen bei weitem wichtiger, als jene, die doch für andächtige Feiertagsleute viel näher lag: „ob die

Apostel damals auch Englisch und Plattdeutsch verstanden haben?"

Muß ein so aufgeweckter Sinn den Teufel nicht erfreuen, der an solchen Tagen mehr Seelen für sich gewinnt, als das ganze Judenquartier in einer guten Börsenstunde Gulden? Auch diesmal wieder kam ich zu Pfingsten nach Frankfurt. Leuten, die von einem berühmten Belletristen verwöhnt, alles bis aufs kleinste Detail wissen wollen, diene zur Nachricht, daß ich im weißen Schwanen auf Nr. 45. recht gut wohnte, an der großen Table d'Hote in angenehmer Gesellschaft trefflich speiste; den Küchenzettel mögen sie sich übrigens von dem Oberkellner ausbitten.

Schon in der ersten Stunde bemerkte ich ein Seufzen und Stöhnen, das aus dem Zimmer nebenan zu dringen schien. Ich trat näher, ich hörte deutlich, wie man auf gut Deutsch fluchte und tobte, dann Rechnungen und Bilanzen, die sich in viele Tausende beliefen, nachzählte, und dann wieder wimmerte und weinte, wie ein Kind, das seiner Aufgabe für die Schule nicht mächtig ist.

Theilnehmend, wie ich bin, schellte ich nach dem Kellner und fragte ihn, wer der Herr sey, der nebenan so überaus kläglich sich geberde?

„Nun," antwortete er, „das ist der stille Herr."

„Der stille Herr? lieber Freund, das gibt mir noch wenig Aufschluß, wer ist er denn?"

„Wir nennen ihn hier im Schwanen den stillen Herrn oder auch den Seufzer; er ist ein Kaufmann aus Dessau, nennt sich sonst Zwerner und wohnt schon seit vierzehn Tagen hier."

„Was thut er denn hier? iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen, daß er ſo gar kläglich winſelt?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ erwiederte er; „aber ſeit dem zweiten Tag, daß er hier iſt, iſt ſein einziges Geſchäft, daß er zwiſchen zwölf und ein Uhr in der neuen Judenſtraße auf- und abgeht, und dann kommt er zu Tiſch, ſpricht nichts, ißt nichts, und den ganzen Tag über jammert er ganz ſtille und trinkt Kapwein.“

„Nun das iſt keine ſchlimme Eigenſchaft,“ ſagte ich; „ſetzen Sie mich doch heute Mittag in ſeine Nähe.“ Der Kellner verſprach es, und ich lauſchte wieder auf meinen Nachbar.

„Den zwölften Mai,“ hörte ich ihn ſtöhnen, „Metalliques 84¾, öſterreichiſche Staatsobligationen 87⅝, Rothſchildſche Lotterieloſe, der Teufel hat ſie erfunden und gemacht! 132. Preußiſche Staatsſchuldſcheine 81! o Rebekka! Rebekka! wo will das hinaus! 81! Die Preußen! iſt denn gar keine Barmherzigkeit im Himmel?“

So ging es eine Zeitlang fort; bald hörte ich ihn ein Glas Kapwein zu ſich nehmen und ganz behaglich mit der Zunge dazu ſchnalzen; bald jammerte er wieder in den kläglichſten Tönen und miſchte die Conſols, die Rothſchildſchen Unverzinslichen und ſeine Rebekka auf herzbrechende Weiſe untereinander. Endlich wurde er ruhiger. Ich hörte ihn ſein Zimmer verlaſſen und den Gang hinabgehen, es war wohl die Stunde, in welcher er durch die neue Judenſtraße promenirte.

Der Kellner hatte Wort gehalten. Er wies, als ich in den Speiſeſaal trat, auf einen Stuhl: „Setzen ſich der Herr Doktor nur dorthin,“ flüſterte er, „zu

Ihrer Rechten sitzt der Seufzer.“ Ich setzte mich, ich betrachtete ihn von der Seite; wie man sich täuschen kann! Ich hatte einen jungen Mann von melancholischem gespenstigem Aussehen erwartet, wie man sie heutzutage in großen Städten und Romanen trifft, etwa bleichschmachtend und fein wie Eduard, von der Verfasserin der Urika, oder von schwächlichem, beinahe liederlichem Anblick, wie einige Schoppenhauersche oder Pichlersche Helden. Aber gerade das Gegentheil; ich fand einen untersetzten runden jungen Mann mit frischen wohlgenährten Wangen und rothen Lippen, der aber die trüben Augen beinahe immer niederschlug und um den hübschen Mund einen weinerlichen Zug hatte, welcher zu diesem frischen Gesicht nicht recht paßte.

Ich versuchte, während ich ihm allerlei treffliche Speisen anbot, einigemal mit ihm ins Gespräch zu kommen, aber immer vergeblich; er antwortete nur durch eine Verbeugung, begleitet von einem halbunterdrückten Seufzer. In solchen Augenblicken schlug er dann wohl die Augen auf, doch nicht, um auf mich zu blicken; er warf nur einen scheuen finstern Blick gerade aus und sah dann wieder seufzend auf seinen Teller.

Ich folgte einem dieser Blicke und glaubte zu bemerken, daß sie einem Herrn gelten mußten, der uns gegenüber saß und schon zuvor meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Er war gerade das Gegentheil von meinem Nachbar rechts. Seine schon etwas kahle gefurchte Stirne, sein bräunliches eingeschnurrtes Gesicht, seine schmalen Wangen, seine spitze weit hervortretende Nase deuteten

nicht weiter geforſcht hätte. „Nun, auch Fräulein von Rothſchild hat bemerkt, daß ich melancholiſch hinauf ſah? fragte er, indem er ſeine bitteren Züge durch eine Zuthat von Lächeln zu verſüßen ſuchte; „freilich, dieſe hat ein ſcharfes Geſicht durch die Lorgnette" —

„Richtig, das war es," erwiederte Rebs, „das war es; ja, als ich auf Sie hinabwies und Rebeckchen Ihre Leiden anſchaulich machte, ſchlug ſie mich mit ihrem Jokofächer auf die Hand und nannte mich einen Schalk."

Mein Nachbar wurde wieder finſter, ſeine rothen Wangen rötheten ſich noch mehr und die anſehnliche Breite ſeines Geſichtes erweiterte ſich noch durch wilden Trotz, der in ihm wüthete. Er zog den Kopf tief in die Schultern und blitzte das Kaninchen hin und wieder mit einem grimmigen Blick an. Er hatte nie ſo große Aehnlichkeit mit einem angenehmen Froſchjüngling, der an einem warmen Juniabend trauernd auf dem Deichel ſitzt, als in dieſem Augenblicke.

Graf Rebs bemerkte dies. Mit angenehmer Herablaſſung, wobei er das r noch mehr ſchnurren ließ, als zuvor, ſprach er: „Werther Monſieur Zwerner, Sie dürfen aus dem Schlag mit dem Jokofächer keine argen Folgerungen ziehen. Es iſt nur eine façon de parler unter Leuten von gutem Ton. Wegen meiner dürfen Sie ruhig ſeyn. Zwar ſo lange man jung iſt," fuhr er fort, indem er den Halskragen höher heraufzog und ſchalkhaft daraus hervorſah, wie das Kaninchen aus dem Buſch, „zwar ſo lange man jung iſt, macht man ſich hie und da ein Späßchen. Aber ein ganz anderer Gegenſtand feſſelt mich jetzt, Liebſter! Haben Sie ſchon

die Nichte des englischen Botschafters gesehen, die seit drei Tagen hier in Frankfurt ist?"

„Nein," antwortete mein Nachbar, leichter athmend.

„Oh, ein deliciöses Kind! Augenbraunen wie, wie — wie mein Rock hier, einen Mund zum küssen und in dem schönen Gesicht so etwas Pikantes, ich möchte sagen so viel englische Race. Nun, wir sind hier unter uns, ich kann Sie versichern, es ist auffallend, aber wahr, ich sollte es nicht sagen, es beschämt mich, aber auf Ehre, Sie können sich darauf verlassen, obgleich es ein ganz komischer Fall ist, übrigens hoffe ich mich auf Ihre Diskretion verlassen zu können; nein es ist wirklich auffallend, in drei Tagen...."

„Nun so bitte ich Sie doch um Gottes willen, Herr Graf, was wollen Sie denn sagen?"

Es war ein eigener Genuß, das Kaninchen in diesem Augenblick anzusehen. Ein Gedanke schien ihn zu kitzeln, denn er kniff die Aeuglein zu, sein Kinn verlängerte sich, seine Nase bog sich abwärts nach den Lippen und sein Mund war nur noch eine dünne zarte Linie; dazu arbeitete er mit dem zierlich gekrümmten Rücken und den Schulterblättern, als wollte er anfangen zu fliegen, und mit den abgelebten Knöchlein seiner Finger fuhr er auf dem Tisch umher. Noch einmal mußte der Seufzer ihn ermuntern, sein Geheimniß preiszugeben, bis er endlich hervorbrachte: „Sie ist in mich verliebt. Sie staunen? ich kann es Ihnen nicht übel nehmen, auch mir wollte es anfangs sonderbar bedünken, in so kurzer Zeit; aber ich habe meine sicheren Kennzeichen, und auch andere haben es bemerkt."

„Sie Glücklicher!“ rief der Seufzer nicht ohne Ironie, „wo Sie nur hintippen, schlagen Ihnen Herzen entgegen; übrigens rathe ich, diese Engländerin ernstlicher zu verfolgen; bedenken Sie, eine so solide Partie“ —

„Merke schon, merke schon,“ entgegnete Rebs mit schlauem Lächeln, „es ist Ihnen um Rebekka, Sie wollen, ich solle dort gänzlich aus dem Felde ziehen. Solide Partie? Sie werden doch nicht meinen, daß ich schon heirathen will? Gott bewahre mich! aber wegen Rebeckchen dürfen Sie ruhig seyn; ich ziehe mich gänzlich zurück. Und sollte vielleicht eine vorübergehende Neigung in dem Mädchen — Sie verstehen mich schon, — das wird sich bald geben, ich glaube nicht, daß sie mich ernstlich geliebt hat.“

„Ich glaube auch nicht,“ entgegnete der Seufzer mit einem Ton, in welchem sich bittere Ironie mit Grimm mischte. Die Gesellschaft stand auf, wir folgten. Graf Rebs tänzelte lächelnd zu den Damen, welchen er während der Tafel so zärtliche Blicke zugeworfen, ich aber folgte dem unglücklichen Seufzer.

2.

Trost für Liebende.

„Was war doch dies für ein sonderbarer Herr?“ fragte ich meinen Nachbar, indem ich mich dicht an ihn anschloß. „Findet er wirklich bei den Damen so sehr Beifall, oder ist er ein wenig verrückt?“

„Ein Geck ist er, ein Narr!“ rief der Seufzende, indem er mit dem Kopf aus den Schultern herausfuhr

und die Arme umher warf; „ein alter Junggeselle von fünfundvierzig und spielt noch den ersten Liebhaber. Eitel, thöricht, glaubt, jede Dame, die er aus seinen kleinen Aeugelein anblinzelt, sey in ihn verliebt, drängt sich überall an und ein" —

„Nun da spielt dieser Graf Rebs eine lächerliche Rolle in der Gesellschaft, da wird er wohl überall verhöhnt und abgewiesen?"

„Ja wenn die Damen dächten wie Sie, werthgeschätzter Herr! aber so lächerlich dieser Gnome ist, so thöricht er sich überall geberdet, so — oh Rebekka! der Teufel hat die Weiberherzen gemacht."

„Ei, ei!" sagte ich, indem ich schnell Nro. 45 aufschloß und den Verzweifelnden hinein schob, „ei! lieber Herr Zwerner, wer wird so arge Beschuldigungen ausstoßen? Und auf Fräulein Rebekka — setzen Sie sich doch gefälligst aufs Sopha — auf das Fräulein sollte er auch Eindruck gemacht haben, dieser Gliedermann?"

„Ach, nicht er, nicht er; sie sieht, daß er lächerlich ist und geckenhaft, und doch kokettirt sie mit ihm; nicht mit ihm, sondern mit seinem Titel. Es schmeichelt ihr, einen Grafen in ihrer Loge zu sehen, oder auf der Promenade von ihm begrüßt zu werden; vielleicht wenn sie eine Christin wäre, hätte sie einen solidern Geschmack."

„Wie, das Fräulein ist eine Jüdin?"

„Ja, es ist ein Judenfräulein; ihr Vater ist der reiche Simon in der neuen Judenstraße; das große gelbe Haus neben dem Herrn von Rothschild, und eine Million hat er, das ist ausgemacht."

„Sie haben einen soliden Geschmack, und wie ich aus dem Gespräch des Grafen bemerkt habe, können Sie sich einige Hoffnung machen?"

„Ja," erwiederte er ärgerlich, „wenn nicht der Satan das Papierwesen erfunden hätte. So stehe ich immer zwischen Thüre und Angel. Glaube ich heute einen festen Preis, ein sicheres Vermögen zu haben, um vor Herrn Simon treten und sagen zu können: Herr! wir wollen ein kleines Geschäft machen mit einander, ich bin das Haus Zwerner und Comp. aus Dessau, stehe so und so, wollen Sie mir Ihre Tochter geben? Glaube ich nun so sprechen zu können, so läßt auf einmal der Teufel die Metalliques um zwei, drei Procent steigen, ich verliere, und meinem Schwiegerpapa, der daran gewinnt, steigt der Kamm um so viele Procente höher, und an eine Verbindung ist dann nicht mehr zu denken."

„Aber kann denn nicht der Fall eintreten, daß Sie gewinnen?"

„Ja, und dann bin ich so schlecht berathen wie zuvor. Herr Simon ist von der Gegenpartei. Gewinne ich nun durch das Sinken dieser oder jener Papiere, so verliert er ebensoviel, und dann ist nichts mit ihm anzufangen, denn er ist ein ausgemachter Narr und reif für das Tollhaus, wenn er verliert. Ach, und aus Rebeckchen, so gut sie sonst ist, guckt auf allen Seiten der jüdische Geldteufel heraus."

„Wie, sollte es möglich seyn, eine junge Dame sollte so sehr nach Geld sehen?"

„Da kennen Sie die Mädchen, wie sie heutzutage sind, schlecht," erwiederte er seufzend. „Titel oder

Geld, Geld oder Titel, das ist es, was sie wollen. Können sie sich durch einen Lieutenant zur gnädigen Frau machen lassen, so ist er ihnen eben recht; hat ein Mann wie ich Geld, so wiegt dies den Adel zur Noth auf, weil derselbe gewöhnlich keines hat."

„Nun, ich denke aber, das Haus Zwerner und Comp. in Dessau hat Geld, woher also Ihr Zweifel an der Liebe des Fräuleins?"

„Ja, ja!" sagte er etwas freundlicher, „wir haben Geld, und so viel, um immer mit Anstand um eine Tochter des Herrn Simon zu freien; aber Sie kennen die Frankfurter Mädchen nicht, werther Herr! Ist von einem angenehmen liebenswürdigen jungen Mann die Rede, so fragen sie: wie steht er? Steht er nun nicht nach allen Börsenregeln solid, so ist er in ihren Augen ein Subject, an das man nicht denken muß."

„Und Rebekka denkt auch so?"

„Wie soll sie andere Empfindungen kennen lernen in der neuen Judenstraße? Ach! ihre Neigung zu mir wechselt nach dem Kurs der Börsenhalle! Man weiß hier, daß ich mich verführen ließ, viele Metalliques und preußische Staatsschuldscheine zu kaufen. Mein Interesse geht mit dem der hohen Mächte und mit dem Wohl Griechenlands Hand in Hand. Verliert die Pforte, so gewinne ich und werde ein reicher Mann; gewinnt der Großtürke und sein Reis-Effendi, so bin ich um zwanzigtausend Kaisergulden ärmer und nicht mehr würdig, um sie zu freien. Das weiß nun das liebenswürdige Geschöpf gar wohl, und ihr Herz ist getheilt zwischen mir und dem Vater. Bald möchte sie gerne, daß die Pforte

das Ultimatum annehme, um mein Glück zu fördern, bald denkt sie wieder, wie viel ihr Vater durch diese Spekulation des Herrn von Metternich verlieren könnte, und wünscht dem Effendi so viel Verstand als möglich. Ich Unglücklicher!"

„Aber lieben Sie denn wirklich dieses edle Geschöpf?" fragte ich.

Thränen traten ihm in die Augen, ein tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust. „Wie sollte ich sie nicht lieben?" antwortete er. „Bedenken Sie, fünfzigtausend Thaler Mitgift und nach des Vaters Tod eine halbe Million, und wenn Gott den Israelchen zu sich nimmt, eine ganze. Und dabei ist sie vernünftig und liebenswürdig, hat so was Feines, Zartes, Orientalisches; ein schwarzes Auge voll Gluth, eine kühn geschwungene Nase, frische Lippen, der Teint, wie ich ihn liebe, etwas dunkel und dennoch röthlich. Ha! und eine Figur! Herr! wie sollte man ein solches Geschöpf nicht lieben!"

„Und haben Sie keinen Rival als den Gnomen, den Grafen Rebs?"

„O, einige Judenjünglinge, bedeutende Häuser, buhlen um sie, aber ihr Sinn steht nach einem soliden Christen; sie weiß, daß bei uns alles nobler und freier geht als bei ihrem Volk, und schämt sich, in guter Gesellschaft für eine Jüdin zu gelten. Daher hat sie sich auch den Frankfurter Dialekt ganz abgewöhnt und spricht Preußisch; Sie sollten hören, wie schön es klingt, wenn sie sagt, „ißt es möchlich?" oder: „es jienge wohl, aber es jeht nich."

Der Seufzer gefiel mir; es ist ein eigenes sonderbares Volk, diese jungen Herren vom Handelsstand. Sie bilden sich hinter ihrem Ladentisch eine eigene Welt von Ideen, die sie aus den trefflichsten Romanen der Leihbibliotheken sammeln; sie sehen die Menschen, die Gesellschaft nie, es sey denn, wenn sie Abends durch die Promenade gehen, oder Sonntags, gekleidet wie Herren comme il faut, auf Kirchweihen oder sonstigen Bällen sich amüsiren. Reisen sie hernach, so dreht sich ihr Ideengang um ihre Musterkarte und die schöne Wirthin der nächsten Station, welche ihnen von einem Kameraden und Vorgänger empfohlen ist, oder um die Kellnerin des letzten Nachtlagers, die, wie sie glauben, noch lange um den schönen wohlgewachsenen jungen Mann weinen wird. Sie haben irgendwo gelesen oder gehört, daß der Handelsstand gegenwärtig viel zu bedeuten habe, darum sprechen sie mit Ehrfurcht von sich und ihrem Wesen, und nie habe ich gefunden, daß einer von sich sagte: Kaufmann oder Bänderkrämer, sondern: „ich reise in Geschäften des Hauses Bäuerlein oder Zwierlein," und fragt man, in welchen Artikeln, so kann man unter zehn auf neun rechnen, sie ganz bescheiden antworten zu hören: Knöpfe, Haften und Haken, Tabak, Schnupf- und Rauch-, und dergleichen bedeutende Artikel. Haben sie nun gar im Städtchen ihrer Heimath ein Schätzchen zurückgelassen, so darf man darauf rechnen, sie werden, wenn von Liebe die Rede ist, ihre sehr interessante Geschichte erzählen, wie sie Fräulein Jettchen beim Mondschein kennen gelernt haben, sie werden die Brieftasche öffnen und unter hundert Empfehlungsbriefen,

Annoncen von Gasthöfen ꝛc., ein Seidenpapier hervorziehen, das ein Pröbchen Haar von der Stirne der Geliebten enthält.

Glückliche Nomaden! Ihr allein seyd noch heutzutage die fahrenden Ritter der Christenheit; und wenn es euch auch nicht zukommt, mit eingelegter Lanze à la Don Quixote eurer Jungfrauen Schönheit zu vertheidigen, so richtet ihr doch in jeder Kneipe nicht weniger Verwüstung an, wie jener mannhafte Ritter, und seyd überdies meist euer eigener Sancho Pansa an der Tafel.

Eine solche liebenswürdige Erziehung, aus Comptoirspekulationen, Romanen, Mondscheinliebe und Handelsreisen zusammengesetzt, schien nun auch mein Nachbar Seufzer genossen zu haben. Nur etwas fehlte ihm, er war zu ehrlich. Wie leicht wäre es für einen Mann von Zweimalhunderttausend gewesen, Kuriere nicht von Höchst oder von Langen, sondern von Wien, sogar mit authentischen Nachrichten kommen zu lassen, um seinem Glücke aufzuhelfen. Ist denn auf der Erde nicht alles um Geld feil? und wenn Rothschild mit Geld etwas machen kann, warum sollte es ein anderer nicht auch können, wenn sein Geld eben so gut ist als das des großen Makkabäers?

Zwar ein solcher Sperling macht keinen Sommer, eine solche Handelsseele mehr oder weniger mein, kann mir nicht nützen; doch die Nüancen ergötzen mich, jenes bunte Farbenspiel, bis ein solcher Hecht ins Netz geht, und darum beschloß ich ihm zu nützen, ihn zu fangen.

„Ich bin," sagte ich zu ihm, „ich bin selbst einigermaßen Papierspekulant, daher werden Sie mir vergeben,

wenn ich Ihre bisherige Verfahrungsart etwas sonderbar finde."

„Wie meinen Sie das?" fragte er verwundert. „Als ich in Dessau war, ließ ich mir nicht jeden Posttag den Kurszettel schicken? und hier, gehe ich nicht jeden Tag in die Börsenhalle? gehe ich nicht jeden Tag in die neue Judenstraße, um das Neueste zu erfragen?"

„Das ist es nicht, was ich meine; ein Genie wie Sie, Herr Zwerner (er verbeugte sich lächelnd), das heißt, ein Mann mit diesen Mitteln, der etwas wagen will, muß selbst eingreifen in den Lauf der Zeiten."

„Aber, mein Gott!" rief er verwunderungsvoll, „das kann ja jetzt niemand als der Rothschild, der Reis-Effendi und der Herr von Metternich; wie meinen Sie denn?"

„Ueber Ihr Glück, Sie geben es selbst zu, kann ein einziger Tag, eine einzige Stunde entscheiden; zum Beispiel, wenn die Pforte das Ultimatum verwirft, die Nachricht schnell hieher kömmt, kann eine Krisis sich bilden, die Sie stürzt. Eben so im Gegentheil, können Sie durch eine solche Nachricht sehr gewinnen, weil dann Ihre Papiere steigen!"

„Gewiß, gewiß," seufzte er; „aber ich sehe nur noch nicht recht ein" —

„Nur Geduld; wer gibt nun diese Nachricht, wer bekommt sie? Das Ministerium in Wien oder ein guter Freund, der sehr nahe hin gehorcht und dem großen Portier ein Stück Geld in die Hand gedrückt hat, läßt noch in der Nacht einen Kurier aufsitzen, der reitet und fährt und fliegt nach Frankfurt und bringt die Depesche, wem?"

„Ach, dem Glücklichsten, dem Vornehmsten!“

„Nein, dem, der am besten zahlt. Einen solchen Kurier kann ich Ihnen um Geld auch verschaffen, ich habe Connexionen in Wien. Man kann dort mancherlei erfahren, ohne gerade der österreichische Beobachter zu seyn; kurz, wir lassen einen Brief mit der Nachricht einer wichtigen Krisis, eines bedeutenden Vorfalls, kommen“ —

„Etwa, der Sultan habe einen Schlag bekommen, oder der Kaiser von Rußland sey plötzlich“ —

„Nichts davon, das ist zu wahrscheinlich, als daß es die Leute glauben! Unwahrscheinliches, Ueberraschendes muß auf der Börse wirken!“

„Also etwa der Fürst von M. sey ein Türke geworden; habe dem Islam geschworen?“

„Ich sage Ihnen ja, nichts Wahrscheinliches; nein, geradezu, die Pforte habe das Ultimatum angenommen. Bekommen Sie nun diese Nachricht mit allem möglichen geheimnißvollen Wesen, lassen Sie den Kurier sogleich ein paar Stationen weiter reisen, lassen Sie den Brief einige Geheimnißkrämer lesen, gehen kurze Zeit darauf in die Börsenhalle, so kann es nicht fehlen, Sie sind ein wichtiger Mann und setzen Ihre Papiere mit Gewinn ab.“

„Aber, lieber Herr,“ erwiederte der Kaufmann von Dessau kläglich, „das wäre ja denn doch erlogen, wie man zu sagen pflegt, eine Sünde für einen rechtlichen Mann; bedenken Sie, ein Kaufmann muß im Geruch von Ehrlichkeit stehen, will er Kredit haben.“

„Ehrlichkeit? Possen! Geld, Geld, das ist es, wornach er riechen muß, und nicht nach Ehrlichkeit. Und

was nennen Sie am Ende Ehrlichkeit? ob Sie Ihre Kunden bei einem Pfunde Kaffee betrügen, ob Sie einem alten Weib ihr Loth Schnupftabak zu leicht wiegen oder ob ſie daſſelbe Experiment im Großen vornehmen, das iſt am Ende daſſelbe."

„Ei, verzeihen Sie," da muß ich denn doch bitten; an der Priſe, die das Weib zu wenig bekömmt, ſtirbt ſie nicht, wie man zu ſagen pflegt, aber wenn ich einen ſolchen Kurier kommen laſſe, ſo kann er durch ſeine falſche Nachricht ein Nachrichter der ganzen Börſe werden; viele Häuſer können falliren, andere wanken und im Kredit verlieren, und das wäre dann meine Schuld!"

„So, mein Herr?" ſagte ich mit mitleidigem Lächeln zu der ſchwachen Seele, „ſo, Sie ſchämen ſich nicht, die Moral, das Herrlichſte, das man auf Erden hat, ſo zu verhunzen? Alſo wegen der Folgen wollen Sie nicht? nicht vor dem Beginnen an ſich, als einem unmoraliſchen, beben Sie zurück? Wer den Anfang einer That nicht ſcheut, darf auch ihr Ende nicht ſcheuen, ohne für eine kleine Seele zu gelten. Oder glauben Sie, eine Rebekka könne man dadurch verdienen, daß man im weißen Schwanen wohnt und ſeufzt, daß man zur Tafel geht und mit dem Kaninchen, dem Grafen Rebs grollt?"

„Aber, mein Herr," rief der Seufzer etwas pikirt, „ich weiß gar nicht, was Sie mir, als einem ganz Fremden für eine Theilnahme erzeigen; ich weiß gar nicht, wie ich das nehmen ſoll?"

„Mein Herr, das haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben; Sie haben mir Ihre Lage entdeckt und mich gleichſam um Rath gefragt, daher meine Antwort. Uebrigens bin

ich ein Mann, der reist, um überall das Treffliche und Erhabene kennen zu lernen. In Ihnen glaubte ich gleich auf den ersten Anblick solches gefunden zu habe" —

„Bitte recht sehr, eine so ganz gewöhnliche Physiognomie wie die meine" —

„Das können Sie nicht so beurtheilen wie ein anderer; auf Ihrer Stirne thront etwas Freies, Muthiges, um Ihren Mund weht ein anziehender Geist" —

„Finden Sie das wirklich?" rief er, indem er lächelnd meine Hand faßte und verstohlen nach dem Spiegel blickte. „Es ist wahr, man hat mir schon dergleichen gesagt, und in Stuttgart hat man mich sogar versichert, ich sey dem berühmten Dannecker auf der Straße aufgefallen, und er sey eigens deßwegen einigemal in den König von England gekommen, um von mir etwas für seinen Johannes abzusehen."

„Nun sehen Sie, wie muß es nun einen Mann, wie ich bin, überraschen, so wenig Muth, so wenig Entschluß hinter dieser freien Stirne, diesem muthigen Auge zu finden!"

„Ach, Sie nehmen es auch zu strenge; ich habe ja Ihren Vorschlag durchaus nicht verworfen, nur einiges Bedenken, einige kleine Zweifel stiegen in mir auf, und — nun Sie haben wahrlich nicht Unrecht, ich fühle einen gewissen Muth, eine gewisse Freiheit in mir, es ist ein gewisses Etwas, ja — so gut es ein anderer thun kann, will ich es auch versuchen. Es sey, wie Sie sagten, ich will es daran rücken und einen Kurier kommen lassen; wir wollen die Metalliques steigern!"

3.

Ein Schabbes in Bornheim.

Der einzige Zweifel, der den ſeufzenden Deſſauer noch quälte, war die Furcht, den Vater ſeiner Geliebten in bedeutenden Verluſt zu ſtürzen, wenn er ſeine Operation nach meinem Plane einrichte. Doch auch dafür wußte ich ein gutes, ſehr einfaches Mittel. Er mußte den Herrn Simon in der neuen Judenſtraße auf ſeine Seite bringen, mußte ihm bedeutende Winke von der nahenden Kriſis geben; entweder nahm dann der Jude an dem ganzen Unternehmen unbewußt Theil und gewann zugleich mit dem Deſſauer, oder er war wenigſtens gewarnt und mußte einige Achtung vor einem Mann bekommen, der ſo genau die politiſchen Wendungen zu berechnen wußte, der ſeine Combinationen ſo geſchickt zu machen verſtand.

Dem Kaufmann leuchtete dies ein. Er kam von ſelbſt auf den Gedanken, noch an dieſem Tage mit dem alten Simon zu ſprechen, und lud mich ein, mit ihm nach Bornheim zu fahren, wo der Schabbes heute die noble Welt des alten Judenquartiers, der neuen Judenſtraße, überhaupt alle Stämme Iſraels verſammelt habe.

Wir fuhren hinaus; der Seufzer ſchien ein ganz anderer Menſch geworden zu ſeyn. Sein trübſeliges Geſicht leuchtete freundlich vom Glanze der Hoffnung, ſein Auge hob ſich freier, um ſeine Stirne, ſeinen Mund war jede Melancholie verſchwunden, ſein großer runder Kopf ſteht nicht mehr zwiſchen den Schultern, er trägt ihn freier, erhabener, als wollte er ſagen: „Seht, ihr Frankfurter und Bornheimer, ich bin es, das Haus

ich ein Mann, der reist, um überall das Treffliche und Erhabene kennen zu lernen. In Ihnen glaubte ich gleich auf den ersten Anblick solches gefunden zu habe" —

„Bitte recht sehr, eine so ganz gewöhnliche Physiognomie wie die meine" —

„Das können Sie nicht so beurtheilen wie ein anderer; auf Ihrer Stirne thront etwas Freies, Muthiges, um Ihren Mund weht ein anziehender Geist" —

„Finden Sie das wirklich?" rief er, indem er lächelnd meine Hand faßte und verstohlen nach dem Spiegel blickte. „Es ist wahr, man hat mir schon dergleichen gesagt, und in Stuttgart hat man mich sogar versichert, ich sey dem berühmten Dannecker auf der Straße aufgefallen, und er sey eigens deßwegen einigemal in den König von England gekommen, um von mir etwas für seinen Johannes abzusehen."

„Nun sehen Sie, wie muß es nun einen Mann, wie ich bin, überraschen, so wenig Muth, so wenig Entschluß hinter dieser freien Stirne, diesem muthigen Auge zu finden!"

„Ach, Sie nehmen es auch zu strenge; ich habe ja Ihren Vorschlag durchaus nicht verworfen, nur einiges Bedenken, einige kleine Zweifel stiegen in mir auf, und — nun Sie haben wahrlich nicht Unrecht, ich fühle einen gewissen Muth, eine gewisse Freiheit in mir, es ist ein gewisses Etwas, ja — so gut es ein anderer thun kann, will ich es auch versuchen. Es sey, wie Sie sagten, ich will es daran rücken und einen Kurier kommen lassen; wir wollen die Metalliques steigern!"

3.

Ein Schabbes in Bornheim.

Der einzige Zweifel, der den ſeufzenden Deſſauer noch quälte, war die Furcht, den Vater ſeiner Geliebten in bedeutenden Verluſt zu ſtürzen, wenn er ſeine Operation nach meinem Plane einrichte. Doch auch dafür wußte ich ein gutes, ſehr einfaches Mittel. Er mußte den Herrn Simon in der neuen Judenſtraße auf ſeine Seite bringen, mußte ihm bedeutende Winke von der nahenden Kriſis geben; entweder nahm dann der Jude an dem ganzen Unternehmen unbewußt Theil und gewann zugleich mit dem Deſſauer, oder er war wenigſtens gewarnt und mußte einige Achtung vor einem Mann bekommen, der ſo genau die politiſchen Wendungen zu berechnen wußte, der ſeine Combinationen ſo geſchickt zu machen verſtand.

Dem Kaufmann leuchtete dies ein. Er kam von ſelbſt auf den Gedanken, noch an dieſem Tage mit dem alten Simon zu ſprechen, und lud mich ein, mit ihm nach Bornheim zu fahren, wo der Schabbes heute die noble Welt des alten Judenquartiers, der neuen Judenſtraße, überhaupt alle Stämme Iſraels verſammelt habe.

Wir fuhren hinaus; der Seufzer ſchien ein ganz anderer Menſch geworden zu ſeyn. Sein trübſeliges Geſicht leuchtete freundlich vom Glanze der Hoffnung, ſein Auge hob ſich freier, um ſeine Stirne, ſeinen Mund war jede Melancholie verſchwunden, ſein großer runder Kopf ſteht nicht mehr zwiſchen den Schultern, er trägt ihn freier, erhabener, als wollte er ſagen: „Seht, ihr Frankfurter und Bornheimer, ich bin es, das Haus

Zwerner und Comp. aus Dessau, nächstens eine bedeutende Person an der Börse, und wenn es gut geht, Bräutigam der schönen Rebekka Simon in der neuen Judenstraße!"

Aus dem Garten des goldenen Löwen in Bornheim tönten uns die zitternden Klänge von Harfen und Guitarren und das Geigen verstimmter Violinen entgegen; das Volk Gottes ließ sich vormusiciren im Freien, wie einst ihr König Saul, wenn er übler Laune war. Wir traten ein; da saßen sie, die Söhne und Töchter Abrahams, Isaaks und Jakobs, mit funkelnden Augen, kühn gebogenen Nasen, fein geschnittenen Gesichtern, wie aus einer Form geprägt, da saßen sie vergnügt und fröhlich plaudernd, und tranken Champagner aus saurem Wein, Zucker und Mineralwasser zubereitet, da saßen sie in malerischen Gruppen unter den Bäumen, und der Garten war anzuschauen, als wäre er das gelobte Land Kanaan, das der Prophet vom Berge gesehen und seinem Volk verheißen hatte. Wie sich doch die Zeiten ändern durch die Aufklärung und das Geld!

Es waren dies dieselben Menschen, die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade setzen durften, sondern bescheiden den Nebenweg gingen; dieselben, die den Hut abziehen mußten, wenn man ihnen zurief: „Jude, sey artig, mach' dein Compliment!" dieselben, die von dem Bürgermeister und dem hohen Rath der freien Stadt Frankfurt jede Nacht eingepfercht wurden in ihr schmutziges Quartier. Und wie so ganz anders waren sie jetzt anzuschauen. Ueberladen mit Putz und köstlichen Steinen saßen die Frauen

und Judenfräulein; die Männer, konnten ſie auch nicht die ſpitzigen Ellbogen und die vorgebogenen Knie ihres Volkes verleugnen, ſuchten ſie auch umſonſt den ruhigen ſoliden Anſtand eines Kaufherrn von der Zeile oder der Million zu kopiren, die Männer hatten ſich ſonntäglich und ſchön angethan, ließen ſchwere goldene Ketten über die Bruſt und den Magen herab hängen, ſtreckten alle zehn Finger, mit blitzenden Solitairs beſteckt, von ſich, als wollten ſie zu verſtehen geben: „Iſt das nicht was ganz Solides? Sind wir nicht das auserwählte Volk? Wer hat denn alles Geld, gemünzt und in Barren, als wir? Wem iſt Gott und Welt, Kaiſer und König ſchuldig, wem anders als uns?“

„Dort ſitzt ſie, die Taube von Juda, dort ſitzt ſie, die Gazelle des Morgens!“ rief der Seufzer in poetiſcher Ekſtaſe und zerrte mich am Arm; „ſchauen Sie dort, unter dem Zelt von hölzernem Gitterwerk. Der mit dem runden Leib, der langen Naſe und den grauen Löckchen am Ohr iſt der Vater, Herr Simon aus der neuen Judenſtraße, die dicke Frau rechts mit den ſchwarzſeidenen Locken und dem rothbraunen Geſicht iſt die Tante; eine fatale Verwandtſchaft, aber man weiß ſich in Zukunft zu ſepariren nach und nach.“

„Aber wo iſt denn die Gazelle, die Taube, ich ſehe ſie noch nicht“ —

„Geduld! noch bedeckt die neidiſche Wolke, die Tante, das Geſtirn des Aufgangs; faſſen wir ein Herz, treten wir näher. Doch eben fällt mir bei, ich muß Sie vorſtellen; wie nenne ich Sie, mein lieber Freund und Rathgeber?“

„Ich bin der k. k. Legationsrath Schmälzchen aus Wien," gab ich ihm zur Antwort, „reiſe in Geſchäften meines Hofes nach Mainz."

„Ah!" rief er, nachdem er ſchon bei dem kaiſerlich königlich an den Hut gegriffen hatte, „Le — Legationsrath, wirklicher und nicht blos Titular um's liebe Geld? Das freut mich, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Hätte es mir gleich vorſtellen können, Sie haben einen gar tiefen Blick in die Staatsaffairen. Wahrhaftig, hätte es Ihnen gleich anſehen können; haben ſo etwas Diplomatiſches, Kabinetsmäßiges in Dero Viſage."

„Bitte, bitte, keine Complimente. Gehen wir zum Juden, ich hoffe Ihnen nützlich ſeyn zu können."

Wir traten zu dem Zelt aus hölzernem Gitterwerk. Mein Begleiter erröthete tiefer, je näher er trat; ſeine Wangen liefen vom Hellrothen ins Dunkelrothe, von da ins bläulich Schattirte an, und als wir vor dem Herrn Simon ſtanden, war er anzuſehen wie eine ſchöne dunkelrothe Herzkirſche. Die Tante, „das neidiſche Gewölk," erhob ſich, und nun ward auch das Geſtirn des Morgens ſichtbar. Das Schickſelchen, die Kalle, ich meine Rebekka, des Juden Tochter, war nicht übel. Sie hatte, um mich wie Graf Rebs auszudrücken, viel Race, und ihre Augen konnte den Seufzer wohl bis aufs Herz durchbrennen, obgleich er zur Vorſicht und aus Eleganz drei Weſten angethan hatte.

Nachdem mich mein Freund, der als ſolides Haus aus Deſſau bei der Familie wohl gelitten ſchien, vorgeſtellt hatte, machte er ſich an die Taube von Juda, und überließ es mir, den alten Simon zu unterhalten.

Mein Titel schien ihm einigen Respekt eingeflößt zu haben. „Haben da ein schönes Fach erwählt, Herr von Schmelzlein,“ bemerkte er wohlgefällig lächelnd; „habe immer eine Inklination für die Diplomatik gehabt, aber die Verhältnisse wollten es nicht, daß ich ein Gesandter oder dergleichen wurde. Man weiß da gleich Alles aus der ersten Hand! man kann viel kompliciren und dergleichen; was ließen sich da für Geschäfte machen!“

„Sie haben Recht, mein Herr! Man lernt da die verwickelten Verhältnisse kennen. Allein aber schauen's, das Ding hat auch seinen Haken. Man weiß oft eigentlich zu viel, es geht einem wie ein Rad im Kopf umher.“

Der Jude rückte näher. Mit einem Wiener Diplomaten, mochte er denken, nehme ich es auch noch auf. „Zeviel?“ sagte er, „ich für meinen Theil kann nie zeviel wissen. Was die Papiere betrifft, da kann ein Fingerzeig, ein halber, ein Viertelsgedanke oft mehr thun, als eine lange Rede im Frankfurter Museum. Nu, Sie stehen solide in Wien. Ihr Staat ist ein gemachtes Haus trotz einem; was der Herr von M. auf dem Flageolett vorpfeift, das singen die Staaren nach.“

„Die Staaren vielleicht, aber nicht die Zaren!“

„Gut, très-bien bon! gut gegeben, hi hi hi! à propos, wissen Sie Neues aus daher? Er rückte mir noch näher und wurde verfänglicher.

„Herr Simon,“ sagte ich mit Artigkeit ausweichend, „Sie wissen, es gibt Fälle“ —

„Wie!“ rief er erschrocken, „Gotts Wunder! neue Fallissements, waas! ist nicht die Krisis vom letzten Winter schon ein Strafgericht des Herrn gewesen? Waas?“

„Um Jottes willen, Papa!“ schrie Rebekka, indem sie den Arm des zärtlichen Seufzers zurückstieß und aufsprang, „doch kein Unglück? Mein Jott! doch nich hier in Frankfort?“

„Beruhigen Sie sich doch, gnädiges Fräulein! ich sprach mit Ihrem Herrn Papa über Politik, und rechnete einige Fälle auf und er hat mich holter nicht recht verstanden.“

Sie preßte, mit einem zärtlichen hinsterbenden Blick auf den erschrockenen Dessauer, ihre Hand auf das Herz und athmete tief.

„Nee! was ich erschrocken bin jeworden, da machen Sie sich keenen Bejriff von!“ lispelte sie. „Mein Herz pocht schrecklich! Na, erzählen Sie man weiter; was sachte der Graf? Sie hätten ins Parterre jestanden und wären melancholisch jewesen?“

Das Geflüster der Liebenden wurde leiser und leiser; die Blicke des Seufzers wurden feuriger, er zog, als „das Gewölke“ ein wenig im Garten auf und ab ging, die niedliche Hand der Jüdin an die Lippen und gestand ihr, wenn ich anders recht gehört habe, daß nächstens die Metalliques und die ..... um drei Procente steigen werden.

„Herr von Schmelzlein!“ sagte der Alte, nachdem er einigen koscheren Wein zu sich genommen hatte, „Sie haben mir da einen Schreck in den Leib gejagt, den ich nie vergesse. Fallen, Fälle, wie kann man auch nur

dies Wort in Gesellschaft aussprechen! Nun, Sie wollten sagen?"

„Es gibt Affairen," fuhr ich fort, „wo der Diplomat schweigen muß. Ueber das Nähere meiner Sendung z. B. werden Sie selbst mich nicht befragen wollen; nur soviel kann ich Ihnen, aber, mein Herr Simon, im engsten Vertrauen" —

„Der Gott meiner Väter thue mir dies und das!" rief er feierlich, „so ich nur meinem Nachbar oder seinem Weib, oder seinem Sohn, oder seiner Tochter das Geringste" —

„Schon gut! ich traue auf Ihre Diskretion; kurz, soviel kann ich Ihnen sagen, daß nächstens eine bedeutende Krisis eintreten wird; ganz zu allernächst. Für oder gegen wen darf ich nicht sagen; doch Herr von Zwerner" —

„Von Zwerner?"

„Nun, ich nenne ihn so, man weiß ja nicht, was geschieht; an ihn war ich besonders empfohlen vom Fürsten, und ich glaube, wenn ich anders richtig schließe, er muß in den nächsten Tagen Kuriere aus Wien bekommen."

„Der Zwerner? ei, ei! wer hätte das gedacht! Zwar ich sagte immer, hinter dem steckt etwas; geht so tiefsinnig kalkulirend umher, hat wahrscheinlich nicht umsonst so unsinnig viele Metalliques gekauft; ei, sehe doch einer! Hält sich Kuriere mit Wien! Und, wenn man fragen darf, es handelt sich wohl um das Ultimatum mit der Pforte?"

„Ja."

„Ei, darf man fragen? wie ist es ausgefallen? Hat er eingewilligt, der Effendi? Hat er?“

„Mein Herr Simon, ich bitte“ —

„O ich verstehe, ich verstehe, Sie wollen es nicht sagen, aus Politik, aus Politik, aber er hat, er hat?“

„Trauen Sie auf nichts, ich warne Sie, auf keine Nachricht trauen Sie, als auf authentische. Der Herr dort weiß vielleicht mancherlei, und hat nicht das drückende Stillschweigen eines Diplomaten zu beobachten.“

„Ei, hätte ich das in meinem Leben gedacht, Kuriere von Wien und der Zwerner aus Dessau; zwar er ist ein solides Haus, das ist keine Frage, aber denn doch nicht so außerordentlich. Ob sich wohl was mit ihm machen ließe?“ setzte er tiefer nachsinnend hinzu, indem er seine Nase herunter gegen den Mund bog und das lange Kinn aufwärts drückte, daß sich diese beiden reichen Glieder begegneten und küßten. Dies war der Moment, wo er anbeißen mußte, denn er nagte schon am Köder. Ich gab dem Seufzer aus Dessau einen Wink, sich dem Papa zu nähern, und nahm seinen Platz bei der Gazelle des Morgenlandes ein.

4.

Das gebildete Judenfräulein.

Wie war sie graziös, das heißt geziert, wie war sie artig, nämlich kokett, wie war sie naiv, andere hätten es lüstern genannt.

„Ich liebe die Diplomattiker,“ sagte sie unter Anderem mit feinem Lächeln und vielsagendem Blick; „es is so etwas Feines, Jewandtes in ihren Manieren;

man ſieht ihnen den Mann von jutem Jeſchmack ſchon von die Ferne an, und wie angenehm riechen ſie nach Eau de Portugal!"

„O gewiß, auch nach Fleur d'Orange und dergleichen. Wie nehmen ſich denn die hieſigen Diplomaten? kommen ſie viel unter die Leute?"

„Nun, ſehen Sie, wie das nun jeht, die älteren Herren haben ſechs bis ſieben Monate Ferien und reiſen umher. Die jüngeren aber, die indeſſen hier bleiben und die Geſchäfte treiben, ſie müſſen Päſſe viſiren, ſie müſſen Zeitungen leſen, ob nichts Verfängliches drein is, ſie müſſen das Papier ordentlich zuſammen legen für die Sitzungen; nun, was nun ſolche junge Herren Tiblomen ſind, das ſeyn janz ſcharmante Leute, wohnen in die chambres garnies, eſſen an die Tables d'Hote, jehen auf die Promenade ſchön ausſtaffirt comme il faut, haben zwar jewöhnlich kein Jeld nich, aber deſto mehr Anſehen."

„Da haben Sie einen herrlichen Shawl umgelegt, mein Fräulein, iſt er wohl echt?"

„Ah, jehen Sie doch! meinen Sie, ich werde etwas anderes anziehen, als was nicht ganz echt iſt? Der Shawl hat mir jekoſtet achthundert Gulden, die ich in die Rothſchildiſchen Loos gewunnen. Und ſehen Sie, dieſes Collier hier koſtet ſechzehnhundert Gulden und dieſer Ring zweitauſend; ja, man jeht ſehr echt in Frankfort, das heißt, Leute von dem juten Ton wie unſer eine."

„Ach, was haben Sie doch für eine ſchöne gebildete Sprache, mein Fräulein! wurden Sie etwa in Berlin erzogen?"

„Finden Sie das ooch?“ erwiederte ſie anmuthig lächelnd, „ja, man hat mir ſchon oft das Compliment vorjemacht. Nee, in Berlin drein war ich nie, ich bin hier erzogen worden; aber es macht, ich leſe viel und bilde auf dieſe Art meinen Jeiſt und mein Orkan aus.“

„Was leſen Sie? wenn man fragen darf.“

„Nu, Bellettres, Bücher von die ſchöne Jeiſter; ich bin abbonnirt bei Herrn Döring in der Sandjaſſe, nächſt der weißen Schlange, und der verproviantirt mich mit Almanachs und Romancher.“

„Leſen Sie Goethe, Schiller, Tieck und dergleichen?“

„Nee, das thu ich nich. Dieſe Herren machen ſchlechte Jeſchäfte in Frankfort; es will ſie keen Menſch, ſie ſind zu ſtudirt, nich natürlich genug. Nee, den Joethe leſe ich nie wieder! das is was Langweiliges. Und ſeine Wahlverwandtſchaften; ich werde roth, wenn ich nur daran denke; wiſſen Sie, die Scene in der Nacht, wo der Baron zu die Baronin, — ach man kann's jar nich ſagen, und jedes ſtellt ſich vor“ —

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich; aber es liegt gerade in dieſem Gedanken eine erſtaunliche Tiefe — ein Chaos von Möglichkeiten“ —

„Nu, kurz den mag ich nich; aber wer mein Liebling iſt, das iſt der Clauren. Nee, dieſes Leben, dieſe Farben, dieſes Studium des Herzens und namentlich des weiblichen Jemüths, ach es is was Herrliches. Und dabei ſo natürlich! Wenn mir die andern alle vorkommen, wie ſchwere vierhändige Sonaten mit tiefen Baßpartien, mit zierlichen Solos, mit Trillern, die kein Menſch nich verſtehen und ſpielen kann, ſo wie der Mozart, der Haydn,

so kommt mir der Clauren akkerat so vor, wie ein anjenehmer Walzer, wie ein Hoppswalzer oder Galopp. Ach, das Tanzen kommt einem in die Beene, wenn man ihn liest; es ist was Herrliches!"

„Fahren Sie fort, wie gerne höre ich Ihnen zu. Auch ich liebe diesen Schriftsteller über Alles. Diese andern, besonders ein Schiller, wie wenig hat er für das Vergnügen der. Menschheit gethan. Man sollte meinen, er wolle moralische Vorlesungen halten; er ist, um mich eines anderen Gleichnisses zu bedienen, schwerer dicker Burgunder, der mehr melancholisch als heiter macht. Aber dieser Clauren! er kommt mir vor wie Champagner, und zwar wie unechter, den man aus Birnen zubereitet; der echte verdunstet gleich, aber dieser unechte, setzt er auch im Grunde viele Hefen an, so „brüsselt" er doch mit allerliebsten tanzenden Bläschen auf und ab eine Stunde lang, er berauscht, er macht die Sinne rege, er ist der wahre Lebenswein."

„O sehen Sie, da kann ich Ihnen ja gleich unseren Clauren vormachen mit Bornheimer Champagner. Man nimmt fremden Wein, so etwa die Hälfte, gießt Mineralwasser dazu, und nun jeben Sie acht; ich werfe Zucker in das Janze und unser Clauren ist fertig. Sehen Sie, wie es siedet, wie es sprudelt und brüsselt, wie anjenehm schmeckt es nicht und ist ein wohlfeiles Jetränke. Nee, ich muß sagen, er ist mein Liebling. Und das Anjenehmste is das, man kann ihn so lesen, ohne viel dabei zu denken, man erlebt es eigentlich, es is, meine ich, mehr der Körper, der ins Buch schaut, als der Jeist. Und wie anjenehm läßt es sich dabei einschlafen!"

„Ich glaube gar, ihr seyd in einem gelehrten Gespräch begriffen!“ rief lachend der alte Jude, indem er, den Dessauer an der Hand, zu uns trat; „nicht wahr, Herr Legationsrath, ich habe da ein gelehrtes Ding zur Tochter? Sie spricht auch wie ein Buch und liest den ganzen Tag.“

„Nun, und Sie, Papa, und Herr Zwerner haben wohl tiefe Handelsgeheimnisse abgemacht? Darf man auch davon hören; wie werden sie in der nächsten Woche stehen, die Metalliques? recht hoch? hab ich es errathen?“

„Stille Kind, stille! kein Wort davon! muß alles geheim gehalten werden! Muß einen großen Schlag geben. Ist ein Goldmännchen der Herr von Zwerner. Setzen Sie sich zu ihr hin und klären ihr alles auf. Sie ist auf diesem Punkt ein verständiges Kind und weiß zu rechnen, die Rebeckchen.“

Was schlich denn jetzt durch das Gras? was hüpfte auf zierlichen Beinchen heran? was lächelte schon von weitem so freundlich nach der Kalle des Herrn Simon? war es nicht das Gräfchen Rebs, das alte freundliche Kaninchen, das in alle Damen verliebt ist und alle bezaubert? Er war es, er kam herangeschwänzelt.

Er schnaufte und ächzte, als er heran war, und doch konnte er auch in dem Zustand höchster Erschöpfung, in welchem er zu sein schien, sein liebliches süßes Lächeln nicht unterdrücken. Er warf sich ermattet neben Rebekka in einen Sessel, streckte die dünnen Beinchen, so mit zierlichen Spörnchen zum Spazierengehen beschlagen, heftete den matten sterbenden Blick auf die schöne Jüdin und sprach: „Habe die Ehre, vergnügten Abend zu wünschen; ich sterbe, mit mir geht's aus!“

„Mein Jott! Herr Israels! Graf Rebs, was haben Sie doch? Ihre Wangen sind janz eingeschnurrt, Ihre Augen bleiben stehen; er antwortet nicht! Herr Tipplomat, Eau de Cologne! haben Sie keines bei sich in die Tasche?“

So rief das schöne Judenkind und beschäftigte sich um den Ohnmächtigen mit zarter Sorgfalt. Da ich kein Eau de Cologne bei mir trug, so begann sie etwas weniges verzweifeln zu wollen, und verlangte von dem Dessauer, er solle ihm Tabaksrauch in die Nase blasen. Doch der Vater wußte bessern Rath: „da geht einer,“ rief er freudig, „da geht ein charmanter junger Herr, ist in Condition nicht weit von uns, der trägt beständig etzliches Kölnerwasser in seiner Rocktasche!“

Wie ein Pfeil schoß er auf den jungen Mann zu und war, als er ihm mit schrecklichen Geberden das Eau de Cologne-Fläschchen abforderte, anzusehen wie Sir John Falstaff, als er die Krämer beraubt. Maria Farina's Lebenstropfen brachten das arme Kaninchen wieder zu sich; er schlug die Augen auf, seufzete tief und lächelte; „mich gehorsamst zu bedanken,“ lispelte er mit zitternder Stimme, „für die gütigst geleistete Hülfe. War mir aber recht elend zu Muth; fast als hätte ich mehr Bier getrunken als dienlich.“

„Sind Sie oft solchen Zufällen unterworfen?“ fragte Rebekka, ihn etwas mißfällig betrachtend.

„Mit nichten und im Gegentheil,“ erwiederte er, indem er den Rücken zierlich wendete und drehte, mit den Schultern über die Brust herausfuhr und mannhaft mit den Spörnchen klirrte; „mit nichten, habe sonsten

eine überaus ſtarke Conſtitution. Aber der dicke Pfarrer, der dicke Pfarrer . . .“

Die Juden ſchwiegen und Rebekka ſchlug die Augen nieder, wie immer, wenn von chriſtlichen Pfarrern oder Ceremonien, oder auch von Schweinfleiſch in ihrer Nähe geſprochen wurde. Der Seufzer aber, dem die Erſcheinung des Grafen etwas läſtig ſchien, fragte ihn ziemlich boshaft, ob er etwa im goldenen Brunnen geweſen, ſich allda etwas betrunken und nachher mit dem ehrſamen Paſtor Münſter Streit und kirchlichen Scandal angefangen, nach ſeiner Gewohnheit?

„Nach meiner Gewohnheit!“ rief das Kaninchen erſchrocken, „ich ein Unruheſtifter oder Säufer, ich in dem goldenen Brunnen, ich, der ich nur die allernobelſten Hotels, den Pariſer und den engliſchen Hof, den Weidenbuſch, in welchem ich logire, und den weißen Schwanen mit meinem Beſuch beehre? Nein! er iſt mir begegnet der Pfarrer, und als er an mir vorbeiging, ſah er mich mit ſchrecklichen Augen an und ſagte: Das iſt auch ſo ein Stein des Anſtoßes, auch ſo ein Myſtiker. Herr Pfarrer, ſagte ich, guten Abend, aber ein Myſtiker bin ich nicht und will auch für keinen gelten, am wenigſten öffentlich, auf der Chauſſee nach Bornheim. — So, Sie wollen keiner ſeyn? antwortete er, indem er näher auf mich zutrat, ſo daß ſein Bauch und das Cachet ſeiner Uhr mir gerade auf die Bruſt zu ſitzen kamen und mich heftig drückten; wollen keiner ſeyn? Warum kommen Sie denn nicht mehr ins Muſeum? Warum haben Sie an öffentlichen Wirthstafeln, im Pariſer, Weiden- und anderen Höfen geſchimpft über mich, daß ich ein gewiſſes

Gedicht von Langbein in beſagter Geſellſchaft vorgeleſen? Es iſt wahr, ich hatte mich ziemlich ſtark darüber ausgeſprochen, aber nicht aus Myſticismus, ſondern weil ich glaubte, es könne zarte Damenohren und weiche Gemüther unangenehm berühren, jenes Gedicht. Aber er nahm keine Entſchuldigung an; ich ſchlüpfte ihm unter dem Bauch weg und wollte ſchnell weiter gehen, aber er ſetzte mir mit weiten Schritten nach, ging neben mir her und beſchuldigte mich, ſeinem Gegenpart, dem myſtiſchen Pfarrer, zu einer reichen Frau verholfen zu haben; er behauptete auch, daß ich mich jeden Morgen, ſtatt des Frühſtücks, magnetiſiren laſſe und dergleichen; und erſt hier an der Gartenthüre ließ er mit einer mürriſchen Reverenz von mir ab."

„Aber was hat denn dies alles zu bedeuten?" fragte ich, „halten denn die Pfarrer hier auf der Landſtraße Kirche, wie es Sitte war zur Zeit der Apoſtel?"

„In Frankfurt," belehrte mich der Kaufmann aus Deſſau, „in Frankfurt iſt gegenwärtig ein großer Krieg zwiſchen den Pfarrern und ihre Parteien befehden ſich ebenfalls. Myſtiker und Rationaliſten ſchelten ſie ſich hin und her, der Eine wirft dem Andern vor, er predige nur Moral, der Andere entgegnet, ſein Gegner rede tiefen Unſinn. Nicht nur in den Kirchen, auf den Kanzeln, ſondern auch in den Weinhäuſern und Trinkſtuben, auf Chauſſeen und Caſinos wird gekämpft, und ſo konnte es leicht geſchehen, daß der Herr Graf einem Eiferer der Vernunft in die Hände fiel. — Doch wie? Herr Graf, wenn ich nicht irre, ſo fährt dort der Lord und ſeine Nichte; nicht ſo? und ſie halten vor dem Garten, ſie ſteigen aus?"

„Ah, sie hat mich bemerkt!“ rief das Kaninchen sehr freundlich, „sie schaut schon herüber und wedelt, wenn ich nicht irre, mit dem Taschentuch mir zu. Verzeihen allerseits, daß ich mich entferne; Miß Mary hat ein Auge auf mich geworfen, und Sie wissen selbst, bei solchen Affairen“ —

Er schlüpfte unter diesen Worten aus dem Zelt und eilte mit zierlichen Sprünglein zu der Gartenpforte, wo er in dem Drang seines Herzens die junge Dame auf den glacirten Handschuh küßte. Es mochte ihr übrigens dieses Zeichen seiner Verehrung überaus komisch vorkommen, denn ihr Lachen drang bis zu uns herüber und mit tiefem Baß begleitete sie der Lord, indem er dem Kaninchen das Pfötchen schüttelte.

Das Gewölk, die Tante Simon, kam jetzt zurück und beklagte sich, daß es schon etwas kühl werde. Der Jude ließ daher seinen schönen Wagen vorfahren und verließ mit den Seinigen den Garten. Der Seufzer hatte das Glück, Rebeckchen in den Wagen heben zu dürfen, und kam mit ganz verklärtem Gesicht zurück. Sie hatte ihm unter der Thüre noch die Hand gedrückt und gestanden, daß sie sich diesen Nachmittag ganz fürtrefflich amüsirt habe, und der Alte hatte ihn eingeladen, morgen und alle Tage den Abend in seinem Hause zuzubringen.

5.

Der Kurier aus Wien kommt an.

Ich könnte dir, geneigter Leser meiner Memoiren, vieles Ergötzliche und Interessante erzählen, was ich in der freien Stadt-Frankfurt erlebte; nicht von früheren

Zeiten her, wo ich oft hinter den Stühlen der Churfürsten stand und den Kaiser wählen half, wo ich so oft unter guten Freunden im Römer und beim Römer saß, wenn das neue Haupt des vielgliedrigen Leibes, deutsches Reich genannt, mit der Krone geschmückt worden war; nein von den heutigen Tagen könnte ich dir viel erzählen, von dem tiefen geheimnißvollen Wesen der Diplomatie, von dem herrlichen Junitag, in welchem es niemals Abend oder Nacht wird, ich meine den deutschen Bundestag, von dem herrlichen Treiben und Blühen des Mysticismus, und wie ich das Feuer anschürte zwischen seinen Anhängern und den Rationalisten, und wie es im Wirthshaus zum goldenen Brunnen einigemal zu bedeutenden Raufereien kam zwischen beiden Parteien, das heißt — nur mit schneidenden Zungen und stechenden Blicken; ich könnte dir erzählen, wie ich in einem Institut, woselbst man junge Fräulein für die Welt zustutzt, nützlichen Unterricht gab im Guitarrespielen und anderen Kleinigkeiten, so eine junge Dame kennen muß, wenn sie in die Welt tritt. Ich könnte dir erzählen von jener Straße, Million genannt, wo meine speciellsten Freunde wohnen, deren der Geringste über Millionen gebietet.

Doch ich schweige von diesem allem, weil ich mir vorgenommen, dir einen kleinen Abriß zu geben von der Art, wie ich den ehrlichen seufzenden Sohn Merkurs aus Dessau zu einem Teufelskind machte. Der erste Schritt vom ehrlichen Mann zum schlechten oder Betrüger ist an sich klein, und dennoch bedeutend, weil man leicht, so zu sagen, in Schuß kömmt und unaufhaltsam bergab, bergab geht, anfangs im Trott, nachher im Galopp.

Mein guter Seufzer hatte sein bedeutendes Vermögen mit einem ehrlichen Gemüth geerbt. Er ging in seinen Geschäften den geraden ehrlichen Weg, nicht weil er ihm angenehmer war, sondern weil er es unbequem finden mochte, Winkelzüge und Umwege zu machen.

Es ist dies die Ehrbarkeit, die Tugend, die nie auf der Probe war, und daher ein negativer Begriff, ein Nichts, auf jeden Fall keine Tugend ist.

Nicht der Geldgewinn, er ist ziemlich zufrieden mit seinem Loos, sondern die Liebe zu der schönen Kalle des alten Simon macht ihn straucheln, oder vielmehr, wie Gelegenheit Diebe macht, die süße Art, wie ich es ihm eingab; jetzt ist, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, aus dem ehrlichen Mann ein Betrüger geworden; er wird, weil es ihm diesmal leicht wird, zu betrügen, das nächste Mal Aehnliches versuchen; das Gewissen, die Ehrlichkeit, die Ruhe, die Selbstzufriedenheit ist ja doch schon zum Teufel, warum soll er sich also geniren? Der große Gewinn für mich liegt aber darin, daß die ersten Versuche des ehrlichen Mannes, ein Betrüger zu werden, gewöhnlich gut ausfallen und zur Wiederholung locken; denn wer mit mir Geschäfte macht, kann, so lange es thunlich ist, darauf rechnen, sie mit Glück zu machen, und unglückliche Spekulanten, von denen die Sage geht, daß sie sich erhängt oder ersäuft haben, hatten durch Reue und Selbstanklage den Kopf verloren, hatten mir zu wenig vertraut, und nicht ich war es, der sie verließ, sie hatten sich selbst verlassen.

Doch wo gerathe ich hin? habe ich mich von dem dicken Pfarrer anstecken lassen, zu moralisiren? Ist es

denn mein Zweck, mit psychologischen Abhandlungen meinen Leser zu ermüden, oder sogar abzuschrecken? oder wie, ließ ich mich etwa von den Winken einiger gelehrten Leute verführen, die behaupteten, es liege zu wenig psychologische Teufelei oder teuflische Psychologie in meinen Memorien, ich sey für einen deutschen Schriftsteller, als welchen ich mich im Leipziger Meßcatalogus einregistriren lassen, nicht gründlich genug?

Der Teufel soll es holen! möchte ich mir selbst zurufen, sobald man vom Wege abgeht, geräth man immer mehr auf Abwege, so auch im Niederschreiben von Memorien. Ich werde kurz seyn.

Ich hatte durch meine dienenden Kleinen erfahren, welche Gedanken der Reis-Effendi in einer Privatunterredung mit Herrn von Minciaky über das russische Ultimatum geäußert; ja, um redlich zu seyn, ich hatte selbst großen Antheil an jener Wendung der Dinge, weil mir dadurch das sogenannte Gleichgewicht etwas auf die Spitze gerückt zu werden schien und mehr Leben in das schlummernde Europa kommen konnte, das von Revolutionen und anderen lustigen Artikeln nur *träumt* und im *Schlafe spricht*. Ich hatte diese Nachricht früher vernommen, als sie selbst nur nach Petersburg kommen konnte, und in meiner Hand lag es, die Papiere steigen oder fallen zu machen. Der Vater der schönen Rebekka hatte in den letzten Tagen auf meinen Rath und seine eigene Einsicht hin seine Papiere so umgesetzt, daß er beim geringsten Steigen der — — auf großen Gewinn zählen konnte. Große Spannung herrschte in dem Hause des Herrn Simon in der neuen Judenstraße. Der Alte

versicherte, seine Gebeine erzittern, so oft er ansetze, einen wichtigen Brief zu schreiben; die Tante, das neidische Gewölk, mochte ahnen, was vorging, und schlich trübe und ächzend im Haus umher; die Kalle war die muthigste von allen. Zwar war auch sie in einiger Bewegung, denn sie las nicht mehr, weder in Clauren noch in verschiedenen Almanachs, sogar das Modejournal wollte sie nicht ansehen, sie spielte auch nicht mehr auf der Harfe, aber doch trug sie das Köpfchen noch so hoch wie zuvor, und ermuthigte durch manche Rede die zagenden Bundestruppen.

Der Seufzer war gänzlich vom Verstand gekommen. Bald war er tiefsinnig und zweifelte an seinem Glück, besonders in der Nähe der schönen Jüdin, wenn er sich die Höhe seiner Seligkeit, den Besitz der lieblichen Kalle dachte; dann war er wieder ausgelassen fröhlich und sprach allerlei verwirrtes Zeug, wie er ein Millionär zu werden gedenke, wie und wo er sich ein Haus bauen wolle, und was dergleichen überschwengliche Gedanken mehr waren; der Kalle aber flüsterte er ins Ohr, daß er sich wolle adeln lassen und sie zur gnädigen Frau Baronesse von Zwerner zu Zwernersheim machen, welcher Ort noch auf der Landcharte auszumitteln wäre.

Endlich, es war am dritten Frankfurter Pfingstfeiertage, und die Mädchen und Frauen spazierten schon schaarenweise hinaus an den Main, um sich übersetzen zu lassen nach dem Wäldchen, und die Männer riefen ihnen nach, nur einstweilen Alles zuzurüsten daselbst, weil sie nur noch auf die Börse gingen und bald nachkämen, indem heute nichts Bedeutendes vorkomme,

und auch die alte Baubo, die schnöde Hexe, zog hinaus, doch diesmal nicht auf dem Mutterschwein, sondern in einem eleganten Wagen; sie hatte ihre schönen Stieftöchter bei sich und nickte mir freundlich zu, als wollte sie sagen: „Dich kenne ich wohl, Satan, obgleich du jetzt in schwarzem Frack und seidenen Strümpfen einherzuwandeln beliebst und meiner Elise, dem allerliebsten Kind, praktische Guitarrestunden gibst, dich kenne ich wohl, komm' aber nur hinaus ins Wäldchen, da sprechen wir wohl wieder ein Wort zusammen." Da fuhr sie hin, die gute Alte, eine der ersten Palastdamen meiner Großmutter, und sehr angesehen in Frankfurt und auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, da fuhr sie hin und viele tausend und wieder tausend fromme Frankfurter Seelen ihr nach, die alle das Gebot in seinem Herzen trugen: „du sollst den Feiertag heiligen, und an Pfingsten auch den dritten und vierten."

Jetzt war es Zeit zu operiren. Den Tag zuvor hatte man sich allgemein mit dem Gerücht getragen, daß die Pforte das Ultimatum nicht annehmen werde, und man erwartete von heute nichts besonderes. Da jagte um elf Uhr ein Kurier durch das Thor, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, er sprengte, greulich auf dem Posthorn blasend, durch die Straße, Million genannt, und in einem Umweg durch's neue Judenquartier; die Leute rissen die Fenster auf und fuhren mit den Köpfen heraus, um zu schauen nach dem schrecklichen Trompeten- und Straßenlärm; „Wo kümmt er här? Wo will er hün?" riefen sie. „In weißen Schwanen," schrie er, „ich habe den Weg verfehlt, wo geht's in

weißen Schwanen?" „Der Herr is wohl ä Korrier?" „Freilich, nur schnell!" rief er und zog einen Brief mit großem Sigill aus der Tasche, „das kommt von Wien, und ist an den Herrn Zwerner aus Dessau im weißen Schwanen." „Da an der Ecke geht's rechts, dann die Straße links, dann kömmt er auf die Zeile, da reitet er bis an die Hauptwache und von dort ist's nimmer weit." So riefen Sie, schauten ihm nach, wie er mit der Peitsche knallend davon jagte und besprachen sich dann über die Straße hinüber, was wohl die Depesche aus Wien enthalten möchte. Der Kurier war aber niemand anders, als einer meiner dienstbaren Geister, in die Uniform eines hessischen Postillions gekleidet.

6.

Der Reis-Effendi und der Teufel in der Börsenhalle.

Im Briefe stand mit dürren Worten, daß der Reis-Effendi dem Herrn von Minciaky die vertrauliche, jedoch halb offizielle Mittheilung gemacht habe, daß die Pforte das Ultimatum, so weit es Rußland betreffe, annehmen werde.

Der Seufzer bekam nun die nöthige Instruktion, was er zu thun hatte; er fuhr mit dem Brief sogleich zu Papa Simon und mit diesem zu Herrn von R....., dem Papst der Börse, dem sichtbaren Oberhaupt der unsichtbaren papierenen Kirche. Dieser prüfte die Depesche genau; er selbst hatte schon zu oft ähnliche Mittel angewendet, Pariser Kuriere aus Mainz und Wiener aus Aschaffenburg kommen lassen, als daß er so leicht konnte hintergangen werden. Er ließ daher ein Licht bringen

und prüfte zuerst Geruch und Flüssigkeit des Siegellacks. „Gotts Wunder!“ sprach er bedächtlich riechend, „Gotts Wunder! das ist echtes Kaiserliegellack, wie es nur in Wien selbst zubereitet wird, und was Eingeweihte zu solchen Depeschen zu verwenden pflegen.“ Dann betrachtete er genau das Couvert des Briefes und fand darauf die gedruckten Zeichen jeder Poststation von Wien bis Frankfurt, und keines fehlte. Er verglich sodann diese Zeichen mit der Liste der Postzeichen, die er zur Hand hatte, und — sie waren richtig.

Hatte er zuvor den Herrn Zwerner, Handelsmann aus Dessau, als ein kleines Paarmal-hunderttausend-Gulden-Männchen so obenhin behandelt, wie der Löwe das Hündchen, so wuchs jetzt seine Achtung mit unglaublicher Schnelle. Er hätte zwar am liebsten selbst den Kurier bekommen sammt der inhaltschweren Depesche, doch, da dies nicht mehr zu ändern war, machte er gute Miene zum bösen Spiel, dankte, daß man ihn sogleich von der wichtigen Nachricht avertirt habe, und berechnete dabei, welche Summe dem Dessauer diese Nachricht gekostet haben könnte, indem er annahm, dieser Kaufmann müsse die Preise, die er in Wien für solche Winke bezahlte, überboten haben. Es war Börsenzeit, er selbst fuhr mit auf die Börsenhalle.

Börsenhalle! unter diesem Namen stellt sich wohl der Fremde, der diese Einrichtung noch nie gesehen, ein weitläufiges Gebäude vor, wie es der Stadt Frankfurt würdig wäre, mit weiten Sälen, Seitengängen, schönen Portalen und dergleichen. Wie wundert er sich aber und lächelt, wenn er in diese Börsenhalle tritt!

Man stelle sich einen ziemlich kleinen gepflasterten Hof, von unansehnlichen Gebäuden eingeschlossen, vor, wo man mit Bequemlichkeit Pferde striegeln, Wagen reinigen, waschen, Hühner und Gänse füttern, und dergleichen solide häusliche Handthierungen verrichten könnte. Statt des ehrwürdigen Truthahns, statt der geschwätzigen Hühner und Gänse, statt des Stallknechts mit dem Besen in der Faust, statt der Küchendame, die hier ihren Salat wäscht — sieht man hier zwischen zwölf und ein Uhr Mittags ein buntes Gedränge; Männer mit dunkelgefärbten markirten Gesichtern, mit schwarzen Bärten und lauernden Augen, mit kühn gebogenen Nasen und breiten Mäulern, mit schmutzigen Hemden und unsauberer Kleidung schleichen mit gebogenen schlotternden Knien und spitzigen Ellbogen, den Hut tief in den Nacken zurückgedrückt, umher und fragen einander: „nu, wie stehen sie heute?“ Du wandelst staunend durch dieses Gewühl und fühlst einen kleinen unbehaglichen Schauer, wenn dich eine der unsaubern Gestalten im Vorübergehen anstreift. Du begreifst zwar, daß du dich unter den Kindern Israels befindest, aber zu welchem Zweck treiben sie sich hier unter freiem Himmel in einem Hühnerhof umher? Endlich wirst du eine Tafel, etwa wie ein Wirthshausschild anzusehen, gewahr, drauf steht mit goldenen Buchstaben deutlich zu lesen: — Börsenhalle. Also in der Börsenhalle der freien Stadt Frankfurt befindest du dich; du hörst heute ein sonderbares Gemunkel und Geflüster; die Leute gehen staunend umher, mehr mit Blicken als mit Worten fragend: „Ae Korrier es Wien?“ — Gotts Wunder! —

„Wer hat'n gekriegt?“ — Ae Frember, der Zwerner von Deſſau. — „Wie? kaner von unſere Lait? Nicht der Rothſchild, der grauße Baron? nicht der Bethmann? Auch nicht der Metzler? Waas?“

„Was hat 'r gebracht, der Korrier? Abraham, wie ſtehen ſe?“

„Wie werden ſe ſtehen! Wer kanns wiſſen, ſo lange der Zwerner aus Deſſau nicht iſt auf der Börſenhalle?“

„Levi! hat er's Oltemat'm angenommen, der Reis-Effendi? hat er oder hat er nicht? Wie werden ſe ſtehen?“

„Ich habs genug, 's is a Vertel auf Eins, und noch will keiner verkaufen aus Schrekka vor die Korrier. Wär' nur der Zwerner aus Deſſau da! Auch der Rothſchild bleibt ſo lang' aus und der Simon von die neue Straße. Wirſt ſehen, 's wird geben ä grauße Operation! Der Herr wird verſtockt haben des Herz des Effendi, aß er hat nicht angenomme das Oltematum von dem Moskewiter?“

„Bethmänniſche Obligationen will man nicht kaufen, ſind gefallen um Vertelpurzent!“

„Wie ſtehts mit die Metalliques? Wie verkauft ſie der Metzler? Wie ſtehen ſe, Abraham? thu mer de Gefallen und ſag', die Metalliques, wie ſtehen ſe?“

„Aß ich der ſag', ich weiß nicht, wo mer ſteht der Kopf, weiß heute keiner, wer iß Koch oder Keller! aß ich nicht kann riechen, wie ſe ſtehen die Metalliques!“

Plötzlich entſteht ein Geräuſch, ein Gedränge nach der Thüre zu. Ein Wagen iſt vorgefahren, die Leute

ſtehen auf die Zehen, machen lange Hälſe, um die Mienen der Kommenden zu ſehen. Drei Männer arbeiten ſich durch die Menge und ſtellen ſich ernſt und gravitätiſch an ihren Platz zur Seite, wie es wohllöblicher Weiſe auf andern Börſen der Brauch iſt, wo nur die Mäkler umherlaufen und ſich drängen. Es war der große Baron, der an der Seite ſtand, zu ſeiner Rechten das Geſtirn des Tages, der Kaufmann Zwerner aus Deſſau, jetzt nicht mehr Seufzer zu nennen, denn ſein Herz ſchien zu jubeliren und allerlei verliebte Streiche ausführen zu wollen, während er doch die Sinne bedächtlich und geſetzt beiſammen behalten mußte, um ſich nicht zu verrechnen. Zur Linken ſtand der Jude Simon, angethan mit ſeinem Sabbather Rock und einer ſchneeweißen Halsbinde, mit feierlicher hochzeitlicher Miene, ſo daß ſein Volk gleich ſah, es müſſe was ganz Außerordentliches ſich zugetragen haben.

Jetzt nahten die Käufer und Verkäufer und fragten nach den Preiſen. Sie wurden bleich, ſie ſanken in die Knie und ſchlichen zitternd umher; ſie lamentirten ſchrecklich mit den Armen, ſie ſteckten die Finger in den Mund, ſie fluchten Ebräiſch und Syriſch auf den Chriſten, der ſich einen Kurier kommen laſſen, auf den Vater, der den Kurier gezeugt, auf das Pferd, welches das Pferd des Kuriers zur Welt gebracht, auf ſeinen Kopf, auf ſeine vier Füße, kurz auf Alles, ſelbſt auf Sonne, Mond und Sterne, und auf Frankfurt und die Börſenhalle. Jetzt merkte man, warum der ſchlaue Simon ſeine Papiere in den letzten Tagen umgeſetzt habe; jetzt konnte man ſich den Tiefſinn des Kaufmanns aus Deſſau

erklären! — „Das Ultimatum ist angenommen!“ scholl es durch den Hof, „der Reis-Effendi hat zugesagt!“ hallte es durch die Ecken; und obgleich die drei wichtigen Männer nur entfernt auf ihren Brief anspielten, nur einige nähere Umstände angaben, nichts Bestimmtes aussprachen, so stiegen doch die österreichischen, die Rothschildschen und wenige andere Papiere, von welchen durch Zwerners und des alten Simons Sorge gerade nicht sehr viele auf dem Platz waren, in Zeit von einer halben Stunde um vier und einen halben Procent. Mehrere Häuser, die sich nicht vorgesehen hatten, fingen an zu wanken, eines lag schon halb und halb, und hatte es nur seiner nahen Seitenverwandtschaft mit dem regierenden (Börsen-) Hause zu verdanken, daß ihm noch einige Stützen untergeschoben wurden.

Als man um ein Uhr auseinander ging, lautete der Kurszettel der Frankfurter Börsenhalle:

Metalliques $87^3/_8$.
Bethmännische $75^1/_2$.
Rothschildsche Loose 132.
Preußische Staatsschuldscheine 84.

In den übrigen war nichts geändert worden.

7.

Die Verlobung.

Dieses kleine Börsengemetzel entschied über das Schicksal des Seufzers aus Dessau. In den zwei nächsten Tagen wirkte er durch die große Menge Metalliques, die er in Händen hatte, mächtig auf den Gang der

Geschäfte, und als einige Tage nachher Herr von Rothschild Privatmittheilungen aus Wien erhielt, wodurch seine Nachrichten vollkommen bestätigt wurden, da drängte sich Alles um den hoffnungsvollen spekulativen Jüngling, um den genialen Kopf, der auf unglaubliche Weise die Umstände habe berechnen können.

Seine Zurückgezogenheit zuvor galt nun für tiefes Studium der Politik, seine Schüchternheit, sein geckenhaftes Stöhnen und Seufzen für Tiefsinn, und jedes Haus hätte ihm freudig eine Tochter gegeben, um mit diesem sublimen Kopf sich näher zu verbinden. Da aber die Polygamie in Frankfurt der Zeit noch nicht förmlich sanctionirt ist und das Herz des Dessauers an Rebekka hing, so schlug er mit großer Tapferkeit alle Stürme ab, die aus den Verschanzungen in der Zeile, aus den Tranchéen der Million, selbst aus den Salons der neuen Mainzerstraße mit glühenden Liebesblicken und Stückseufzern auf ihn gemacht wurden.

Der alte Herr Simon, konnte sich auch der Dessauer in Hinsicht auf Geld und Glücksgüter ihm nicht gleichstellen, rechnete es sich dennoch zur besondern Ehre, einen so erleuchteten Schwiegersohn zu bekommen. Ja, er sah es als eine glückliche Spekulation an, ihn durch Rebekka gefangen zu haben. Er sah ihn als eine prophetische Spekulationsmaschine an, die ihn in kurzer Zeit zum reichsten Mann Europa's machen mußte; denn, wenn er immer mit seinem Schwiegersohn zugleich kaufte oder verkaufte, glaubte er nie fehlen zu können.

Fräulein Rebekka ging ohne vieles Sträuben in die Bedingungen ein, die ihr der Zärtliche auferlegte;

da er eine gewisse Abneigung verspürte, ein Jude zu werden, so hielt er es für nothwendig, daß sie sich taufen lasse. Sie nahm schon folgenden Tages insgeheim Unterricht bei dem Herrn Pastor Stein und gab dafür auf einige Zeit ihre Klavierstunden auf, wobei, wie sie behauptete, noch etwas Erkleckliches profitirt würde, da sie dem Klaviermeister einen Thaler für die Stunde hatte bezahlen müssen. Sie selbst legte dafür dem Dessauer die Bedingung auf, daß er sich für einige hundert Gulden in den Adelsstand erheben lassen und in dem jöttlichen Frankfort leben müsse.

Er ging es freudig ein und überließ mir dieses diplomatische Geschäft. Um nun auch von mir zu reden, so traf pünktlich ein, was ich vorausgesehen hatte. Der Seufzer beschwichtigte für's Erste sein Gewissen, das ihm allerlei vorwerfen mochte, z. B. daß das ganze Geschäft unehrlich und nicht ohne Hülfe des Teufels habe zu Stande kommen können. Sobald er mit dieser Beschwichtigung fertig war, war auch seine Dankbarkeit verschwunden. Weil ihn Alles als den sublimsten Kopf, den scharfsinnigsten Denker pries, glaubte er ohne Zaudern selbst daran, wurde aufgeblasen, sah mich über die Achsel an und erinnerte sich meiner sehr gütig als eines Menschen, mit welchem er im weißen Schwanen einigemal zu Mittag gespeist habe.

Was mich übrigens am meisten freute, war, daß er die Strafe seines Undankes in sich und seinen Verhältnissen trug. Es war vorauszusehen, daß seine prophetische Kraft, sein spekulativer Geist sich nicht lange halten konnten. Mißglückten nur erst einige Spekulationen,

die er, auf sein blindes Glück und seinen noch blinderen Verstand trauend, unternahm, verlor er erst einmal Fünfzig- oder Hunderttausend und zog seinen Schwiegerpapa in gleiche Verluste, so fing die Hölle für ihn schon auf Erden an.

Rebeckchen, das liebe Kind, sah auch nicht aus, als wolle sie mit dem neuen Glauben auch einen neuen Menschen anziehen. War sie erst gnädige Frau von Zwerner, so war zu erwarten, daß die Liebesintriguen sich häufen werden; junge wohlriechende Diplomaten, alte Sünder, wie Graf Rebs, fremde Majors mit glänzenden Uniformen waren dann willkommen in ihrer Loge und zu Hause, und der Dessauer hatte das Vergnügen, zuzuschauen. Und wie wird dieser sanfte Engel Rebekka sich gestalten zur Furie, wenn die spekulative Kraft ihres Eheherrn nachläßt und damit zugleich sein Vermögen, wenn man das glänzende Hotel in der Zeile, die Loge im ersten Rang, die Equipage und die hungernden Liebhaber sammt der köstlichen Tafel aufgeben, wenn man nach Dessau ziehen muß in den alten Laden des Hauses Zwerner und Comp., wenn die gnädige Frau herabsinkt aus ihrem geadelten Himmel und zur ehrlichen Kaufmannsfrau wird, wenn man den Gemahl statt mit Papieren, wie es nobel ist und groß, mit Ellenwaaren und Bändern, ganz klein und unnobel handeln sieht! Welche Perspektive!

Doch am vierten Pfingstfeiertag 1826 dachte man noch nicht an dergleichen im Hause des Herrn Simon in der neuen Judenstraße. Da war ein Hin- und Herrennen, ein Laufen, ein Kochen und Backen; es wurde

ungemein viel Gänſeſchmalz verbraucht, um koſcheres Backwerk zu verfertigen; ein Hammel wurde geſchächtet, um köſtliche Ragouts zu bereiten.

Der geneigte Leſer erräth wohl, was vorging in dem geſegneten Hauſe? Nämlich nichts geringeres, als die Verlobung des vortrefflichen Paares. Die halbe Stadt war geladen und kam. Hatte denn der alte Simon nicht treffliche alte Weine? Speiste man bei ihm, das Gänſefett abgerechnet, nicht trefflich? Hatte er nicht die ſchönſten jüdiſchen und chriſtlichen Fräulein zuſammengebeten, um die Geſellſchaft zu unterhalten durch geiſtreiche Spiele und herrlichen Geſang?

Auch Graf Rebs, das treffliche Kaninchen, war geladen, und nur das brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, daß nicht weniger als zwanzig Frauen und Fräulein zugegen waren, mit denen er ſchon in zärtlichen Verhältniſſen geſtanden hatte. Er half ſich durch ausdrucksvolle Liebesblicke, die er allenthalben umherwarf, wie auch durch die eigene Behendigkeit ſeiner Beinchen, auf welchen er überall umherhüpfte und jeder Dame zuflüſterte, ſie allein ſey es eigentlich, die ſein zartes Herz gefeſſelt. Die übergroße Anſtrengung, zwanzig auf einmal zu lieben, da er es ſonſt nur auf fünf gebracht hatte, richtete ihn aber dergeſtalt zu Grunde, daß er endlich elendiglich zuſammenſank und in ſeinem Wagen nach Hauſe gebracht werden mußte.

Die Geſellſchaft unterhielt ſich ganz angenehm und bewies ſich nach Herrn Simons Begriffen ſehr geſittet und anſtändig, denn als er am Abend, nachdem alle ſich entfernt hatten, mit ſeiner Tochter Rebekka das Silber

ordnete und zählte, riefen sie einmüthig und vergnügt: „Gotts Wunder! Gotts Wunder! was war das für noble Gesellschaft, für gesittete Leute! Es fehlt auch nicht ein Kaffeelöffelchen, kein Dessertmesserchen oder Zuckerklämmerchen ist uns abhanden gekommen! Gotts Wunder!“

Der Festtag im Fegefeuer.

Fortsetzung.

Am Horizont in diesem Jahr
Ist es geblieben, wie es war.
M. Claudius.

1.

Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen.

Das Manuscript, aus welchem wir diese infernalischen Memoiren dechiffriren und ausziehen, fährt bei jener Stelle, die wir im ersten Theile nothgedrungen abbrachen, fort, die Geschichte des jungen deutschen Schneider-Barons zu geben. Er ist aus seiner Vaterstadt Dresden entflohen, er will in die weite Welt, für's Erste aber nach Berlin gehen, und erzählt, was ihm unterwegs begegnete.

Meine Herren, fuhr der edle junge Mann fort, als ich mich umsah, stand ein Mann hinter mir, gekleidet wie ein ehrlicher rechtlicher Bürger; er fragte mich, wohin meine Reise gehe, und behauptete, sein Weg sey beinahe ganz der meinige, ich solle mit ihm reisen. Ich

verstand so viel von der Welt, daß ich einsah, es sey weniger auffallend, wenn man einen halberwachsenen Jungen mit einem älteren Mann gehen sieht, als allein. Der Mann entlockte mir bald die Ursache meiner Reise, meine Schicksale, meine Hoffnungen. Er schien sich sehr zu verwundern, als ich ihm von meinem Onkel, dem Herrn von Garnmacher in der Dorotheenstraße in Berlin erzählte. „Euer Onkel ist ja schon seit zwei Monaten todt!“ erwiederte er, „o du armer Junge, seit zwei Monaten todt; es war ein braver Mann und ich wohnte nicht weit von ihm und kannte ihn gut. Jetzt nagen ihn die Würmer!“

Sie können sich leicht meinen Schrecken über diese Trauerpost denken; ich weinte lange und hielt mich für unglücklicher als alle Helden; nach und nach aber wußte mich mein Begleiter zu trösten: „Erinnerst du dich gar nicht, mich gesehen zu haben?“ fragte er; ich sah ihn an, besann mich, verneinte. „Ei, man hat mich doch in Dresden so viel gesehen,“ fuhr er fort; „alle Alten und besonders die Jugend strömte zu mir und meinem jungen Griechen.“

Jetzt fiel mir mit einem Mal bei, daß ich ihn schon gesehen hatte. Vor wenigen Wochen war nach Dresden ein Mann mit einem jungen unglücklichen Griechen gekommen; er wohnte in einem Gasthof und ließ den jungen Athener für Geld sehen; das Geld war zur Erhaltung des Griechen und der Ueberschuß für einen Griechenverein bestimmt. Alles strömte hin, auch mir gab der Vater ein paar Groschen, um den unglücklichen Knaben sehen zu können. Ich bezeigte dem Manne

meine Verwunderung, daß er nicht mehr mit dem Griechen reise.

„Er ist mir entlaufen, der Schlingel, und hat mir die Hälfte meiner Kasse und meinen besten Rock gestohlen, er wußte wohl, daß ich ihm nicht nachsetzen konnte; aber wie wäre es, Söhnchen, wenn du mein Grieche würdest?“ Ich staunte, ich hielt es nicht für möglich; aber er gestand mir, daß der andere ein ehrlicher Münchner gewesen sey, den er abgerichtet und kostümirt habe, weil nun einmal die Leute die griechische Sucht hätten.

„Wie?“ unterbrach ihn der Engländer, „selbst in Deutschland nahm man Antheil an den Schicksalen dieses Volkes? und doch ist es eigentlich ein deutscher Minister, der es mit der Pforte hält und die Griechen untergehen läßt.“

„Wie es nun so geht in meinem lieben Vaterland,“ antwortete Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, „was einmal in einem anderen Lande Mode geworden, muß auch zu uns kommen. Das weiß man gar nicht anders. Wie nun vor kurzem die Parganioten ausgetrieben wurden und bald nachher die griechische Nation ihr Joch abschüttelte, da fanden wir dies erstaunlich hübsch, schrieben auf der Stelle viele dicke Bücher darüber und stifteten Hülfsvereine mit sparsamen Kassen. Sogar Philhellenen gab es bei uns, und man sah diese Leute mit großen Bärten, einen Säbel an der Seite, Pistolen im Gürtel, rauchend durch Deutschland ziehen. Wenn man sie fragte, wohin? so antworteten sie: In den heiligen Krieg, nach Hellas gegen die Osmanen! Bat sich nun etwa eine Frau oder ein Mann, der in

der alten Geographie nicht sehr erfahren, eine nähere Erklärung aus, so erfuhr man, daß es nach Griechenland gegen die Türken gehe. Da kreuzigten sich die Leute, wünschten dem Philhellenen einen guten Morgen und flüsterten, wenn er mit dröhnenden Schritten einen Fußpfad nach Hellas einschlug: Der muß wenig taugen, daß er im Reich keine Anstellung bekommt und bis nach Griechenland laufen muß."

„Ists möglich!" rief der Marquis, „so theilnahmlos sprachen die Deutschen von diesen Männern?"

„Gewiß; es ging mancher hin mit dem schönen Gefühl, einer unterdrückten Sache beizustehen; mancher, um sich Kriegsruhm zu erkämpfen, der nun einmal auf den Billards in den Garnisonen nicht zu erlangen ist; aber Alle barbierte man über einen Löffel, wie mein Vater zu sagen pflegte, und schalt sie Landläufer."

„Mylord," sagte der Franzose, „es sind doch dumme Leute, diese Deutschen!"

„O ja," entgegnete jener mit großer Ruhe, indem er sein Rumglas gegen das Licht hielt, „zuweilen; aber dennoch sind die Franzosen unerträglicher, weil sie allen Witz allein haben wollen."

Der Marquis lachte und schwieg. Der Baron aber fuhr fort: Auf diese Sitte der Deutschen hatte jener Mann seinen Plan gebaut, und noch oft muß ich mich wundern, wie richtig sein Calcul war. Die Deutschen, dachte er, kommen nicht dazu, etwas für einen weit aussehenden Plan, für ein fernes Land und dergleichen zu thun; entweder sagen sie: „es war ja vorher auch so, lasset der Sache ihren Lauf, wer wird da etwas Neues

machen wollen?“ Oder sie sagen: „Gut, wir wollen erst einmal sehen, wie die Sache geht, vielleicht läßt sich hernach etwas thun.“ Fällt aber etwas in ihrer Nähe vor, können sie selbst etwas Seltenes mit eigenen Augen sehen, so lassen Sie es sich etwas kosten.

Man war dem Griechen früher oft in mancher kleinen Stadt sehr dankbar, daß er doch wieder eine Materie zum Sprechen herbeigeführt habe, eine Seltenheit, welche die Weiber beim Kaffee, die Männer beim Bier traktiren konnten.

Was für Aussichten blieben mir übrig? mein Onkel war todt, ich hatte nichts gelernt; so schlug ich ein, Grieche zu werden. Jetzt fing ein Unterricht an, bei welchem wir bald so vertraut mit einander wurden, daß mir mein Führer sogar Schläge beibrachte. Er lehrte mich alle Gegenstände auf neugriechisch nennen, bläute mir einige Floskeln in dieser Sprache ein, und nachdem ich hinlänglich instruirt war, schwärzte er mir Haar und Augenbraunen mit einer Salbe, färbte mein Gesicht gelblich, und — ich war ein Grieche. Mein Kostüm, besonders das für vornehme Präsentationen, war sehr glänzend, manches sogar von Seide. So zogen wir im Land umher und gewannen viel Geld.

„Aber mein Gott!“ unterbrach ihn der Franzose, „sagen Sie doch, in Deutschland soll es so viele gelehrte Männer geben, die sogar griechisch schreiben. Diese müssen doch auch sprechen können; wie haben Sie sich vor diesen durchbringen können?“

Nichts leichter als dies, und gerade bei diesen hatte ich meinen größten Spaß; diese Leute schreiben und lesen

das Griechiſche ſo gut, daß ſie vor zweitauſend Jahren mit Thucydides hätten korreſpondiren können, aber mit dem Sprechen will es nicht recht gehen; ſie mußten zu Haus immer die Phraſen im Lexikon aufſchlagen, wenn ſie ſprechen wollten; da hatte ich nun, um aus aller Verlegenheit zu kommen, eine herrliche Floskel bereitet: — — — — Mein Herr! das iſt nicht griechiſch. Mein Führer unterließ nicht, ſogleich, was ich geſagt, dem Publikum ins Deutſche zu überſetzen, und jene Kathedermänner kamen gewöhnlich über das Lächeln der Menſchen dergeſtalt außer Faſſung, daß ſie es nie wieder wagten, griechiſch zu ſprechen.

So zogen wir längere Zeit umher, bis endlich in Karlsbad die ganze Komödie auf einmal aufhörte. Wir kamen dorthin zur Zeit der Saiſon und hatten viele Beſuche. Unter andern fiel mir beſonders ein Herr mit einem Band im Knopfloch auf, der mir große Aehnlichkeit mit meinem Vater zu haben ſchien. Er beſuchte uns einigemal, und endlich, denken Sie ſich mein Erſtaunen, höre ich, wie man ihn Herr von Garnmacher titulirt. Ich ſtürzte zu ihm hin, fragte ihn mit zärtlichen Worten, ob er mein verehrter Herr Onkel ſey, und entdeckte ihm auf der Stelle, wie ich eigentlich nicht auf klaſſiſchem Boden in Athen, ſondern als königl. ſächſiſches Landeskind in Dresden geboren ſey. Es war eine rührende Erkennungsſcene. Das Staunen des Publikums, als der Grieche auf einmal gutes Deutſch ſprach, die Verlegenheit meines Oheims, der mit vornehmer Geſellſchaft zugegen war und nicht gerne an meinen Vater, den marchand tailleur, erinnert ſeyn wollte, die Wuth

meines Führers, alles dies kam mir trotz meiner tiefen Rührung höchst komisch vor.

Der Führer wurde verhaftet, mein Onkel nahm sich meiner an, ließ mir Kleider machen und führte mich nach Berlin. Und dort begann für mich eine neue Katastrophe.

2.

Der Baron wird ein Recensent.

Mein Onkel war ein nicht sehr berühmter Schriftsteller, aber ein berüchtigter, anonymer Kritiker. Er arbeitete an zehn Journalen, und ich wurde anfänglich dazu verwendet, seine Hahnenfüße ins Reine zu schreiben. Schon hier lernte ich nach und nach in meines Onkels Geist denken, faßte die gewöhnlichen Wendungen und Ausdrücke auf und bildete mich so zum Recensenten. Bald kam ich weiter; der herrliche Mann brachte mir die verschiedenen Klassen und Formen der Kritik bei, über welche ich übrigens hinweggehen kann, da sie einen Fremden nicht interessiren.

„Nein, nein!“ rief der Lord, „ich habe schon öfters von dieser kritischen Wuth Ihrer Landsleute gehört. Zwar haben auch wir, z. B. in Edinburgh und London einige Anstalten dieser Art, aber sie werden, höre ich, in einem ganz anderen Geiste besorgt als die Ihrigen.“

Allerdings sind diese Blätter in meinem Vaterlande eine sonderbare, aber eigenthümliche Erscheinung. Wie in unserer ganzen Literatur immer noch etwas Engbrüstiges, Eingezwängtes zu verspüren ist, wie nicht das, was leicht und gefällig, sondern was mit einem recht schwerfällig gelehrten Anstrich geschrieben ist, für einzig

gut und schön gilt, so haben wir auch eigene Ansichten über Beurtheilung der Literatur. Es traut sich nämlich nicht leicht ein Mann oder eine Dame in der Gesellschaft ein Urtheil über ein neues Buch zu, das sich nicht an ein öffentlich ausgesprochenes anlehnen könnte; man glaubt darin zu viel zu wagen. Daher gibt es viele öffentliche Stimmen, die um Geld und gute Worte ein kritisches Solo vortragen, in welches dann das Tutti oder der Chorus des Publikums einfällt.

„Aber wie mögen Sie über diese Institute spotten, mein Herr Baran?" unterbrach ihn der Lord, „ich finde das recht hübsch. Man braucht selbst kein Buch als diese öffentlichen Blätter zu lesen, und kann dann dennoch in der Gesellschaft mitstimmen."

Sie hätten Recht, wenn der Geist dieser Institute anders wäre. So aber ergreift der, welcher sich nach diesen Blättern richtet, unbewußt irgend eine Partei, und kann, ohne daß er sich dessen versieht, in der Gesellschaft für einen Goethianer, Müllnerianer, Vossiden oder Creuzerianer, Schellingianer oder Hegelianer, kurz für einen Yaner gelten. Denn das eine Blatt gehört dieser Partei an, und haut und sticht mehr oder minder auf jede andere, ein anderes gehört diesem oder jenem großen Buchhändler. Da müssen nun für's Erste alle seine Verlagsartikel gehörig gelobt, dann die seiner Feinde grimmig angefallen werden, oft muß man auch ganz diplomatisch zu Werk gehen, es mit keinem ganz verderben, auf beiden Achseln (Dichter-) Wasser tragen, und, indem man einem freundlich ein Compliment macht, hinterrücks heimlich ihm ein Bein unterschlagen.

„Aber schämen sich denn Ihre Gelehrten nicht, auf diese Art die Kritik und Literatur zu handhaben?“ fragte der Marquis, „ich muß gestehen, in Frankreich würde man ein solches Wesen verachten.“

Ihre politischen Blätter, mein Herr, machen es nicht besser. Uebrigens sind es nicht gerade die Gelehrten, die dieses Handwerk treiben. Die eigentlichen Gelehrten werden nur zu Kernschüssen und langsamen gründlichen Operationen verwandt, und mit vier Groschen bezahlt. Leichter, behender sind die Halbgelehrten, die eigentlichen Voltigeurs der Literatur. Sie plänkeln mit dem Feind, ohne ihn gründlich und mit Nachdruck anzugreifen; sie richten Schaden in seiner Linie an, sie umschwärmen ihn, sie suchen ihn aus seiner Position zu locken. Auch dürfen sie sich gerade nicht schämen, denn sie recensiren anonym, und nur einer unterschreibt seine kritischen Bluturtheile mit so kaltem Blute, als wollte er seinen Bruder freundlich zu Gevatter bitten.

„Das muß ja ein eigentlicher Matador seyn!“ rief der Lord lächelnd.

Ein Matador in jedem Sinne des Worts. Auf spanisch — ein Todtschläger, denn er hat schon manchen niedergedonnert; und wahrhaftig, er ist der höchste Trumpf, dieser Matador, und zählt für zehn, wenn er **Pacat ultimo** macht. Und bei den literarischen Stiergefechten ist er Matador! denn er, der Hauptkämpfer ist es, der dem armen gehetzten und gejagten Stier den Todesstoß gibt.

„Gestehen Sie, Sie übertreiben; — Sie haben gewiß einmal den unglücklichen Gedanken gehabt, etwas

zu ſchreiben, das recht tüchtig vorgenommen wurde, und jetzt zürnen Sie der Kritik?“

Der junge Deutſche erröthete: Es iſt wahr, ich habe etwas geſchrieben, doch war es nur eine Novelle, und leider nicht ſo bedeutend, daß es wäre recenſirt worden; aber nein, ich ſelbſt habe einige Zeit unter meines Onkels Protektion den kritiſchen kleinen Krieg mitgemacht, und kenne dieſe Affairen genau. Nun, mein Onkel brachte mir alſo die verſchiedenen Formen und Klaſſen bei. Die erſte war die ſanftlobende Recenſion. Sie gab nur einige Auszüge aus dem Werk, lobte es als brav und gelungen, und ermahnte auf der betretenen Bahn fortzuſchreiten. In dieſe Klaſſe fielen junge Schriftſteller, die dem Intereſſe des Blattes entfernter ſtanden, die man aber für ſich gewinnen wollte. Hauptſächlich aber war dieſe Klaſſe für junge ſchriftſtelleriſche Damen.

„Wie?“ erwiederte der Lord, „haben Sie derer ſo viele, daß man eine eigene Klaſſe für ſie macht?“

Man zählte, als ich noch auf der Oberwelt war, ſechsundvierzig jüngere und ältere! Sie ſehen, daß man für ſie ſchon eine eigene Klaſſe machen kann, und zwar eine gelinde, weil dieſe Damen mehr Anbeter und Freunde haben, als ein junger Schriftſteller. Die zweite Klaſſe iſt die lobpoſaunende. Hier werden entweder die Verlagsartikel des Buchhändlers, der das Blatt bezahlt, oder die Parteimänner gelobt. Man preist ihre Namen, man iſt gerührt, man iſt glücklich, daß die Nation einen ſolchen Mann aufweiſen kann. Die dritte Klaſſe iſt dann die neutrale. Hier werden

die Feinde, mit denen man nicht in Streit gerathen mag, etwas kühl und diplomatisch behandelt. Man spricht mehr über das Genus ihrer Schrift und über ihre Tendenz, als über sie selbst, und gibt sich Mühe, in recht vielen Worten nichts zu sagen, ungefähr wie in den Salons, wenn man über politische Verhältnisse spricht, und sich doch mit keinem Wort verrathen will.

Die vierte Klasse ist die lobhudelnde. Man sucht entweder einen, indem man ihn scheinbar und mit einem Anstrich von Gerechtigkeit ein wenig tadelt, zu loben, oder umgekehrt, man lobt ihn mit vielem Anstand und bringt ihm einige Stiche bei, die ihn entweder tief verwunden oder doch lächerlich machen. Die fünfte Klasse ist die grobe, ernste; man nimmt eine vornehme Miene an, setzt sich hoch zu Roß und schaut hernieder auf die kleinen Bemühungen und geringen Fortschritte des Gegners. Man warnt sogar vor ihm und sucht etwas Verstecktes in seinen Schriften zu finden, was zu gefährlich ist, als daß man öffentlich davon sprechen möchte. Diese Klasse macht stillen, aber tiefen Eindruck aufs Publikum. Es ist etwas Mystisches in dieser Art der Kritik, was die Menschen mit Scheu und Beben erfüllt. Die sechste Klasse ist die Todtschlägerklasse. Sie ist eine Art von Schlachtbank, denn hier werden die Opfer des Zornes, der Rache niedergemetzelt ohne Gnade und Barmherzigkeit, sie ist eine Säge- und Stampfmühle, denn der Müller schüttelt die Unglücklichen, die ihm überantwortet werden, hinein und zerfetzt, zersägt, zermalmt sie.

„Aber wer trägt denn die Schuld von dieſem unſinnigen Vertilgungsſyſtem?“ fragte Laſſulot.

Nun, das Publikum ſelbſt! Wie man früher an Turnieren und Thierhetzen Freude hatte, ſo amüſirt man ſich jetzt am kritiſchen Kriege; es freut die Leute, wenn man die Schriftſteller mit eingelegten Lanzen auf einander anrennen ſieht, und — wenn die Rippen krachen, wenn einer ſinkt, klaſcht man dem Sieger Beifall zu. Ländlich, ſittlich. „Ein Stier, ein Stier! ruft's dort und hier.“ In Spanien treibt man das in der Wirklichkeit, in Deutſchland metaphoriſch, und wenn ein paar tüchtige Fleiſcherhunde einen alten Stier anfallen und ſich zu Helden an ihm beißen, wenn der Matador von der Gallerie hinab in den Circus ſpringt,

und zieht den Degen
und fällt verwegen
zur Seite den wüthenden Ochſen an —

da freut ſich das liebe Publikum, und von „Bravo!“ ſchallt die Gegend wieder!

„Das iſt köſtlich!“ rief der Engländer, doch war man ungewiß, ob ſein Beifall der deutſchen Kritik oder dem Rum gelte, den er zu ſich nahm; „und ein ſolcher Klaſſenkritikus wurden Sie, Maſter Garnmacher?“

Mein Onkel war, wie ich Ihnen ſagte, für mehrere Journale verpachtet; wunderbar war es übrigens, welches betrogene Intereſſe er dabei befolgen mußte. Er hatte es ſo weit gebracht, daß er an einem Vormittag ein Buch las und ſechs Recenſionen darüber ſchrieb, und oft traf es ſich, daß er alle ſechs Klaſſen über einen Gegenſtand erſchöpfte. Er zündete dann zuerſt dem Schlachtopfer

ein kleines gelindes Lobfeuer aus Zimmtholz an; dann warf er kritischen Weihrauch dazu, daß es große Wolken gab, die dem Publikum die Sinne umnebelten und die Augen beizten. Dann dämpfte er diese niedlichen Opferflammen zu einer düsteren Glut, blies sie dann mit dem kalten Hauch der vierten Klasse frischer an, warf in der fünften einen so großen Holzstoß zu, als die sancta simplicitas in Constanz dem Huß, und fing dann zum sechsten an, den Unglücklichen an dieser mächtigen Lohe des Zornes zu braten und zu rösten, bis er ganz schwarz war.

„Wie konnte er aber nur mit gutem Gewissen sechserlei so verschiedene Meinungen über einen Gegenstand haben? Das ist ja schändlich!"

Wie man will. Ich erinnere Sie übrigens an die liberalen und an die ministeriellen Blätter Ihres Landes; wenn heute einer Ihrer Publicisten eine Ode an die Freiheit auf der Posaune geblasen hat, und ihm morgen der Herr von ..... einige Sous mehr bietet, so hält er eine Schimpfrede gegen die linke Seite, als hätte er von je in einem ministeriellen Vorzimmer gelebt.

„Aber dann geht er förmlich über," bemerkte der Marquis; „aber Ihr Onkel, der Schuft, hatte zu gleicher Zeit sechs Zungen und zwölf Augen, die Hälfte mehr als der Höllenhund."

Die Deutschen haben es von jeher in allen mechanischen Künsten und Handarbeiten weit gebracht, erwiederte mit großer Ruhe der junge Mann, so auch in der Kritik. Als mich nun mein Onkel so weit gebracht hatte, daß ich nicht nur ein Buch von dreißig Bogen in zwei Stunden

durchlesen, sondern auch den Inhalt einer unaufgeschnittenen Schrift auf ein Haar errathen konnte, wenn ich wußte, von welcher Partei sie war; so gebrauchte er mich zur Kritik. „Ich will dir," sagte er, „die erste, zweite, fünfte und sechste Klasse geben. Die Jugend, wie sie nun einmal heutzutage ist, kann nichts mit Maaß thun. Sie lobt entweder über alle Grenzen, oder sie schimpft und tadelt unverschämt. Solche Leute, besonders wenn sie ein recht scharfes Gebiß haben, sind übrigens oft nicht mit Gold zu bezahlen. Man legt sie an die Kette, bis man sie braucht, und hetzt sie dann mit unglaublichem Erfolg, denn sie sind auf den Mann dressirt, trotz der besten Dogge. Zu den Mittelklassen, zu dem Neutralitätssystem, zu dem verdeckten Tadel, zu dem ruhigen, aber sicheren Hinterhalt gehört schon mehr kaltes Blut."

So sprach mein Onkel und übergab mir die Kränze der Gnade und das Schwert der Rache. Alle Tage mußte ich von frühe acht bis ein Uhr recensiren. Der Onkel schickte mir ein neues Buch, ich mußte es schnell durchlesen und die Hauptstellen bezeichnen. Dann wurden Kritiken von Nr. 1 und 2 entworfen und dem Alten zugeschickt. Nun schrieb er selbst 3 und 4, und war dann noch ein Hauptgericht zu exequiren, so ließ er mir sagen: Mein lieber Neffe! nur immer Nr. 5 und 6 draufgesetzt; es kann nicht schaden, nimm ihn ins Teufels Namen tüchtig durch; und den ich noch vor einer Stunde mit wahrer Rührung bis zum Himmel erhoben, denselben verdammte ich jetzt bis in die Hölle. Vor Tisch wurden dann die kritischen Arbeiten verglichen, der Onkel

that, wie er zu sagen pflegte, Salz hinzu, um das Gebräu pikanter zu machen; dann packte ich alles ein und verschickte die heil- und unheilschweren Blätter an die verschiedenen Journale.

„God dam! habe ich in meinem Leben dergleichen gehört?“ rief der Lord mit wahrem Grauen, „aber wenn Sie alle Tage nur ein Buch recensirten, das macht ja im Jahr 365! Gibt es denn in Ihrem Vaterland jährlich selbst nur ein Drittheil dieser Summe?“

Ha! da kennen Sie unsere gesegnete Literatur schlecht, wenn Sie dies fragen. So viele gibt es in einer Messe, und wir haben jährlich zwei. Alle Jahre kann man achtzig Romane, zwanzig gute und vierzig schlechte Lust- und Trauerspiele, hundert schöne und miserable Erzählungen, Novellen, Historien oder Phantasien ꝛc., dreißig Almanache, fünfzig Bände lyrischer Gedichte, einige erhabene Heldengedichte in Stanzen oder Hexametern, vierhundert Uebersetzungen, achtzig Kriegsbücher rechnen, und die Schul-, Lehr-, Katheder-, Professions-, Confessionsbücher, die Anweisungen zum frommen Leben, zu Bereitung guten Champagners aus Obst, zu Verlängerung der Gesundheit, die Betrachtungen über die Ewigkeit und wie man auch ohne Arzt sterben könne u. s. w. sind nicht zu zählen; kurz, man kann in meinem Vaterland annehmen, daß unter fünfzig Menschen immer einer Bücher schreibt; ist einer einmal im Meßkatalog gestanden, so gibt er das Handwerk vor dem sechzigsten Jahr nicht auf. Sie können also leicht berechnen, meine Herren, wie viel bei uns gedruckt wird. Welcher Reichthum der Literatur, welches weite Feld für die Kritik!

Der junge Deutsche hatte diese letzten Worte mit einer Ehrfurcht, mit einer Andacht gesprochen, die sogar mir höchst komisch vorkam; der Lord und der Marquis aber brachen in lautes Lachen aus, und je verwunderter der junge Herr sie ansah, desto mehr schien ihr Lachreiz gesteigert zu werden.

„Monsieur de Garnmacre! nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich von Ihrer Erzählung bis zum Lachen hinreißen ließ," sagte der Marquis, „aber Ihre Nation, Ihre Literatur, Ihre kritische Manufaktur kam mir unwillkürlich so komisch vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen. Ihr seyd sublime Leute, das muß man Euch lassen."

„Und der Herr hier hat Recht," bemerkte Mylord mit feinem Lächeln. „Alles schreibt in diesem göttlichen Lande, und was das Schönste ist, nicht jeder über sein Fach, sondern lieber über ein anderes. So fuhr ich einmal auf meiner grand tour in einem deutschen Ländchen. Der Weg war schlecht, die Pferde wo möglich noch schlechter. Ich ließ endlich durch meinen Reisebegleiter, der deutsch reden konnte, den Postillon fragen, was denn sein Herr, der Postmeister, denke, daß er uns so miserable Pferde vorspanne? Der Postillon antwortete: Was das Post- und das Stallwesen anbelangt, so denkt mein Herr nichts. Wir waren verwundert über diese Antwort und mein Begleiter, dem das Gespräch Spaß machte, fragte, was sein Herr denn anderes zu denken habe? Er schreibt! war die kurze Antwort des Kerls. — Wie? Briefverzeichnisse, Postkarten? — Ei, behüte, sagt er, Bücher, gelehrte Bücher. — Ueber das Postwesen?

fragten wir weiter. — Nein, meinte er, Verſe macht mein Herr, Verſe, oft ſo breit als meine fünf Finger und ſo lang als mein Arm; und klatſch! klatſch! hieb er auf die mageren Brüder des Pegaſus und trabte mit uns auf dem ſtoßenden Steinweg, daß es uns in der Seele wehe that. God dam! ſagte mein Begleiter, wenn der Herr Poſtmeiſter ſo ſchlecht auf dem Hypogryphen ſitzt wie ſein Schwager auf dieſen Kleppern, ſo wird er holperigte Verſe zu Tage fördern! Und auf Ehre, meine Herren, ich habe mich auf der nächſten Station erkundigt, dieſer Poſtmeiſter iſt ein Dichter und wie Sie, Mr. Garnmacher, ein großer Kritiker."

Ich weiß, wen Sie meinen, erwiederte der Deutſche mit etwas unmuthiger Miene, und Ihre Erzählung ſoll wohl ein Stich auf mich ſeyn, weil ich eigentlich auch nicht für dieſes Gebiet der Literatur erzogen worden. Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, Mylord, in Ihrem kalten ſyſtematiſchen, nach Geſetzen ängſtlich zugeſchnittenen Land möchte etwas dergleichen auffallen, aber bei uns zu Lande iſt das was anderes. Da kann jeder in die Literatur hinein pfuſchen, wann und wie er will, und es gibt kein Geſetz, das einem verböte, etwas Miſerables drucken zu laſſen, wenn er nur einen Verleger findet. Bei den Kritikern und Poeten meines Vaterlandes iſt nicht nur in Hinſicht auf die Phantaſie die ſchöne romantiſche Zeit des Mittelalters, nein wir ſind und ich rechne mich ohne Scheu dazu, ſammt und ſonders edle Raubritter, die einander die Blumen der Poeſie abjagen und in unſere Verließe ſchleppen; wir üben das Fauſtrecht auf heldenmüthige Weiſe und halten literariſche

Wegelagerungen gegen den reich beladenen Krämer und Juden. Die Poesie ist bei uns eine Gemeindewiese, auf welcher jedes Vieh umherspazieren und Blumen und Gras fressen kann nach Belieben.

„Herr von Garnmacker," unterbrach ihn der Marquis de Lassulot, „ich würde Ihre Geschichte erstaunlich hübsch und anziehend finden, wenn sie nur nicht so langweilig wäre. Wenn Sie so fortmachen, so erzählen Sie uns achtundvierzig Stunden in einem fort. Ich schlage daher vor, wir verschieben den Rest und unsere eigenen Lebensläufe auf ein ander Mal und gehen jetzt auf die Höllenpromenade, um die schöne Welt zu sehen!"

„Sie haben Recht," sagte der Lord, indem er aufstand und mir ein Sixpencestück zuwarf, „der Herr von Garnmacher weiß auf unterhaltende Weise einzuschläfern. Brechen wir auf; ich bin neugierig, ob wohl viele Bekannte aus der Stadt hier sind?"

„Wie?" rief der junge Deutsche nicht ohne Ueberraschung, „Sie wollen also nicht hören, wie ich mich in Berlin bei den Herren vom Mühlendamm zu einem Elegant perfektionirte? Sie wollen nicht hören, wie ich einen Liebeshandel mit einer Prinzessin hatte und auf welche elendigliche Weise ich endlich verstorben bin? O, meine Herren, meine Geschichte fängt jetzt erst an, interessant zu werden."

„Sie können Recht haben," erwiederte ihm der Lord mit vornehmem Lächeln, „aber wir finden, daß uns die Abwechslung mehr Freude macht. Begleiten Sie uns; vielleicht sehen wir einige Figuren aus Ihrem Vaterland, die Sie uns zeigen können."

„Nein, wirklich! ich bin gespannt auf Ihre Geschichte," sagte der Marquis lachend, „aber nur jetzt nicht. Es ist jetzt die Zeit, wo die Welt promenirt, und um keinen Preis, selbst nicht um Ihre interessante Erzählung möchte ich diese Stunde versäumen. Gehen wir!"

„Gut," erwiederte der deutsche Stutzer, resignirt und ohne beleidigt zu scheinen. „Ich begleite Sie; auch so ist mir Ihre werthe Gesellschaft sehr angenehm, denn es ist für einen Deutschen immer eine große Ehre, sich an einen Franzosen oder gar an einen Engländer anschließen zu können."

Lachend gingen die Beiden voran, der Baron folgte und ich veränderte schnell mein Kostüm, um diese merkwürdigen Subjekte auf ihren Wanderungen zu verfolgen, denn ich hatte gerade nichts besseres zu thun.

Die Menschen bleiben sich unter jeder Zone gleich — es ist möglich, daß Klima und Sitten eines andern Landes eine kleine Veränderung in manchem hervorbringen; aber lasset nur eine Stunde lang Landsleute zusammen sprechen, der Nationalcharakter wird sich nicht verleugnen, wird mehr und mehr sich wieder hervorheben und deutlicher werden. So kommt es, daß dieser Geburtstag meiner lieben Großmutter mir Stoff zu tausend Reflexionen gibt, denn selbst im Fegefeuer, wenn diesen Leutchen nur ein Tag vergönnt ist, findet sich Gleiches zu Gleichem, und es spricht und lacht, geht und liebt wie im Prater, wie auf der Chaussée d'Antin oder im Palais royal, wie unter den Linden, oder wie in .....

Welchen Anblick gewährte diese höllische Promenade! Die Stutzer aller Jahrhunderte, die Courtisanen und

Merveilleuses aller Zeiten, Theologen aller Confessionen, Juristen aller Staaten, Financiers von Paris bis Constantinopel, von Wien bis London, und sie alle in Streit über ihre Angelegenheiten, und sie alle mit dem ewigen Refrain: „zu unserer Zeit, ja, zu unserer Zeit war es doch anders!“ Aber ach, meine Stutzer kamen zu spät auf die Promenade, kaum daß noch Baron von Garnmacher einen jungen Dresdner Dichter umarmen und einer Berliner Sängerin sein Vergnügen ausdrücken konnte, ihre Bekanntschaft hier zu erneuern! Der edle junge Herr hatte durch seine Erzählung die Promenadezeit verkümmert und die große Welt strömte zum Theater.

3.

Das Theater im Fegefeuer.

Man wundert sich vielleicht über ein Theater im Fegefeuer? Freilich ist es weder opera buffa noch seria, weder Trauer- noch Lustspiel; ich habe zwar Schauspieldichter, Sänger, Acteurs und Actricen, Tänzer und Tänzerinnen genug; aber wie könnte man ein so gemischtes Publikum mit einem dieser Stücke unterhalten? Ließe ich von Zacharias Werner eine schauerlich-tragi-komisch-historisch-romantisch-heroische Komödie aufführen, — wie würden sich Franzosen und Italiener langweilen, um von den Russen, die mehr das Trauerspiel und Mordscenen lieben, gar nicht zu sprechen. Wollte ich mir von Kotzebue ein Lustspiel schreiben lassen, etwa die Kleinstädter in der Hölle, wie würde man über verdorbenen Geschmack schimpfen! Daher habe ich eine andere Einrichtung getroffen.

Mein Theater ſpielt große pantomimiſche Stücke, welche wunderbarer Weiſe nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft zum Gegenſtand haben; aber mit Recht. Die Vergangenheit, ihr ganzes Leben liegt abgeſchloſſen hinter dieſen armen Seelen. Selten bekömmt eine einen Erlaubnißſchein, als revenant die Erde um Mitternacht beſuchen zu dürfen. Denn was nützt es mir? was frommt es dem irren Geiſt einer eiferſüchtigen Frau, zum Lager ihres Mannes zurückzukehren? was nützt es dem Mann, der ſich ſchon um eine zweite umgethan, wenn durch die Gardine bringt —

eine kalte weiße Hand;
wen erblickt er? ſeine Wilhelmine,
die im Sterbekleide vor ihm ſtand?

Was kann es dem Teufel, was einer ausgeleerten herzoglichen Kaſſe helfen, wenn der Finanzminiſter, der ſich aus Verzweiflung mit dem Federmeſſer die Kehle abſchnitt, allnächtlich ins Departement ſchleicht, angethan mit demſelben Schlafrock, in welchem er zu arbeiten pflegte, ſchlurfend auf alten Pantoffeln und die Feder hinter dem Ohr? zu was dient es, wenn er ſeufzend vor die Akten ſitzt und mit glühendem Auge ſeinen Reſt immer noch einmal wieder berechnet? Was kann es dem fürſtlichen Keller helfen, wenn der Schloßküfer, den ich in einer böſen Stunde abgeholt, durch einen Kellerhals herniederfährt und mit krampfhaft gekrümmten Fingern an den Fäſſern anpocht, die er beſtohlen? Zu welchem Zweck ſoll ich den General entlaſſen, wenn oben der Zapfenſtreich ertönt und die Hörner zur Ruhe blaſen? wozu den Stutzer, um zu ſehen, ob ſein bezahltes Liebchen

auf frische Rechnung liebt? Zwar sie alle, ich gestehe es, sie alle würden sich unglücklicher fühlen, könnten sie sehen, wie schnell man sie vergessen hat; es wäre eine Schärfung der Strafe, wie etwa ein König, als ihm ein Urtheil zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe vorgelegt wurde, „noch sechs Jahre länger" unterschrieb, weil er den Mann haßte. Aber sie würden mir auf der andern Seite so viel verwirrtes Zeug mit herabbringen, würden mir manchen fromm zu machen suchen, wie der reiche Mann im Evangelium, der zu Lebzeiten so viel getrunken, daß er in der Hölle Wasser trinken wollte, — ich habe darin zu viele Erfahrungen gemacht und kann es in neuern Zeiten, wo ohnedies die Missionarien und andere Mystiker genug thun, nicht mehr erlauben. Daher kommt es, daß es in diesen Tagen wenig mehr in den Häusern, desto mehr aber in den Köpfen spukt.

Um nun den Seelen im Fegefeuer dennoch Nachrichten über die Zukunft zu geben, lasse ich an Festtagen einige erhebliche Stücke von meiner hölliſchen Bande aufführen. Auf dem heutigen Zettel war angezeigt:

Mit allerhöchster Bewilligung.

Heute als am Geburtsfeste

der Großmutter, diaboliſchen Hoheit:

Einige Scenen aus dem Jahr 1826.

Pantomimische Vorstellung

mit Begleitung des Orchesters.

Die Musik ist aus Mozarts, Haydns, Glucks und andern Meisterwerken zusammengesucht von Rossini.

(Bemerkungen an das Publikum.) Da gegenwärtig sehr viele allerhöchste Personen und hoher

Adel hier sind, so wird gebeten, die ersten Ranglogen den Hoheiten, Durchlauchten und Ministern bis zum Grafen abwärts inclusive, die zweite Gallerie der Ritterschaft sammt Frauen bis zum Lieutenant abwärts zu überlassen.

Die Direktion des infernal. Hof- und Nationaltheaters.

Das Publikum drängte sich mit Ungestüm nach dem Haus. Ich bot mich den drei jungen Herren als Cicerone an und führte sie glücklich durch das Gedränge ins Parquet; obgleich der Lord ohne Anstand auf die erste, der Marquis und der deutsche Baron auf die zweite Loge hätten eintreten dürfen. Diese drei Subjekte fanden es aber amüsanter, von ihrem niederen Standpunkt aus Logen und Parterre zu lorgnettiren. Wie mancher Ausruf des freudigen Staunens entschlüpfte ihnen, wenn sie wieder auf ein bekanntes Gesicht trafen. Besonders Garnmacher schien vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen zu können. „Nein, ist es möglich?“ rief er wiederholt aus, „ist es möglich? Sehen Sie, Marquis! jener Herr dort oben in der zweiten Gallerie rechts, mit den rothen Augen, er spricht mit einer bleichen jungen Dame, dieser starb in Berlin im Geruch der Heiligkeit und soll auch hier seyn an diesem unheiligen Ort? und jene Dame, mit welcher er spricht, wie oft habe ich sie gesehen und gesprochen! Sie war eine liebenswürdige fromme Schwärmerin, ging lieber in die Dreifaltigkeitskirche als auf den Ball — sie starb und wir alle glaubten, sie werde sogleich in den dritten Himmel schweben, und jetzt sitzt sie hier im Fegefeuer! Zwar wollte man behaupten, sie sey in Töplitz an einem heimlichen Wochenbett

verſchieden, aber wer ihren frommen Lebenslauf geſehen, wer konnte das glauben?"

„Ha! die Naſe von Frankreich!" rief auf einmal der Marquis mit Ekſtaſe. „Heiliger Ludwig, auch Ihr, auch Ihr unter euern verlorenen Kindern? Ha, und ihr, ihr verdammten Kutten, die ihr mein ſchönes Vaterland in die Kapuze ſtecken wollet. Sehen Sie, Mylord, jene häßlichen, kriechenden Menſchen? Sehen Sie dort — das ſind berühmte Miſſionäre, die uns glauben machen wollten, ſie ſeyen frommer als wir. Dem Teufel ſey es gedankt, daß er dieſe Schweine auch zu ſich verſammelt hat."

„O, mein Herr," ſagte ich, „da hätten Sie nicht nöthig gehabt, bis ins Theater ſich zu bemühen, um dieſe Leutchen zu ſehen. Sie zeigen ſich zwar nicht gerne auf den Promenaden, weil ſelbſt in der Hölle nichts Erbärmlicheres zu ſeyn pflegt, als ein entlarvter Heuchler; aber im Café de Congrégation wimmelt es von dieſen Herren, vom Kardinal bis zum ſchlechten Pater; Sie können manche heilige Bekanntſchaft dort machen."

„Mein Herr, Sie ſcheinen bekannt hier," erwiederte Mylord; „ſagen Sie doch, wer ſind dieſe ernſten Männer in Uniform neben an? Sie unterhalten ſich lebhaft, und doch ſehe ich ſie nicht lächeln. Sind es Engländer?"

„Verzeihen Sie," antwortete ich, „es ſind Soldaten und Offiziere von der alten Garde, die ſich mit einigen Preußen über den letzten Feldzug beſprechen."

„Alle drei ſchienen erſtaunt über dieſes Zuſammentreffen und wollten mehr fragen, aber der Kapellmeiſter

hob den Stab, und die Trompeten und Pauken der Roſſiniſchen Ouverture ſchmetterten in das volle Haus. Es war die herrliche Ouverture aus il maestro ladro, die Roſſini auf ſich ſelbſt gedichtet hat, und das Publikum war entzückt über die ſchönen Anklänge aus der Muſik aller Länder und Zeiten, und Jedes fand ſeinen Lieblingsmeiſter, ſeine Lieblingsarie in dem herrlich componirten Stück. Ich halte auch außer der gazza ladra den maestro ladro für ſein Beſtes, weil er darin ſeine Tendenz und ſeine künſtleriſche Gewandtheit im Componiren ganz ausgeſprochen hat. Die Ouverture endete mit dem ergreifenden Schluß von Mozarts Don Juan, dem man zur Vermehrung der Rührung einen Nachſatz von Pauken, Trommeln und Trompeten angehängt hatte, und — der Vorhang flog auf.

Man ſah einen Saal der Börſenhalle von London. Aengſtlich drängten ſich Juden und Chriſten durcheinander; in maleriſchen Gruppen ſtanden Geldmäkler, große und kleine Kaufleute, und ſteigerten die Papiere. Nachdem dieſe Introduktion einige Zeit lang gedauert hatte, kamen in ſonderbaren Sprüngen und Capriolen zwei Kuriere hereingetanzt. Allgemeine Spannung; die Depeſchen werden in einem pas de deux entſiegelt, die Nachrichten mitgetheilt. In dieſem Augenblick erſcheint mein erſter Solotänzer, das Haus Goldſmith vorſtellend, in der Scene. Seine Mienen, ſeine Haltung drücken Verzweiflung aus; man ſieht, ſeine Fonds ſind erſchöpft, ſein Beutel leer, er muß ſeine Zahlungen einſtellen. Ein Chor von Juden und Chriſten dringen auf ihn ein, um ſich bezahlt zu machen. Er fleht, er

bittet, seine Geberdensprache ist bezaubernd — es hilft nichts. Da raffte er sich verzweiflungsvoll auf, er tanzte ein Solo voll Ernst und Majestät; wie ein gefallener König ist er noch im Unglück groß, seine Sprünge reichen zu einer immensen Höhe und mit einem prachtvollen Fußtriller fällt das Haus Goldsmith in London. Komisch war es nun anzusehen, wie das Chor der englischen, deutschen und französischen Häuser, vorgestellt von den Herren vom Corps de ballet, diesen Fall weiter fortsetzten. Sie wankten künstlich und fielen noch künstlicher, besonders excellirten hiebei einige Berliner Börsenkünstler, die durch ihre ungemeine Kunst einen wahrhaft tragischen Effekt hervorbrachten und allgemeine Sensation im Parterre erregten.

Plötzlich ging die lamentable Börsenmusik in einen Triumphmarsch über; die herrliche Passage aus der Italienerin in Algier: „Heil dem großen Kaimakan" ertönte; ein glänzender Zug von Christensklaven, Goldbarren und Schüsseln mit gemünztem Gold tragend, tanzten aufs Theater. Es war, wie wenn in der Hungersnoth ein Wagen mit Brod in eine ausgehungerte Stadt kommt. Man denkt nicht daran, daß der spekulative Kopf, der das Brod herbeischaffte, nichts als ein gemeiner Wucherer ist, der den Hunger benützt und sein Brod zu ungeheuren Preisen losschlägt; man denkt nicht daran, man verehrt ihn als den Retter, als den schützenden Schild in der Noth. So auch hier. Die gefallenen Häuser richteten sich mit Grazie empor, sie schienen Hoffnung zu schöpfen, sie schienen den Messias der Börse zu erwarten. Er kam. Acht Finanzminister berühmter

Könige und Kaiser trugen auf ihren Schultern eine Art von Triumphwagen, der die transparente Inschrift: „Seyd umschlungen, Millionen!“ trug. Ein Herr mit einer pikanten morgenländischen Physiognomie, wohlbeleibt und von etwas schwammigem Ansehen, saß in dem Wagen und stellte den Triumphator vor.

Mit ungemeinem Applaus wurde er begrüßt, als er von den Schultern der Minister herab auf den Boden stieg. „Das ist Rothschild! es lebe Rothschild!“ schrie man in den ersten Ranglogen und klatschte und rief Bravo, daß das Haus zitterte. Es war mein erster Grotesktänzer, der diese schwierige Rolle meisterhaft durchführte; besonders als er mit dem englischen, österreichischen, preußischen und französischen Ministerium einen Cosaque tanzte, übertraf er sich selbst. Rothschild gab in einer komischen Solopartie seinem Reich, der Börse, den Frieden, und der erste Akt der großen Pantomime endigte sich mit einem brillanten Schlußchor, in welchem er förmlich gekrönt und zu einem allerhöchsten cher cousin gemacht wurde.

Als der Vorhang gefallen war, ließ sich Mylord ziemlich ungnädig über diese Scene aus. „Es war zu erwarten,“ sagte er, „daß diese Menschen bedeutenden Einfluß auf die Curse bekommen werden, aber daß auf der Börse von London ein solcher Scandal vorfallen werde im Jahr 1826, das ist unglaublich.“

„Mein Herr!“ erwiederte der Marquis lachend, „unglaublich finde ich es nicht. Bei den Menschen ist Alles möglich, und warum sollte nicht einer, wenn er auch im Judenquartier zu Frankfurt das Licht der Welt

erblickte, durch Combination ſo weit kommen, daß er Kaiſer und Könige in ſeinen Sack ſtecken kann?"

„Aber England, Alt-England! ich bitte Sie!" rief der Lord ſchmerzlich. „Ihr Frankreich, Ihr Deutſchland hat von jeher nach jeder Pfeife tanzen müſſen! Aber God dam! das engliſche Miniſterium mit dieſem Hephep einen Coſaque tanzen zu ſehen; o! es iſt ſchmerzlich!"

„Ja, ja!" ſprach Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, ſehr ruhig, „es wird und muß ſo kommen. Freilich ein bedeutender Unterſchied zwiſchen 1826 und der Zeit des Königs David."

„Das finde ich nicht," antwortete der Marquis; „im Gegentheil, Sie ſehen ja, welch großen Einfluß die Juden auf die Zeit gewinnen!"

„Und dennoch finde ich einen bedeutenden Unterſchied," erwiederte der Deutſche. „Damals, mein Herr, hatten alle Juden nur einen König, jetzt aber haben alle Könige nur einen Juden."

„Wenn Sie ſo wollen, ja. Aber neugierig bin ich doch, was für eine Scene uns der Teufel jetzt geben wird. Ich wollte wetten, Frankreich oder Italien kommt ans Brett."

„Ich denke, Deutſchland," erwiederte Garnmacher; „ich wenigſtens möchte wohl wiſſen, wie es im Jahr 1826 oder 1830 in Deutſchland ſeyn wird. Als ich die Erde verließ, war die Conſtellation ſonderbar. Es roch in meinem Vaterlande wie in einer Pulverkammer, bevor ſie in die Luft fliegt. Die Lunte glühte und man roch ſie aller Orten. Die feinſten diplomatiſchen Näſen

machten sich weit und lang, um diesen geheimnißvollen Duft einzuziehen und zu errathen, woher der Wind komme. Meinen Sie nicht auch, es müsse bedeutende Veränderungen geben?"

„Es wird heißen: auch in diesem Jahr ist es geblieben wie es war," antwortete ich dem guten Deutschen. „Um eine Lunte auszulöschen, bedarf es keiner großen Künste. Man wird bleiben, wie man war, man wird höchstens um einige Procente weiser vom Rathhaus kommen. Sie wollen Ihr Vaterland in die Scene gesetzt sehen, um zu erfahren, wie es Anno 1826 dort aussieht? Armer Herr! da müßte ich ja zuvor noch fragen, was für ein Landsmann Sie sind."

„Wie verstehen Sie das?" fragte der Baron unmuthig.

„Nun? was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationelles vorspielen, da Sie keine Nation sind? Sind Sie ein Baier, so müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Recepten, braut; sind Sie Würtemberger, so könnten Sie erfahren, wie man die Landstände wählte; sind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, so lassen Sie sich den eigenen Fuß operiren, denn an dem Normalschuh darf nichts geändert werden. Sind Sie ein Hesse, so trinken Sie ganz ruhig ihren Doppelkümmel zum Butterbrod, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche schön war und in der nächsten regnen wird; sind Sie ein Brandenburger, so machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berg stehen, und hungern Sie, bis Sie eine schöne Taille bekommen." —

„Herr, Sie sind des Teufels!“ fuhr der Baron auf, „wollen Sie uns alles Nationalgefühl absprechen? Wollen Sie“ —

„Stille! Sie sehen, der Vorhang geht wieder in die Höhe!“ rief der Marquis; „wie, was sehe ich? das ist ja das Portal von Notre-Dame! das finde ich sonderbar. Wenn man von Frankreich etwas in die Scene setzen will, warum gibt man uns kein Vaudeville, warum nicht den Kampf der Kammer?“

Die Glocken von Notre-Dame ertönten in feierlichen Klängen, Chorgesang und das Murmeln kirchlicher Gebete näherte sich, und eine lange Procession, angeführt von den Missionären, betrat die Bühne. Da sah man königliche Hoheiten und Fürsten mit den Mienen zerknirschter Sünder, den Rosenkranz in der Hand, einherschleichen; da sah man Damen des ersten Ranges, die schönen Augen gen Himmel gerichtet, die à la Madonna gekämmten Haare mit wohlriechender Asche bestreut, die niedlichen Füßchen blos und baar in dem Staube wandelnd. Das Publikum staunte; man schien seinen Augen nicht zu trauen, wenn man die Herzogin D—s, die Comtesse de M—u, die Fürstin T—n im Kostüm einer Büßenden zur Kirche wandeln sah. Doch, als Offiziere der alten Armee, nicht mit Adlern, sondern mit heiligen Fahnen in der Hand, herein wankten, als sogar ein Mann in der reichen Uniform der Marschälle, den Degen an der Seite, die Kerze in der Hand und Gebetbücher unter dem Arm, über die Scene ging, da wandte sich der Marquis ab, die Soldaten der alten Garde an unserer Seite ballten die Fäuste und riefen

Verwünſchungen aus, und wer weiß, was meinen Acteurs geſchehen wäre, hätte man faule Aepfel oder Steine in der Nähe gehabt? Das hohe Portal von Notre-Dame hatte endlich die Prozeſſion aufgenommen, und nur der Schluß ging noch über die Scene. Es war ein Affe, der eine Kerze in der Hand und unter dem Arm eine Vulgate trug; man hatte ihm einen ungeheuren Roſenkranz als Zaum um den Hals gelegt, an welchem ihn zwei Miſſionäre wie ein Kalb führten. So oft er aus dem ruhigen Prozeſſionsſchritt in wunderliche Seitenſprünge fallen wollte, wurde er mit einer Kapuzinergeißel gezüchtigt, und ſchrie dann, um ſeine Zuchtmeiſter zu verſöhnen: „vive le bon Dieu! vive la croix!“ So brachten ſie ihn endlich mit großer Mühe zur Kirche, Orgel und Chorgeſang erſcholl und der Vorhang fiel.

„Haben Sie nun Genugthuung?“ ſagte der Marquis zu dem Lord, „was iſt Ihr Scandal auf der Börſe gegen dieſen kirchlichen Unfug? o mein Frankreich, mein armes Frankreich!“

„Es iſt wahr,“ antwortete Mylord ſehr ernſt, indem er dem Franzoſen die Hand drückte, „Sie ſind zu beklagen. Aber ich glaube nicht an dieſe tollen Poſſen; Frankreich kann nicht ſo tief ſinken, um ſich ſo unter den Pantoffel zu begeben. Frankreich, das Land des guten Geſchmacks, der fröhlichen Sitten, der feinen Lebensart, Frankreich ſollte ſchon im Jahr 1826 vergeſſen haben, daß es einſt der geſunden Vernunft Tempel erbaute und den Jeſuiten die Kutte ausklopfte? Nicht möglich, es iſt ein Blendwerk der Hölle!“

„Das möchte doch nicht so sicher seyn," sagte ich. „Das Vaterland des Herrn Marquis gefiel sich von jeher in Kontrasten; wenn einmal der Jesuitismus dort zur Mode wird, möchte ich für nichts stehen."

„Aber was wollten sie nur mit dem Affen in Notre-Dame?" fragte der Baron, „was hat denn dieses Thier zu bedeuten?"

„Das ist, wie ich von der Theaterdirektion vernahm, der Affe Joco, der sonst diese Leute im Theater belustigte. Jetzt ist er wohl auch von den Missionären bekehrt worden, und wenn er, wie man aus seinen Seitensprüngen schließen könnte, ein Protestant ist, so werden sie ihn wohl in der Kirche taufen."

„God dam! was Sie sagen? doch Sie scheinen mit der Theaterdirektion bekannt; sagen Sie uns, was noch aufgeführt wird; wenn es nichts Interessantes ist, so denke ich, gehen wir weiter, denn ich finde diese Pantomimen etwas langweilig."

„Es kommt nur noch ein Akt, der mehr allgemeines Interesse hat," antwortete ich; „es wird nämlich ein diplomatisches Diner aufgeführt, das der Reis-Effendi den Gesandten hoher Mächte gibt, das Siegesfest der Festung Missolunghi vorstellend. Es werden dabei Ragouts aus Griechenohren, Pastetchen von Philhellenennasen aufgetischt. Das Hauptstück der Tafel macht ein Rostbeef von dem griechischen Patriarchen, den sie lebendig geröstet haben, und zum Beschluß wird ein kleiner Ball gegeben, den ein bestemter Staatsmann, so alt er seyn mag, mit der schönsten Griechensklavin aus dem Harem seiner muhamedanischen Majestät eröffnet."

„Ei!“ rief der Marquis, „was, wollen wir dieſe Schande der Menſchheit ſehen? Ihre Londner Börſe war lächerlich, die Proceſſion gemein und dumm, aber dieſe ekelhafte Erbärmlichkeit, ich kann ſie nicht anſehen! Kommt, meine Freunde! wir wollen lieber noch die Geſchichte des Herrn von Garnmacher hören, ſo langweilig ſie iſt, als dieſes diplomatiſche Diner betrachten!“

Der Lord und der deutſche Baron willigten ein. Sie ſtanden auf und verließen mein Theater, und der Lord ſah, als er heraustrat, mit einem derben Fluche zurück und rief: „Wahrlich, es ſteht ſchlimm um die Zukunft von 1826.“

Der Fluch.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, daß ich in Rom immer viele Geschäfte habe. Die heilige Stadt hatte immer einen Ueberfluß von Leuten, die in der ersten, zweiten oder dritten Abstufung mein waren.

Man wird sich wundern, daß ich eine Klassifikation der guten Leute (von andern Sünder genannt) mache; aber, wer je mit der Erde zu thun hatte, hat den Menschen bald abgelernt, daß nur das Systematische mit Nutzen bei ihnen betrieben werden könne. Es ist dies besonders in Städten, wie Rom, unumgänglich nothwendig; wo so vielerlei Nüancen guter Leute vom rothen Hut bis auf die Kapuze, vom Fürsten, der die Macht hat, Orden zu verleihen, bis auf den Armen, dem solche um dreißig Thaler angeboten werden, vorfinden, da muß man Klassen haben. Ich werde in der Bibel und von den heutigen Philosophen als das negirende Princip vorgestellt, daher theilte ich meine guten Leute ein, in: erste Klasse, mit dem Prädikat recht gut,

solche, die geradehin verneinen, als da sind: Freigeister, Gottesleugner ꝛc. Zweite Klasse: gut; sie sagen mit einigem Umschweif nein, gelten unter sich für Heiden, bei Vernünftigen für liberale Männer, bei der Menge für fromme Menschen. In dieser Klasse befinden sich viele Türken und Pfaffen. Die dritte Klasse, mit dem Prädikat mittelmäßig, sind jene, die ihr Nein nur durch ein Kopfschütteln andeuten. Es sind jene, die sich selbst für eine Art von Gott halten, mögen sie nun Ablaß verkaufen oder als evangelisch-mystisch-pietistische Seelen einen Separatfrieden mit dem Himmel abschließen; der letzteren gibt es übrigens in Rom wenige.

Es läßt sich annehmen, daß das Innere dieses Systems, die verschiedenen Uebergänge der Klassen, beinahe mit jedem Jahr sich ändern. Geld, Sitten, der Zeitgeist üben hier einen großen Einfluß aus, und machen beinahe alle zwei Jahre eine Reise an Ort und Stelle nothwendig.

Als ich vor einiger Zeit auf einer solchen Visitationsreise in Rom verweilte, war ich Zeuge folgender Scenen, die ich aufzuzeichnen nicht unterlassen will, weil sie vielleicht für manchen Leser meiner Memoiren von Interesse seyn möchten.

Ich ging eines Morgens unter den Säulengängen der Peterskirche spazieren, dachte nach über mein System und die Veränderungen, die ihm durch die Missionäre in Frankreich und das Ueberhandnehmen der Jesuiten drohte, da stieß mir ein Gesicht auf, das schon in irgend einer interessanten Beziehung zu mir gestanden seyn mußte. Ich stand stille, ich betrachtete ihn von der Seite.

Er war ein ſchlanker, ſchöner, junger Mann; ſeine Züge trugen die Spuren von ſtillem Gram; dem Auge, der Form des Geſichtes nach war er kein Italiener, — ein Deutſcher, und jetzt fiel mir mit einem Male bei, daß ich ihn vor wenigen Monaten in Berlin, im Salon jener Dame geſehen hatte, die mir und dem ewigen Juden einen äſthetiſchen Thee zu trinken gegeben hatte. Es war jener junge Mann, deſſen anziehende Unterhaltung, deſſen angenehme Perſönlichkeit mir damals ein ſo großes Intereſſe eingeflößt hatten. Er war es, der uns damals ein Abenteuer aus ſeinem Leben erzählt hatte, das ich für würdig fand, bei der Beſchreibung jenes Abends mit aufzuzeichnen.

Ob ihn wohl die Liebe zu jener jungen Dame noch einmal in die heilige Stadt gezogen hatte? Ob ihm, wie mir, der düſtere Himmel ſeines Landes und die ſüße Langeweile der äſthetiſchen Thees im Hauſe ſeiner Tante ſo drückend wurde, daß er ſich unter eine ſüdlichere Zone flüchtete? Ich beſchloß, ſeine Bekanntſchaft zu erneuen, um über jenes intereſſante Begegniß, deſſen Erzählung der Jude unterbrochen, um über ihn ſelbſt, über ſeine Schickſale etwas Näheres zu vernehmen. Er ſtand an einer Säule des Portals, den Blick feſt auf die Thüre gerichtet; fromme Seelen, ſchöne Frauen, junge Mädchen ſtrömten aus und ein. Ich ſah, er blieb gleichgültig, wenigſtens ſchien ihn keine dieſer Geſtalten zu intereſſiren. Endlich erſcheint ein kleiner Florentiner Strohhut in der Thüre; war es die Form dieſes Hutes, waren es die weißen wallenden Federn, war es die einfache Roſe, aus welcher dieſer Buſch herwallte, was dem jungen

Mann so reizend, so bekannt dünkte? Noch konnte man weder Gestalt noch Gesicht der Dame sehen, aber seine Augen glänzten, ein Lächeln der erfüllten Hoffnung flog um seinen Mund, seine Wangen rötheten sich, er richtete sich höher auf und schaute unverwandt den Säulengang hin. Noch verdeckten zwei Pfaffen mit ihren Kapuzen die Nahende, jetzt bogen sie rechts ein, und ich sah ein holdes süßes Wesen heranschweben.

Wer, wie ich, erhaben über jede Leidenschaft, die den Sterblichen auf der Erde quält, die Dinge betrachtet, wie sie sind, nicht wie sie euch Liebe oder Haß, oder eure tausend Vorurtheile schildern, dem ist eine solche seltene Erscheinung ein Fest, denn es ist etwas Neues, Originelles. Ich gedachte unwillkürlich jener Worte des jungen Mannes, wie er uns den Eindruck beschrieb, den der Anblick jener Dame zum ersten Mal auf ihn machte, mit welchem Entzücken er uns ihr Auge beschrieb; — ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese liebliche Erscheinung, die auf uns zukam, und jene räthselhafte Dame eine und dieselbe sey.

Ein glühendes Roth hatte die Züge des Jünglings übergossen. Er hatte den Hut gezogen; es war, als schwebte ihm ein Morgengruß oder eine freundliche Rede auf den Lippen, und überrascht von der stillen Größe des Mädchens sey er verstummt. Auch sie erröthete, sie schlug die Augen auf, als er sich verbeugte, sie warf einen fragenden Blick auf ihn, hielt einen kurzen Moment ihre Schritte an, als erwartete sie, von ihm angeredet zu werden; er schwieg, sie eilte bewegt weiter.

Der junge Mann sah ihr mit trüben Blicken nach, dann folgte er langsamen Schrittes; oft blieb er, wie in Gedanken verloren, stehen. Ich ging ihm einige Straßen nach, er trat endlich in ein Kaffeehaus, wo sich die deutschen Künstler zu versammeln pflegen. Hatte schon früher dieser Mensch und seine Erzählung meine Theilnahme erregt, so war ich jetzt, da ich Zeuge eines flüchtigen, aber so bedeutungsvollen Zusammentreffens gewesen war, um so neugieriger, zu erfahren, in welchem Verhältniß der Berliner zu dieser Dame stehe; daß es kein glückliches Verhältniß, kein gewöhnliches Liebesverständniß war, glaubte ich in ihren Mienen, in ihrem sonderbaren Benehmen gelesen zu haben.

Man wird sich erinnern, daß ich als hoffnungsvoller Zögling des ewigen Juden, als Herr von Stobelberg die Bekanntschaft dieses Mannes machte. Daher trat ich in dieser Rolle in das Kaffeehaus. Der junge Herr saß in einem Fenster und las in einem Brief. Ich wartete eine Weile, ob er wohl bald ausgelesen haben werde, um ihn dann anzureden; aber er las immer. Ich trat von der Seite hinter ihn, um nach dem Schluß dieses riesengroßen Briefes zu blicken, — es waren wenige Zeilen von einer Frauenhand, die er, wie es schien, gedankenlos anstarrte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von S. vor mir zu zu sehen?“ fragte ich in deutscher Sprache, indem ich vor ihn trat.

„Der bin ich,“ antwortete er, indem er den düstern Blick von dem Brief auf mich schlug und mein Compliment durch ein leichtes Neigen des Hauptes erwiederte.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen, und doch war ich so glücklich, einmal einen Abend im Hause Ihrer Tante in Berlin zu genießen, den vorzüglich Ihre Unterhaltung, Ihre interessanten Mittheilungen mir unvergeßlich machen.“

„Im Hause meiner Tante?“ fragte er, aufmerksamer werdend. „Wie, war es nicht ein höchst ennuyanter Thee? waren nicht einige männliche Weiber und einige zartweibliche Herren zugegen? Ich erinnere mich, ich mußte etwas erzählen. Doch Ihr Name, mein Lieber, ist mir leider entfallen.“

„Baron von Stobelberg; ich reiste damals mit“ —

„Ah! mit einem ganz sonderbaren Kauz von Hofmeister; jetzt erinnere ich mich ganz; er war so unglücklich, allen Damen, ohne es zu wollen, Sottisen zu sagen, und überschnappte endlich, nämlich mit dem Stuhl?“

„So ist's; wollten Sie erlauben, meinen Kaffee hier zu trinken? Ich bin noch so fremd hier, ich kenne keine Seele. Sie sind wohl schon lange hier bekannt?“

Ein melancholisches Lächeln zog um seinen Mund. „O ja, bin schon lange hier bekannt,“ antwortete er düster. „Ich war früher in Geschäften hier, jetzt zu — meiner Erholung.“

„Sie erinnern mich da auf einmal wieder an den Abend bei Ihrer Tante, mein Hofmeister brachte mich damals um einen köstlichen Genuß. Sie erzählten uns ein kleines Abenteuer, das Sie mit einer Deutschen in Rom gehabt. Ihre Erzählung war auf dem Punkte, eine Wendung zu nehmen, die uns über Vieles, namentlich über Ihre sonderbare Verwechslung mit einem

Ebenbilde aufgeklärt hatte, da zerstörte mein Mentor durch seinen Fall meine schöne Hoffnung; ich war genöthigt, mit ihm den Salon zu verlassen und plage mich seitdem mit allerlei Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, wie es Ihnen möchte ergangen seyn, ob Sie sich mit Ihrem Ebenbilde geschlagen haben, ob Sie auch ferner der schönen Louise sich nahen konnten, ob nicht endlich ein Liebesverhältniß zwischen Ihnen entstanden. Kurz, ich kann Sie versichern, es peinigte mich Tage lang, die tollsten Conjekturen erfand ich, aber nie wollten sie passen."

Der junge Mann war während meiner Reden nachdenklich geworden; es schien etwas darin zu liegen, das ihm nicht ganz recht war; vielleicht ahnete er meine unbezwingliche Neugierde nach seinem Abenteuer, er blickte mich scharf an, aber er wich in seiner Antwort aus.

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß wir damals alle bedauerten, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen. Sie waren uns allen werth geworden, und die Damen behaupteten, sie haben etwas Eigenes, Anziehendes, das man nicht recht bezeichnen könne, Sie haben einen höchst pikanten Charakter. Nun, Sie werden in der Zeit diese Damen entschädigt haben; wann waren Sie das letzte Mal bei meiner Tante?"

Ich sah ihn staunend an; „Ich hatte nie die Ehre, bei Ihrer Tante gesehen zu werden, als an jenem Abend."

Er entgegnete hierauf nichts, sprach vom Papst und dergleichen, kam aber immer wieder darauf zurück, mich durch eine Zwischenfrage nach Berlin ins Haus seiner Tante zu verlocken. „Was wollen Sie nur immer

wieder mit Berlin?“ fragte ich endlich, „ich war seit jenem Abend nicht mehr dort und reiste in dieser Zeit in Frankreich und England. Sehen Sie einmal in meinen Paß, welch ungeheure Tour ich in dieser Zeit gemacht habe!“

Er warf einen flüchtigen Blick hinein und erröthete. „Verzeihen Sie, Baron!“ rief er, indem er meine Hand ungestüm drückte, „vergeben Sie, ich hielt Sie für einen Spion meiner Tante.“

„Ihrer Tante? für einen Spion, den man Ihnen bis Rom nachschickt?“

„Ach, die Menschen sind zu keiner Thorheit zu gut. Ich halte mich etwa seit zwei Monaten wieder hier auf. Meine Verwandten toben, weil ich meinen Posten im Büreau des Ministers plötzlich und ohne Urlaub verlassen habe; sie bestürmten mich mit Briefen, ich kam nicht; sie wandten sich an die preußische Gesandtschaft hier; sie fand aber nichts Verdächtiges an mir und ließ mich ungestört meinen Weg gehen. Vor einigen Tagen schrieb mir ein Freund, ich solle auf meiner Hut seyn, man werde einen Spion in meine Nähe senden, um alle meine Schritte zu bewachen.“

„Ists möglich? und warum denn dies alles?“

„Ach, es ist eine dumme Geschichte, eine Anordnung meines verstorbenen Vaters legt mir Pflichten auf, die — ein andermal davon — ich nicht erfüllen kann. Und Sie, lieber Stobelberg, hielt ich für den Spion. Sie vergeben mir doch?“

„Unter zwei Bedingungen,“ erwiederte ich ihm, „einmal, daß Sie mir erlauben, Sie recht oft zu

begleiten, um der Spion Ihres Spions zu seyn. Halten Sie mich nicht für indiskret, es ist wahre Theilnahme für Sie und der Wunsch, Ihnen nützlich zu werden. Sodann — theilen Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich ist, den Schluß Ihres Abenteuers mit."

„Den Schluß?" rief er und lachte bitter, „den Schluß? ich wünschte, es schlösse sich, könnte es auch nur mit meinem Leben schließen. Doch kommen Sie, wir wollen unter jene Arkaden gehen. Die Künstler kommen um diese Zeit hieher, wir könnten nicht ungestört reden; wer weiß, ob man nicht einen von ihnen zu meinem Wächter ersehen hat."

Ich folgte Otto von S. — so hieß der junge Mann — unter die Arkaden. Er legte seinen Arm in den meinigen, wir gingen eine Weile schweigend auf und ab; er schien mehr nachdenklich als zerstreut.

„Es ist etwas, was mir Vertrauen zu Ihnen einflößt," hub er lächelnd an; „ich habe über den Ausspruch jener Damen in Berlin nachgedacht und finde ihn, so komisch er mir damals vorkam, dennoch bestätigt. Es ist mir, in den paar Viertelstunden, die wir beisammen sind, als seyen Sie ein Wesen, das ich längst kannte, als seyen Sie schon Jahre lang mein Freund. Und doch haben Sie nicht jenes Gutmüthige, Ehrliche, was an den Deutschen sogleich auffällt, was bewirkt, daß man ihnen gerne vertraut; Sie haben für Ihre Jahre viel Beobachtungsgeist in Ihrem Auge, und um Ihren Mund in gewissen Augenblicken einen Zug, der

nicht immer das bestätigt, was Sie sagen wollten. Und dennoch fühle ich, daß mir der Zufall viel geschenkt hat, der Sie in jenes Haus führte, ich fühle auch, daß man Ihnen trauen kann, mein Lieber."

„Ich halte nichts auf Gesichter und habe durch Erfahrung gelernt, daß sie nicht immer der Spiegel der Seele sind. Es freut mich übrigens, wenn etwas an mir ist, das Ihnen Vertrauen einflößt. Es ist vielleicht der rege Wunsch, Ihnen dienen zu können, was Ihnen einiges Vertrauen gibt?"

„Möglich; doch ich bin Ihnen einige Aufschlüsse über mich und mein Abenteuer hier in Rom schuldig. Ich erzählte Ihnen, wie ich mit Louise von Palden bekannt wurde" —

„Erlauben Sie, nein; diesen Namen höre ich zum ersten Mal. Sie erzählten uns, daß Sie eine junge Dame in den Lamentationen der sixtinischen Kapelle kennen lernten, die Ihre ganze Aufmerksamkeit erregte. Sie wurden von ihr mit einem Andern verwechselt, Sie gefielen sich in diesem Quiproquo und versetzten sich unwillkürlich so in die Stelle des Liebhabers, daß Sie das Mädchen sogar liebten" —

„Und wie liebe ich sie!" rief er bewegt.

„Sie suchten die Dame lange vergeblich in Rom, der Zufall führte endlich das schöne Kind im Carneval als Maske an Ihre Seite. Es ist schon dunkel, sie glaubt in Ihnen den Freund zu finden; Sie, lieber Freund, benützen die Gelegenheit noch einmal, diesen Scherz, der Ihnen so angenehm ist, fortzuführen. Sie bringen die Dame auf eine Loge, um das Pferderennen

anzusehen. Da erscheint auf einmal der rechte Liebhaber, und Sie — erblicken sich. Bis hieher hörte ich damals. Sie können Sich denken, wie begierig ich bin, zu hören, wie es Ihnen erging."

Ich gestehe, fuhr Herr v. S. fort, mir selbst fiel die Aehnlichkeit dieses Mannes mit meinen Zügen, meiner Gestalt, selbst meiner Kleidung überraschend auf. Das letztere hatte wohl die Mode verschuldet, die damals alle junge Welt zwang, sich schwarz zu kleiden. Doch auch für die große Aehnlichkeit unserer Züge, so auffallend sie ist, hat man Beispiele. Sie erinnern sich vielleicht des Falles, der in Frankreich vorkam. Zwei Franzosen trafen in Amerika zusammen. Ihre Aehnlichkeit war so groß, daß man sie gewöhnlich mit einander verwechselte, der eine starb, der andere, ein armer Teufel, wußte sich seine Papiere zu verschaffen, reiste nach Frankreich zurück und lebte mit der Frau des Verstorbenen noch lange Jahre, bis der Betrug an den Tag kam.*

Der Herr und die Dame schienen nicht weniger überrascht als ich; die letztere erröthete, sie gedachte

---

* Die Möglichkeit einer solchen Verwechslung beweist ein Fall, der sich vor einigen Monaten in Ravensburg im Würtembergischen zutrug. Zwei Zwillingsbrüder sahen sich täuschend ähnlich. Der eine tödtete einen Mann und floh. Er wußte, daß sein Bruder, der in Bregenz in einem österreichischen Regiment diente, desertirt war. Der Mörder wandte sich dorthin, zeigte sich in der Gegend, ließ sich als Deserteur gefangen nehmen und viermal Spiesruthen jagen. Er diente einige Zeit in der Stelle seines Bruders, bis der Betrug durch einen Zufall entdeckt wurde.

vielleicht jenes Kusses, und es wurde ihr wohl mit einem Mal klar, daß es schon an jenem Abend nicht ihr Otto gewesen sey, gegen den sie sich so zärtlich bewiesen. Der Herr mit meinen Gesichtszügen fragte mich in etwas barschem Ton in schlechtem Französisch, wie ich dazu komme, diese Komödie zu spielen. Ich nahm, nicht aus Furcht vor seinem rollenden Auge, sondern im Gefühl, ein Unrecht, vielleicht eine Unschicklichkeit wieder gut machen zu müssen, alle Artigkeit, die ich in der Welt gelernt hatte, zusammen, und bat die Dame, mir einen Scherz zu vergeben, zu dem sie mich selbst verleitet habe. „Sie selbst?“ rief bei diesen Worten jener Mann, und seine Züge verzogen sich immer mehr zum Zorn, „sie selbst? Es ist ein abgekartetes Spiel, ich sehe schon, ich bin der betrogene Theil. Doch ich will nicht stören.“ — Er sagte dies vor Wuth zitternd, indem er sich von seinem Platz entfernen wollte. Louise, — o ich habe sie nie so süß, so wundervoll gesehen, wie in jenem Augenblicke; sie schien mit aller Hingebung der Zärtlichkeit an diesem Manne zu hängen; sie ergriff bebend seine Hand, sie rief ihn mit den liebevollsten Tönen; sie betheuerte, sich unschuldig zu wissen, sie rief mich zürnend zum Zeugen auf. Ich war hingerissen von diesem Zauber der Liebe, der sich mir hier zum erstenmal in seiner ganzen Schönheit darstellte. Es ist etwas Schönes um ein Mädchen, das in sanfter stiller Liebe ist, es ist etwas Heiliges, möchte ich sagen. Aber der Schmerz inniger Liebe, das Zittern zärtlicher Angst und diese Thränen in den blauen Augen, dieses Flüstern der süßesten Namen von den feinen Lippen, und diese Röthe

der Angst und der Beschämung auf den zarten Wangen, es ist ein Bild, irdischer zwar als jenes, aber von einer hinreißenden Gewalt.

„Ich kenne das," unterbrach ich diese rednerischen Schilderungen des verliebten Berliners, dem die Dame seines Herzens in jeder neuen Form wieder lieblicher schien, „ich kenne das, so was Heiliges, so was Weinendes, Madonnenartiges, Grazienhaftes, Süßes, Bitterschmerzliches, kurz so was Klagendes, Anziehendes, ich kenne das; aber wie war es denn mit dem zornigen Patron, der Euer Wohlgeboren so ähnlich?"

Er glaubte ihren Versicherungen nicht; war es Eifersucht, war es sein leidenschaftlicher Zorn, den er nicht bemeistern konnte, er stieß sie zurück, er drohte, sie nie mehr zu sehen. Das Mädchen setzte sich weinend auf ihren Stuhl. Die tobende Freude der Römer an dem Pferderennen, ihr Jauchzen, ihr Rufen stand in schneidendem Kontrast mit dem stillen Schmerz dieses Engels. Ich fühlte inniges Mitleiden mit ihr, ich fühlte mich tief verletzt, daß ein Mann eine Dame, ein Liebender die Geliebte so schnöde beleidigen könne. „Mein Herr," sagte ich, „das Wort eines Mannes von Ehre kann Sie vielleicht überzeugen, daß die Schuld dieser Scene allein auf mir ruht." „Eines Mannes von Ehre?" rief er höhnisch lachend, „so kann sich jeder Tropf nennen." Jetzt glaubte ich die Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit nicht weiter beobachten zu müssen. Ich gab ihm ein wohlbekanntes Zeichen, flüsterte ihm meinen Namen, die Nummer meines Hauses und die Straße zu, in welcher ich wohnte, und verließ ihn.

Es waren widerſtreitende Gefühle, die in meiner Bruſt erwachten, als ich zu Haus über dieſen Vorfall nachdachte. Ich mußte mir geſtehen, daß ich unbeſonnen, thöricht gehandelt hatte, die Rolle eines Andern bei dieſem Mädchen zu übernehmen. Es iſt wahr, der Zufall war ſo überraſchend, die Gelegenheit ſo lockend, ihre Erſcheinung ſo reizend, ſo anziehend, daß wohl Keiner der Verſuchung widerſtanden hätte. Aber mußte mich nicht ſchon der Gedanke zurückſchrecken, daß es ihr bei dem Geliebten ſchaden könnte, traf er uns beide zuſammen? in welch ungünſtigem Lichte mußte ich, mußte auch ſie ihm erſcheinen!

Und doch — wo iſt der Menſch, der nicht in einem ſolchen Falle ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen wüßte? Ich fühlte, daß ich dieſes unbekannte reizende Weſen liebe, und wie leicht entſchuldigt Liebe! und weil ich ſie liebte, haßte ich den begünſtigten Mann. Er war ein Barbar in meinen Augen; wie konnte er die Geliebte ſo grauſam behandeln? Wie durfte er, wenn er ſie wahrhaft liebte, an ihrer Tugend zweifeln, und wer, der jemals in dieſes treue ſeelenvolle Auge geſehen, wer konnte an der Reinheit dieſes Engels zweifeln?

Am Morgen nach dieſer Begebenheit bekam ich einen italieniſchen, ſchlechtgeſchriebenen Brief, er enthielt die Bitte einer Signora Maria Campoco, dem Ueberbringer des Briefes in ihr Haus zu folgen, wo ſie mir etwas Wichtiges zu ſagen habe. Ich kannte keine Dame dieſes Namens, ich fragte den Diener nach der Straße, er nannte mir eine, von welcher ich nie gehört hatte. Eine Ahnung ſagte mir übrigens, dieſer Brief

könnte mit meinem Abenteuer von gestern zusammenhängen; ich entschloß mich, zu folgen. Der Diener führte mich durch viele Straßen in eine Gegend der Stadt, die mir völlig unbekannt war. Er beugte endlich in eine kleine Seitenstraße, ein Brunnen, eine Madonna von Stein fiel mir ins Auge, es war kein Zweifel, ich befand mich an dem Haus, wohin ich Louisen aus den Lamentationen begleitet hatte.

Es war ein kleines unscheinbares Haus, dessen Thüre der Diener aufschloß; über einen finstern Gang, eine noch dunklere Treppe brachte er mich in ein Zimmer, dessen Eleganz nicht mit dem übrigen Ansehen des Hauses übereinstimmte. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erscholl das Klaffen vieler Hunde, die Thüre öffnete sich — aber nicht meine Schöne, sondern eine kleine, wohlbeleibte, ältliche Frau trat, umgeben von einer Schaar kleiner Hunde, ins Zimmer.

Es dauerte ziemlich lange, bis Tasso, Arioste, Dante, Alfieri und wie die Kläffer alle hießen, über den Anblick eines fremden Mannes beruhigt waren und die kleine Dame endlich zum Wort kommen konnte. Sie sagte mir sehr höflich, sie habe mich rufen lassen, um wegen einer Angelegenheit ihrer Nichte, Louise von Palden, mit mir zu sprechen. — Das Verlangen, das schöne Kind wiederzusehen, mich bei ihr selbst zu entschuldigen, gab mir eine Nothlüge ein: ich fragte sie in so miserablem Italienisch, als mir nur möglich war, ob sie Französisch oder Deutsch verstehe. Sie verneinte es, ich zuckte die Achseln und gab ihr mehr durch Zeichen als Worte zu verstehen, daß ich der italienischen

Sprache durchaus nicht mächtig sey. Sie besann sich eine Weile, sagte dann, ich könnte in ihrer Gegenwart mit ihrer Nichte sprechen und entfernte sich.

Wie schlug mein Herz von Erwartung, von Liebe bewegt! Wie beschämt fühlte ich mich, in ihren Augen als ein Nichtswürdiger zu scheinen, der ihren Irrthum auf so indiskrete Art benutzte! Die hündische Leibwache der Signora verkündete, daß sie nahe. Ich fühlte seit langer Zeit zum ersten Mal eine Verlegenheit, ein Beben; ich fühlte, wie ich erröthete, jene Sicherheit des Benehmens, das mich Jahre lang begleitet hatte, wollte mich in diesem Augenblicke verlassen.

Sie kam, sie dünkte mir in dem einfachen reizenden Negligé lieblicher als je und ihre Verwirrung, als sie mich sah, der Unmuth, den ich in ihrem Auge zu lesen glaubte, vermochte ihre Anmuth nicht zu schwächen. „Mein Herr, es ist eine sonderbare Begebenheit, die Sie in dieses Haus führt," sprach sie mit jenen klangvollen Tönen, die ich so gerne hörte; „Sie müssen selbst gestehen," setzte sie hinzu, aber sey es, daß die Erinnerung an jenen Abend sie zu unangenehm berührte, sey es, daß sie einem meiner Blicke begegnete, die vielleicht mehr als Ehrfurcht ausdrückten, sie schlug die Augen nieder, erröthete aufs neue und schwieg.

Ich faßte mich, ich suchte mich zu entschuldigen so gut es ging; ich erzählte ihr, wie ich sie hülflos und in Ohnmacht in der Kirche gefunden, wie ich ihren Irrthum nicht habe berichtigen können, aus Furcht, sie möchte meine Begleitung ablehnen, die ihr in ihrem damaligen Zustande so nothwendig war. Meine zweite Unbesonnenheit

ſchob ich auf die Maskenfreiheit des Carnevals, ich ſuchte einen Scherz daraus zu machen, ich behauptete, es ſey an dieſem Abend erlaubt, jede Maske vorzunehmen, und ſo habe ich die ihres Freundes vorgenommen. Ich glaubte, ſagte ich, in dieſen Scherz um ſo eher eingehen zu dürfen, da wir Landsleute ſind und die Deutſchen in Rom, als Kinder einer Heimath, nur eine große Familie ſeyn ſollten.

„Eine gefährliche Verwandtſchaft!“ unterbrach ich den jungen Berliner, indem ich mich im Stillen über ſeine jeſuitiſche Logik freute; „wie? brachte die Dame nicht das Corpus juris und den — — — — gegen Sie in Anwendung? In Schwaben möchte zur Noth ein ſolches Verwandtſchaftsſyſtem gelten, oder bei den Juden, welche Herren und Knechte, Norden und Süden „unſere Leute“ nennen; aber Deutſchland, bedenken Sie, daß es in zweiunddreißig Staaten getheilt iſt, wo iſt da ein Verwandtſchaftsband möglich? Wenn Sie ſich im Himmel oder in der Hölle treffen, ſo heißen ſie nur Oeſterreicher, Preußen, Hechinger und fürſtlich Reußiſche Landeskinder!“

Louiſe mochte auch ſo denken, fuhr er fort. Doch nöthigte ihr meine Deduction ein Lächeln ab, es ſchien ihr angenehm, über dieſe Punkte ſo leicht weggehen zu können. Sie klagte ſich ſelbſt an, dieſen Irrthum veranlaßt zu haben, ſie vergab, ſie erlaubte mir, ihre ſchöne Hand zu küſſen. Doch ihre Blicke wurden wieder düſter. Sie ſagte, wie ſie nur zu deutlich bemerkt habe, daß ich tief beleidigt weggegangen ſey, daß dieſer Streit noch eine gefährlichere Folge haben könne. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, als ſie dies ſagte. Sie beſchwor mich,

ihrem Freund zu vergeben, ſie ſuchte ihn zu entſchuldigen, ihn, der ſie ſelbſt ſo tief beleidigt hatte; ſie ſprach mit ſo zärtlicher Wärme für den Mann, der ſo ganz vergeſſen hatte, daß die wahre Liebe glauben und vertrauen müſſe, der ſo niedrig war, dieſer reinen Seele gegenüber gemeine Eiferſucht zu zeigen. Ich wäre glücklich, ſelig geweſen, hätte dieſes Mädchen ſo von mir geſprochen!

Ich fragte ſie, ob ſie in ſeinem Auftrag mir dieſes ſage? Sie war betreten, ſie antwortete, daß ſie gewiß wiſſe, daß es ihm leid ſey, mir jene Worte geſagt zu haben; ich verſprach, wenn er mir dies ſelbſt ſagen werde, nicht mehr an die Sache zu denken. Wie heiter war ſie jetzt, ſie ſcherzte über ihren Irrthum, ſie verglich meine Züge mit denen ihres Freundes, ſie glaubte große Aehnlichkeit zu finden, und doch ſchien es ihr unbegreiflich, wie ſie nicht an meinen Augen, meiner Stimme, an meinem ganzen Weſen ihren Mißgriff erkannt habe. Sie rief ihrer Tante zu, daß ſie ihren Zweck vollkommen erreicht habe.

Signora Campoco, die während der ganzen Scene am Fenſter geſeſſen und bald die Leute auf der Straße, bald ihre Hündchen, bald uns betrachtet hatte, kam freundlich zu mir, dankte für meine Gefälligkeit, ihr Haus beſucht zu haben, und bemerkte, ſie hätte nie geglaubt, daß unſere barbariſche Sprache ſo wohltönend geſprochen werden könne. Sie ſehen, ich hatte jetzt nichts mehr in dieſem Hauſe zu thun; ſo gerne ich noch ein Stündchen mit Fräulein von Palden geplaudert hätte, ſo neugierig ich war, ihre Verhältniſſe in Deutſchland und ihre Lage in Rom zu erfahren, — der Anſtand forderte, daß ich Abſchied nahm, mit dem unglücklichen

Gefühle Abſchied nahm, dieſe Schwelle nie mehr betreten zu können. Signora, ſie hätte ſich vielleicht gekreuzt, hätte ſie gewußt, daß ein Ketzer vor ihr ſtehe, Signora empfahl mich der Gnade der heil. Jungfrau und Louiſe reichte mir traulich die Hand zum Scheiden. Ich fragte ſie noch, wie der Herr heiße, mit welchem ich das Glück gehabt habe, verwechſelt zu werden. Sie erröthete und ſagte: „er will zwar hier nicht gekannt ſeyn und ſo zurückgezogen als möglich leben, doch warum ſollte ich Ihnen ſeinen Namen verhehlen? Ich möchte ſo gerne, daß Sie Freunde würden. Er heißt — — — — und wohnt — — — —“

So „etwas breit nach Art der lieben Jugend“ hatte mir der junge Mann den weiteren Verlauf ſeines Abenteuers erzählt; ich hörte im gerne zu, obgleich nichts peinlicher für mich iſt, als eine lamentable Liebesgeſchichte recht lang und gehörig breit erzählen zu hören; aber intereſſant war mir dabei die Art, wie er mir erzählte. Sein ausdrucksvolles Auge ſchien die Glut ſeiner Gefühle wiederzuſtrahlen, ſeine Züge nahmen den Charakter düſterer Wehmuth an, wenn er ſich unglücklich fühlte, und ein angenehmes Lächeln erheiterte ſie, wenn er mir die Reize der jungen Dame zu beſchreiben ſuchte. Plötzlich, als er mir eben erzählte, wie er das Haus der Signora verlaſſen habe, drückte er meinen Arm feſter und brach in einen kleinen Fluch aus. „So muß der Teufel dieſen Pfaffen doch überall haben!“ rief er und wandte ſich unmuthig um. Ich war erſtaunt, welchen Pfaffen ſollte ich denn überall haben? Ich fragte ihn, was ihn ſo aufbringen könne.

„Sehen Sie nicht hin, sonst müssen wir grüßen,“ gab er mir zur Antwort, „ich kann ihn nicht ansehen, den Jesuiten.“

Ich stellte mich, als befolge ich treulich seinen Befehl; doch konnte ich nicht umhin, einen Seitenblick in die Straße zu werfen und sah wirklich ein höchst ergötzliches Schauspiel. Die Straße herauf kam ein hoher Prälat der Kirche, der Kardinal Rocco, ein Mann, der schon längst als einer der zweiten Klasse mit dem Prädikat gut auf meinen Tafeln verzeichnet ist. Eine große majestätische Gestalt voll stolzer Würde; sein weißes Haar, von einem einfachen rothen Käppchen bedeckt, stach sonderbar ab gegen ein Gesicht, das man eigentlich reich nennen könnte. Gewölbte Brauen, große Augen, eine Adlernase, die Unterlippe etwas übermüthig gezogen, das Kinn und die Wangen voll und kräftig. Ueber das rollende Untergewand trug er einen Talar, dessen eines Ende er in malerischen Falten über den Arm gelegt hatte, das andere Ende hielt in einiger Entfernung hinter ihm herschleichend sein Diener, ebenfalls ein Mönch, ein dürres bleiches Geschöpf, dessen tückische Augen nach allen Seiten spähten, ob seine Eminenz von den Gläubigen ehrfurchtsvoll, wie es sich gebührt, berüßt werden.

Der Gang des Kardinals war der eines Siegers und eine solche Erscheinung in diesen Straßen erinnerte nur zu leicht an die Senatoren der ewigen Stadt.

„Sehen Sie, wie er hingeht, dieser Pharisäer,“ flüsterte der junge Mann, mit den Zähnen knirschend. „Sehen Sie, wie der Pöbel sich zum Handkuß drängt,

mit welcher Würde, mit welcher Grazie er seinen Segen ertheilt. Theaterpossen! Wenn diese Leute wüßten, was ich von ihm weiß, sie würden diesem Pharisäer, diesem Verfälscher des Gesetzes die Insignien seiner Würde vom Leibe reißen, oder sie wären werth, von einem Türken beherrscht zu werden."

„Was bringt Sie so auf, verehrter Freund? Wer ist dieser Ehrenmann? was hat er Ihnen zu leid gethan? hängt er mit Ihren Abenteuern zusammen?" Ich mußte lange fragen, bis er mich hörte, denn er schaute mit durchbohrenden Blicken der Eminenz nach und murmelte Verwünschungen wie ein Zauberer.

„Ob ich ihn kenne? ob er mir etwas zu leid gethan? O! dieser Mensch hat ein Leben vergiftet, ein Herz zu Boden getreten, das — doch Sie werden mehr von ihm hören; es ist der Kardinal Rocco, der Satan ist nicht schwärzer als er; mit seinem rothen Hut deckt er alle Sünden zu, aber trotz dem, daß er geweiht ist, wird ihn dennoch der Teufel holen!"

Da hat es gute Wege, dachte ich; Nr. 2, gute Sorte! doch was konnte dieser Berliner gegen Rocco haben? Unmöglich konnte ich glauben, daß sein Protestantismus so tief gehe, daß er jeden, der violette Strümpfe trug, in die Hölle wünschen mußte. Er hatte sich wieder gesammelt. „Vergeben Sie diese Hitze, Sie werden mir einst Recht geben, so zu urtheilen, wenn ich Sie erst mit dem Treiben dieses Menschen bekannt mache. Doch jetzt noch einiges zum Verständniß meines Abenteuers. Die Geschichte mit — war bald abgethan. Er schickte einen Franzosen zu mir, der mir erklärte, daß jener sich in

mir geirrt habe und um Verzeihung bitte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß Louisens Geliebter früher Offizier, und zwar in .... schen Diensten gewesen sey.

Um diese Zeit kam die Schwester des sächsischen Gesandten nach Rom, sich einige Zeit mit ihrer Familie bei ihrem Bruder aufzuhalten. Ich war am ersten Abend ihres Aufenthalts zufällig zugegen, und — stellen Sie sich einmal mein Erstaunen vor, als ich hörte, wie sie eine andere Dame fragte, ob nicht ein Fräulein von Palden hier lebe? Ich wandte mich unwillkürlich ab, um nicht dem ganzen Kreise mein Erröthen, mein Entzücken zu zeigen; es war mir etwas so Neues, so Schönes, Louisens Namen aus einem fremden Munde zu hören. Jedoch keine der anwesenden Damen wollte von ihr wissen, und ich fühlte mich nicht berufen, unaufgefordert mein Geheimniß mitzutheilen.

Deutsche, besonders Frauen, pflegen immer großen Antheil an Landsleuten zu nehmen; es konnte daher nicht anders seyn, als daß man seine Verwunderung laut darüber aussprach, daß ein deutsches Fräulein in Rom lebe, die auch nicht einem von allen bekannt seyn sollte? Wer ist sie? ist sie schön? wie kommt sie nach Rom? fragte man einstimmig, und wie lauschte ich, wie pochte mein Herz, endlich über das interessante Wesen etwas zu hören.

Sie erzählte, wie sie in ....th Louisen kennen gelernt, die damals durch ihr schönes Aeußere, durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand die ganze Stadt beschäftigt, ihre näheren Bekannten bezaubert habe. Um so auffallender sey auf einmal ein Liebeshandel gewesen,

der sich zwischen einem Offizier, einem bürgerlichen Subjekt, und der Tochter des Geheimraths Palden entspann. Dieser Mensch habe außer seiner schönen Figur und einem blühenden Gesicht keine Vorzüge, nicht einmal gute Sitten gehabt. Dem Vater sey diese Geschichte zu ernstlich geworden, er habe den Offizier zu einem Regiment zu versetzen gewußt, das mit einem Theil der französischen Armee nach Spanien bestimmt war. Man habe sich in ....th allgemein gefreut über die Art, wie sich Fräulein Palden in diese Wendung fügte; doch bald erfuhr man, daß die Verbindung mit dem Offizier nichts weniger als abgebrochen sey, sondern durch Armeekuriere und dergleichen Briefe gewechselt werden. Es vergingen so beinahe zwei Jahre. Die Armee kehrte zurück, doch nicht mit ihr jener Offizier. Man sagte in Gesellschaften und in Louisens Nähe, er sey wegen einer Ehrensache aus dem Dienst getreten. Seine Kameraden schwiegen hartnäckig hierüber, doch gab es einige Stimmen im Publikum, die von einer vortheilhaften Heirath, andere, die von einer Entführung oder von beiden sprachen, kurz man bemerkte, daß Herr v...., so hieß der Offizier, seiner Dame ungetreu geworden sey. Um diese Zeit starb der alte Herr von Palden. Seine erste Frau war eine Römerin, das Fräulein entschloß sich auf einmal zu großer Verwunderung der Stadt ....th, zu ihren Verwandten nach Rom zu ziehen.

So viel wußte die Schwester des Gesandten von Louisen. Es war mir genug, um ihr Verhältniß zu..... ganz in der Ordnung zu finden; nur war es mir unbegreiflich, was ihn bewogen haben könnte, nach Rom zu gehen;

oder kam er erst nach ihr hierher? und warum heirathen sie sich nicht, da doch ihre Hand jetzt frei und von niemand abhängig ist?

Ich quälte mich mit diesen Gedanken. Ich hätte so gerne mehr und immer mehr von dem holden Kind erfahren; ich fühlte lebhaft den Wunsch, sie wieder zu sehen, zu sprechen; ich wollte ja nicht geliebt werden, nur sehen, nur lieben wollte ich sie. Da fiel mir bei, wie ich dies so leicht möglich machen könnte. Ich durfte ja nur der Schwester des Gesandten sagen, wo sich Louise aufhalte, und dann konnte ich gewiß seyn, sie schon in den nächsten Tagen im Hotel des Gesandten zu sehen. Ich that dies, und mein Wunsch wurde erfüllt.

Ein Bekannter des Herrn von S. gesellte sich hier zu uns und unterbrach zu meinem großen Aerger die Erzählung. Ich machte noch einige Gänge mit ihnen unter den Arkaden; als ich aber sah, daß der Bekannte sich nicht entfernen wolle, fragte ich den Berliner nach seiner Wohnung und ging mit dem Vorsatz, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Ich muß gestehen, ich fing an, die Geschichte des jungen Mannes weniger anziehend zu finden, weil sie mir in eine gewöhnliche Liebesgeschichte auszuarten schien. Doch zwei Umstände waren es, die mir von neuem wieder Interesse einflößten und mich bestimmten, seine Abenteuer zu hören. Ich erinnerte mich nämlich, wie überraschend sein Anblick, sein ganzes Wesen in Berlin auf mich gewirkt hatten. Es war nicht der gewöhnliche Kummer der Liebe, wie er sich bei jedem Amoroso vom Mühlendamm ausspricht; es war ein Gram, ein tieferes Leiden, das mir um so anziehender

dünkte, als es nur ganz unmerklich und leiſe durch jene Hülle ſchimmerte, womit die geſellſchaftlichen Formen die weinende Seele umgeben. Er ſchien ein Unglück zu kennen, zu theilen, das ihn unausgeſetzt beſchäftigte, zu welchem ihn die Erinnerung ſogar mitten in einem äſthetiſchen Thee zurückführte.

Das Zweite, das mich zu dem jungen Mann und ſeinem Abenteuer zog, war die Scene, die ich Morgens vor der Peterskirche beobachtet hatte. Ich hatte dort bemerkt, daß er ſie mit Sehnſucht erwarte; ſie war gekommen, aber es ſchien kein fröhliches Zuſammentreffen. Sie ſchien ihn etwas mit ihren Blicken zu fragen, das er nicht beantworten, ſie ſchien etwas zu verlangen, das er nicht erfüllen konnte; wie ſchwer mußte es ihm werden, in der Ferne zu ſtehen und dem holden Mädchen durch keine Sylbe zu antworten! Er ließ ſie gehen, wie ſie gekommen, aber dann ſandte er ihr Blicke voll zärtlicher Liebe nach. Warum ſagte er ihr nicht auf der Stelle, wie er ſie liebe? Welche Gewalt mußte ſie über ihn ausüben, um ihn in dieſe engen Schranken einer beinahe blöden Beſcheidenheit zurückzuweiſen? Wie viel es ſie koſte, ſah ich an ihrem Auge, in welchem eine Thräne perlte, als ſie weiterging.

Dieſe Fragen drängten ſich mir auf, als ich über den jungen Mann und die räthſelhafte Dame nachdachte. Wo nicht ein blindes Fatum waltet, und ein Uhrwerk die Gedanken der Sterblichen treibt, da lernt keiner aus, ſey er Gott oder Teufel. Wohl ſagt der Menſch, der kleinlich nur auf die Reſultate ſeiner Geſchichte ſieht: „es wiederholt ſich alles im Leben;“ aber wie es ſich

wiederhole, wie der endliche Geist in seiner kurzen Spanne Zeit wächst und ringt und strebt, und gegen die alte Nothwendigkeit ankämpft, das ist ein Schauspiel, das sich täglich mit ewig neuem Reize wiederholt; und das Auge, das von Weltintriguen gesättigt, vom Anschauen der Kämpfe großer Massen ermüdet ist, senkt sich gerne abwärts zum kleineren Treiben des Einzelnen. Drum möge es keinem jener verehrlichen Leute, für die ich meine Memoiren niederschreibe, kleinlich dünken, daß ich in Rom, wo so unendlich viel Stoff zur Intrigue, ein so großer Raum zu einem diabolischen Festtagsspiel ist, mit einer Liebeshistorie mich befasse.

Am Abend dieses Tages fuhr ich mit einigen griechischen Kaufleuten auf der Tiber. Wir hatten eine der größeren Barken bestiegen und die freien Sitze des Vordertheils eingenommen, weil das Zelt in der Mitte, wie uns die Schiffer sagten, schon besetzt war. Der Abend war schwül und wirkte selbst mitten im Fluß so drückend und ermattend auf diese Menschen, daß unser Gespräch nach und nach verstummte. Ich vernahm jetzt ein halblautes Reden und Streiten im Innern des Zeltes, ich setzte mich ganz nahe hin und lauschte. Es waren zwei Männer und eine Frau, so viel ich aus ihren Stimmen schließen konnte. Sie sprachen aber etwas verwirrt und gebrochen; der eine hatte gutes wohltönendes Italienisch, er sprach langsam und mit vieler Salbung. Die Dame mischte unter sechs italienische Worte immer zwei spanische und ein französisches; der andere Mann, der wenig, aber schnell und mit Leidenschaft sprach, hatte jene murmelnde, undeutliche

Ausſprache, an welcher man in Italien ſogleich den Deutſchen oder Engländer erkennt.

Ein kleiner Riß in der Gardine des Zeltes ließ mich die kleine Geſellſchaft überſchauen; und o Wunder! jene ſalbungsvolle Rede entſtrömte dem Kardinal Rocco. Ihm gegenüber ſaß eine Dame, ſchon über die erſte Blüthe hinaus, aber noch immer ſchön zu nennen. Ihre beweglichen ſchwarzen Augen, ihre vollen Lippen, ihr etwas nachläſſiges Koſtüm, deſſen Schuld der ſchwüle Abend tragen mußte, zeigten, daß ſie mit den erſten Dreißig die Luſt zum Leben noch nicht verloren habe. An ihrer Seite glaubte ich auf den erſten flüchtigen Anblick Otto von S. zu erkennen. Doch die Züge des Mannes im Zelte waren düſterer, ſein Auge blickte nicht ſo offen und frei, wie das des Berliners, — ich war keinen Augenblick im Zweifel, es mußte ſein Doppelgänger ſeyn. Aber wie! die Dame war nicht Louiſe von Palden; durfte dieſer Mann ſo traulich neben einer andern ſitzen, ohne dieſelbe Schuld wirklich zu tragen, die er der Geliebten aufbürden wollte?

„Gilt dir denn meine Liebe, meine Zärtlichkeit gar nichts?“ hörte ich die Dame ſagen, „nichts meine Aufopferung, nichts meine Leiden, nichts meine Schande, der ich mich um deinetwillen ausſetzte? Ein Wort, ein einziges Wort kann uns glücklich machen. Du ſagſt immer morgen, morgen! Es iſt jetzt Abend, warum willſt du morgen doch wieder nicht?“

„Mein Sohn!“ ſprach der Kardinal, „ich will nichts davon ſagen, daß Euer langes Zögern, Eure fortwährende Weigerung für unſere heilige Kirche

Beleidigung ist. Ich weiß zwar wohl, nicht Ihr seyd es, der diese Zögerungen verschuldet, der Teufel, der leibhaftige Satan spricht aus Euch; es ist das letzte Zucken Eurer ketzerischen Irrthümer, was Euch die Wahrheit nicht sehen läßt; aber beim heiligen Kreuz, den Nägeln und der heiligen Erde beschwöre ich Euch, folget mir; lasset Euch aufnehmen in den heiligen Schooß der Kirche zur Verherrlichung Gottes."

Ha! dachte ich, den haben sie gerade recht in den Krallen. Ein schönes Weib, ein Kardinal Rocco und ein paar Gewissensbisse, wie der Herr im Zelte zu haben schien — da kann es nicht fehlen! — Er seufzte, er blickte bald die Dame, bald den Priester mit unmuthigen Blikken an. „Ich will ja alles thun, ins Teufels Namen, alles thun," sagte er, „mein Leben ist ohnedies schon verschuldet und vergiftet, aber wozu diese sonderbare Procedur? Warum soll ich vor der Welt zum Narren werden, um die Ehre von Donna Ines wiederherzustellen?"

„Mein Sohn, mein Sohn, wie frevelt Ihr! Zum Narren werden, sagt Ihr? o Ihr verstockter Ketzer, Ihr alle seyd von eurer Taufe an, wo der Satan zu Gevatter steht, Renegaten, Abtrünnige! Es ist also nur eine Rückkehr, kein Uebertritt, keine Ableugnung eines früheren Glaubens. Ihr hattet ja vorher keinen Glauben; Ihr werdet doch nicht die Ketzerei so nennen wollen, die der Erzketzer in Wittenberg aus den Fetzen, die er dem Heiligthum gestohlen, zusammen stückelte?"

„Lasset mich, Eminenz! es ist einmal gegen meine Ueberzeugung; ich müßte mich ja vor ganz Deutschland schämen."

„O verſtockter Ketzer! Schämen, ſagt Ihr? hat ſich der liebe Mann, der Herr von Haller, auch geſchämt? Schämen! wie ein Heiliger würdet Ihr da ſtehen; braucht ſich ein Heiliger zu ſchämen? Hat ſich der treffliche Hohenlohe geſchämt, umgeben von Ketzern, ſeine Wunder zu verrichten? Es ſey gegen Eure Ueberzeugung, ſaget Ihr? da ſieht man wieder den Deutſchen, nicht wahr, Donna Ines, den ehrlichen Deutſchen? Zu was denn immer Ueberzeugung? Das iſt ja gerade das Wunderbare am Glauben, daß er von ſelbſt wirkt ohne Ueberzeugung. Geſetzt, Ihr wäret krank, mein lieber Freund; man ſchickt Euch den erſten Arzt der Chriſtenheit; Ihr ſeyd nicht überzeugt, daß er der alleinige wahre Arzt iſt, aber Ihr laßt Euch gefallen, ſeine Arzneien einzunehmen, und ſiehe, ſie wirken auf Euren Körper, ohne Ueberzeugung, gerade wie unſer Glaube auf die Seele.“

„Otto!“ ſprach Dame Ines mit ſchmelzenden Tönen, „theurer Otto! Siehe, wenn mich der heilige Mann hier nicht abſolvirt und beruhigt hätte, ich müßte ja ſchon längſt verzweifelt ſeyn, einen Ketzer ſo innig zu lieben! Wie leicht wird es dir gemacht, einer der Unſrigen zu ſeyn, und dann ein Weib auf ewig glücklich zu machen, das dir alles opferte! Und bedenke die ſchöne Villa an der Tiber, und das köſtliche Haus neben dem Palaſt Seiner Eminenz! dies alles will uns der heilige Vater zur Ausſtattung ſchenken; biſt du nicht gerührt von ſo vieler Liebe?“

„Nicht verhehlen kann ich es Euch, mein Sohn,“ fuhr der beredte Mann mit dem rothen Hute fort, „nicht

verhehlen kann ich es Euch, daß man im Lateran noch heute von Euch ſprach, daß es ſogar Seiner Heiligkeit ſelbſt auffällt, daß Ihr ſo lange zögert. Bis über acht Tage naht ein großes Feſt heran; welch herrliche Gelegenheit, etwas zu Gottes Ehre zu thun, bietet ſich Euch dar!"

„Wozu doch dieſe Oeffentlichkeit?" fragte Otto, „ich haſſe dieſes Rühmen und Ausſchreien in alle Welt. Laſſet mich ſtill in einer Kapelle die Ceremonie verrichten; was nützt es Euch, ob ich laut und offen das Opfer bringe! O Louiſe, Louiſe! Es tödtet ſie, wenn ſie es hört!"

„Elender!" rief die Dame, indem ſie in Thränen ausbrach, „ſind das deine Schwüre? Du falſches Herz! ich habe dir Alles, Alles geopfert, und ſo kannſt du vergelten? O Barbar! gehe hin zu ihr, lege dich nieder in ihre Feſſeln, aber wiſſe, daß ich mich in die Tiber ſtürze, über meine armen Würmer, meine unglücklichen Kinder mag ſich Gott erbarmen!"

„Kinder, Kinder! Meine fromme Tochter, mein lieber, aber verblendeter Sohn, wozu dieſer Scandal, dieſe Scene auf dem Schiffe? ſtillet Eure Thränen, ſchöne Frau, es wird noch alles gut werden; kommt, ich will einen väterlichen Kuß auf Eure Augen drücken, ſo. Und Ihr, wiſſet Ihr nicht, daß Ihr Euch verſündiget gegen Donna Ines? Was wollt Ihr nur immer wieder mit der Ketzerin, die einſt Eure Sinne zu beſtricken wußte? Haben wir Euch nicht Beweiſe genug gegeben, daß ſie in einem ſtrafwürdigen Verhältniß zu dem Teufel iſt, der Eure Geſtalt und Sprache angenommen hat?"

„Welch einfältiges Mährchen!“ rief der junge Mann; „was wollt Ihr auch den Teufel ins Spiel ziehen? ein ehrlicher Berliner ist er, ein Tropf, dem ich das Mädchen nicht gönnen mag, wenn sie mich auch zehnmal betrog?“

„Mein Sohn, die heilige Jungfrau schütze uns, aber der Satan selbst ist es; hat es nicht letzthin meinem dienenden Frater Piccolo geträumt, der Teufel gehe hier in der heiligen Stadt spazieren? Alle seine Träume sind noch eingetroffen; der deutsche Baron ist der höllische Geist selbst. Wer es aber auch sey, sie hat Euch betrogen. Hat nicht die fromme Frau Maria Campoco Euch selbst dieses Geständniß über ihre Nichte gemacht? was wollet Ihr nur auf die treulose Ketzerin Rücksicht nehmen! — Und schaut, was ich Euch hier mitgebracht habe,“ fuhr Seine Eminenz fort, indem sie ein großes Papier entfaltete. „Sehet, wie ich Wort halte: ich habe Euch versprochen, die Liste aller derer mitzubringen, welche in Eurem Deutschland öffentliche Ketzer, insgeheim aber gute Christen der wahren Kirche sind; da, leset!“

Der junge Mann las und staunte; er sah den Kardinal fragend an, ob er denn wirklich dieser Schrift trauen dürfe. Donna Ines, welche bemerkte, welch günstigen Eindruck diese Liste mache, zog die Hand des heiligen Mannes an den Mund und bedeckte sie mit feurigen Küssen der Andacht.

„Nicht wahr,“ fuhr Rocco fort, „da stehen wohlklingende Namen? Professoren, Grafen, Fürsten sogar; freilich diese Leute können nicht so öffentlich sich erklären,

Freundchen, die Politik, die Rücksicht auf ihre ketzerischen Unterthanen erlaubt das nicht; aber im Herzen, im Herzen sind sie unser. Da, dieser Nr. 8, ich kann Eure barbarischen Namen nicht aussprechen, der wird sich sogar öffentlich erklären und seine Irrthümer abschwören. Der da oben wird auch einen wichtigen Schritt vorwärts thun. O! und bedenket, was erst in Frankreich, selbst in England für uns gethan wird; bald, vielleicht erlebe ich es noch, bald werdet Ihr alle sammt und sonders zu uns zurückgekehrt seyn. Wie herrlich muß dann ein Name wie der Eurige leuchten, der nicht mit der Menge, sondern lang zuvor auf unsere heiligen Tafeln verzeichnet wurde!"

„Aber, o Himmel! Kardinal, ich bin ja schlechter als die ganze Liste dieser Heimlichen. Ihr selbst wisset, daß, wenn ich zu Eurer Kirche abfalle, es nur geschieht, um den ewigen Klagen der Donna Ines zu entgehen. Diese Heimlichen haben keinen Vortheil bei ihrer Heimlichkeit. Sie gelten von außen für echte Lutheraner, und was haben sie davon, daß sie von innen römisch sind?"

„O Einfalt! es ist gut, daß Ihr nicht die ketzerische Theologie studirt habt; Ihr wäret durch das Examen gefallen! Was ist denn das Schöne an unserer Kirche? he? Nicht nur, daß sie die alleinseligmachende, daß sie gleichsam eine Brandversicherungsanstalt gegen die Hölle, eine Seelenassekuranz gegen den Tod ist; denn schon aus physischen Gründen kann man annehmen, daß keine Seele von den Unsrigen lange im Fegefeuer oder gar in der Hölle verweilt, wenn sie auch

ohne Beichte abfährt. Antonio Montani hat berechnet, daß im Durchschnitt hundertundzwanzig Millionen Menschen in der Hölle und eben so viele im Fegefeuer sind. Nun kann man annehmen, daß seit Eurer verfluchten Reformation neunzig Millionen Ketzer, zwanzig Millionen Türken und zehn Millionen Juden hinab gefahren sind; das macht zusammen hundertundzwanzig."

„O wie gut haben wir es, hochwürdiger Herr!" sagte Ines mit zauberischem Lächeln. „Ach Otto! dich soll ich an jenem Ort wissen, in der Gesellschaft des Teufels und seiner Großmutter? O Gott! es ist nicht möglich!"

„Sodann weiter," fuhr der Salbungsvolle fort, „Euer Erzketzer in Berlin, der Schleiermacher, nimmt selbst an, daß alle Menschen prädestinirt sind, und zwar so beiläufig die Hälfte zum Bösen. Diese müssen nun eine Art von Seelenwanderung in verschiedenen Stationen des Elends machen, bis sie selig werden, und fängen mit der Hölle an; der Mann hat vernünftige Gedanken, und wäre werth, einst nur ins Fegefeuer zu kommen; aber das weiß er doch nicht recht; wenn einer auch zehnmal prädestinirt, zur Hölle plombirt, zum Teufel recommandirt ist, wir können ihn doch absolviren und recta in den Himmel schicken. Nun, und wenn man annimmt, daß das Fegefeuer hundertundzwanzig Millionen faßt, und darunter hundert Millionen Türken und zwanzig Millionen Ketzer, so ist, weiß Gott, auch dort wenig Raum für eine etwas liederliche Seele."

„Ihr wisset, Eminenz, was ich von solchen Berechnungen halte, machet mir doch Eure Sache nicht noch

lächerlicher. Eure Seelenassekuranz kann mich nicht locken; doch ist sie gut für's Volk, und ich begreife nicht, warum Ihr nicht schon lange ganze Regimenter, Divisionen, ja Armeen, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, sammt dem Generalstab öffentlich verassekurirt habt. Das wäre eine Anstalt á la Mahomed, die Kerls würden sich schlagen wie der Teufel, denn sie wüßten, wenn sie heute erschossen werden, wachen sie morgen im Paradiese auf. Lasset mich lieber noch einen Blick in die Liste werfen, sie ist mir tröstlicher, denn es stehen ganz vernünftige Männer dort."

„O daß Ihr nur ein Jahr auf einer deutschen Universität zugebracht hättet! unsere Agenten geben uns herrliche Berichte, die ketzerische Jugend soll gegenwärtig ganz absonderlich fromm, heilig und mystisch seyn; das Mittelalter, das gute liebe Mittelalter versetzt sie in diesen liebenswürdigen Schwindel. Sie neigen sich schon ganz zu uns, und lasset nur erst die Jesuiten recht in Deutschland überhand nehmen, dann sollt Ihr erst Wunder sehen! Auch einige brave Männer, Professoren, nehmen sich unserer Sache an: seht dieser da Nro. 172 Signor Crusado, der umhüllt sie mit einem so tiefen symbolischen Dunkel, daß sie bald unser sind. Wahrlich der Hofmechanikus seiner Heiligkeit, der berühmte Sgn. Carlo Fiorini hat vollkommen Recht. Er hat berechnet, wenn Deutschland einige Grade südlicher läge, wenn Ihr eine schönere Natur, ein wenig mehr Sinnlichkeit und Phantasie hättet — die Ketzerei hätte nie aufkommen können oder Ihr wäret wenigstens schon lange wieder zurückgekehrt."

Die Barke ſtieß bei dieſen Worten ans Land; wie gerne hätte ich dieſem trefflichen Pfaffen noch länger zugehört, wie er dieſe deutſche Seele bearbeitete; es war ein ſchweres Stück Arbeit, ich geſtehe es. Ein Menſch ohne Phantaſie, der in den Ceremonien nur Ceremonien ſieht, der die Tendenz dieſer Römer durchſchaut, der durch keinen weltlichen Vortheil zu blenden iſt, wahrlich ein ſolcher iſt ſchwer zu gewinnen. Doch für dieſen war mir nicht bange. Ein Kardinal Rocco und ein ſchönes Weib haben ſchon andere geangelt als dieſen.

Der heilige Mann ſtieg aus: mit Ehrfurcht empfingen die Schiffer ſeinen Segen, den er mit einer Würde, einem Anſtand, würdig eines Fürſten der Kirche, ertheilte. Donna Ines folgte. Ich bewunderte, während ſie über das Brett ging, ihren feinen zierlichen Wuchs, die Harmonie in ihren Bewegungen und die Glut, die aus ihren Augen ſtrahlte und den Abend ſchwül zu machen ſchien. Sie reichte dem geliebten Ketzer ihre ſchöne Hand mit ſo beſorgter Zärtlichkeit, mit einem ſo bedeutungsvollen Lächeln, daß ich im Zweifel war, ob ich mehr ſeine transmontaniſche Kälte belächeln oder den Muth bewundern ſollte, mit welchem er den geiſtlichen Lockungen dieſer in Liebe aufgelösten Circe widerſtand. — Am Ufer hielt ein ſchöner Wagen; der dienende Bruder Piccolo, welchem ich im Traum, in Rom ſpazieren gehend, erſchienen war, ſtand am Schlag und erwartete Seine Eminenz. Es koſtete einige Zeit, bis dieſer ſein Gewand zu gehöriger Wirkung drapirt hatte, dann erſt folgte der Frater Piccolo; der Ketzer und ſeine Dame ſchlugen einen Fußpfad ein und gingen der Stadt zu.

„Wer sind diese?“ fragte ich den Schiffer.

„Kennt Ihr den heiligen Mann, den Kardinal Rocco nicht; o es ist einer der besten Füße des heiligen Stuhles! Alle Abende fährt er in meiner Barke auf dem Fluß.“

„Und die Dame?“

„Ha! das ist eine gute Christin,“ antwortete er mit Feuer. „Sie fährt beinahe immer mit dem Kardinal, zuweilen allein mit ihm, zuweilen mit dem Mann, den Ihr gesehen. Dem traue ich nicht ganz, es ist entweder ein Deutscher oder ein Engländer, und die sind doch Kinder des Teufels.“

„So? da sagt Ihr mir etwas Neues; und dieser Mann, ist er ihr Gemahl?“

„Bewahre uns die heilige Jungfrau! Ihr Gemahl! wo denkt Ihr hin? da würde er nicht so zärtlich mit ihr spazieren fahren. Ich denke, es ist ihr Geliebter.“

„So ist es,“ sagte einer der griechischen Kaufleute, „die Dame wohnt nicht weit von mir. Sie lebt allein mit ihren Kindern. Sie sieht niemand bei sich, als einige fromme Geistliche und diesen jungen Mann; es ist ihr Geliebter. Aber sie führen ein Hundeleben zusammen. Man hört sie oft beide weinen und zanken und schreien. Der junge Mann flucht und donnert und jammert mit schrecklicher Stimme, und die Donna weint und klagt, und die Kinder erheben ein Zetergeschrei, daß die Nachbarn zusammenlaufen. Dann stürzt oft der junge Mann verzweifelnd aus dem Haus und will fliehen, aber die Donna setzt ihm mit fliegenden Haaren nach und die Kinder laufen heulend hinten drein; sie faßt ihn unter der Thüre am Gewand, sie achtet nicht auf die

Menſchen, die umher ſtehen; ſie zieht ihn zurück ins Haus und beſänftigt ihn, und dann iſt es oft auf viele Tage ſtille, bis das Wetter von neuem losbricht."

„Heilige Jungfrau!" rief der Schiffer, „und hat er ſie noch nie todt geſtochen im Zorn?"

„Wie Ihr ſehet, nein!" erwiederte der Grieche, „aber krank iſt ſie ſchon oft geworden, wenn er ſo greulich raste; dann lief er ſchnell zu drei, vier Doktoren, um ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Es ſind doch gute Seelen, dieſe Deutſchen!"

So ſprachen dieſe Männer und ich ging von ihnen in tiefen Gedanken über das, was ich gehört und geſehen hatte. Jenes Wort des jungen Berliners fiel mir wieder bei, der den Kardinal Rocco beſchuldigte, ein ſchönes gutes Herz gebrochen zu haben. Welches andere Herz konnte dies ſeyn, als Louiſens? Ich glaubte deutlich zu ſehen, daß der Prieſter den Kapitän der Geliebten entzogen, indem er ſie verläumdet, daß er ihn in die Feſſeln dieſer Donna Ines geſchmiedet habe, um ihn für die Kirche zu gewinnen. Aber wie war alles dies geſchehen? Wie hatte er dieſen Mann aus den Armen ſeines Mädchens ziehen, von einem Herzen hinwegreißen können, das ihn mit ſo heißer Glut umfing? Sollten jene Beſchuldigungen von Untreue wahr ſeyn, die der Kardinal dem Kapitän einflüſterte, hatte ſie wirklich den jungen Mann, der ihm ſo ähnlich ſah, vorgezogen? Doch ich wußte ja, wo ich mir Gewißheit verſchaffen konnte; ich beſchloß bei guter Zeit am nächſten Morgen den Berliner wieder aufzuſuchen.

Herr von S..... schien mich liebgewonnen zu haben, denn er empfing mich mit Herzlichkeit und einem Wohlwollen, das selbst den Teufel erfreut, wenn er auch schon an dergleichen gewöhnt ist. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner gestrigen Fahrt und den Wunderdingen, die ich gehört hatte, noch nichts zu erwähnen, um den Verlauf seiner Geschichte zuvor desto ungestörter zu vernehmen.

„Von allem Unglück, das die Erde trägt," fuhr er zu erzählen fort, „scheint mir keines größer, schmerzlicher und rührender, als jener stille tiefe Gram eines Mädchens, das unglücklich liebt oder dessen zartes glühendes Herz von einem Elenden zur Liebe hingerissen und dann betrogen wird. Der Mann hat Kraft, seinen Gram zu unterdrücken, den Verrath seiner Liebe zu rächen, die gepreßte Brust dem Freunde zu öffnen; das Leben bietet ihm tausend Wege, in Mühe und Arbeit, in weiter Ferne Vergessenheit zu erringen. Aber das Weib? — Der häusliche Kreis ist so enge, so leer. Jene täglich wiederkehrende Ordnung, jene stille Beschäftigung mit tausend kleinen Dingen, der sie sich in der Zeit glücklicher Liebe fröhlich, beinahe unbewußt hingab, wie drückend wird sie, wenn sich an jeden Gegenstand die Erinnerung an ein verlorenes Glück heftet! Wie träge schleicht der Kreislauf der Stunden, wenn nicht mehr die süßen Träume der Zukunft, nicht der Zauber der Hoffnung, nicht die Seligkeit der Erwartung den Minuten Flügel gibt, wenn nicht mehr das von glücklicher Liebe pochende Herz den Schlag der Glocke übertönt!

Doch, wozu Sie auf ein Unglück vorbereiten, das Sie nur zu bald erfahren werden? hören Sie weiter: Mein Wunsch, Louise von Palden im Hause des Gesandten zu sehen, gelang. Schon nach einigen Tagen wurde sie durch seine Schwester dort eingeführt. Sie erröthete, als sie mich zum ersten Mal dort sah, doch sie schien mich wie einen alten Bekannten dort zu nehmen; es schien sie zu freuen, unter so vielen fremden Männern einen zu wissen, der ihr näher stand. Denn so war es; sey es, daß die Erinnerung an unser sonderbares Abenteuer mich aus einem Fremden zum Bekannten machte, sey es, daß sie gerne zu mir sprach, weil ich die Züge ihres Freundes trug, sie unterschied mich auffallend von allen übrigen Männern, die dieser seltenen Erscheinung huldigten. Sie lächeln, Freund? Ich errathe Ihre Gedanken" —

„Ich finde, Sie sind zu bescheiden; könnte es nicht auch Ihre eigene Persönlichkeit gewesen seyn, was das Fräulein anzog?"

„Nein, denken Sie nicht so von diesem himmlischen Geschöpf; ich gestehe, ich war ein Thor, ich machte mir Hoffnung, sie für mich gewinnen zu können; ja, mein Freund, ich sagte ihr sogar, was ich fühlte."

„Und Sie wurden nicht erhört? Das treue ehrliche Kind! und ihr Kapitän lag vielleicht gerade in den Armen einer andern!"

Der Berliner stutzte; „wie? was wissen Sie?" fragte er betroffen, „wer hat Ihnen gesagt, daß West noch eine andere liebe?"

„Nun, Sie selbst haben mich genug darauf vorbereitet," erwiederte ich; „sagten Sie nicht, daß jener das Mädchen betrog?"

Sie haben Recht; — nun, ich wurde lächelnd abgewiesen, abgewiesen auf eine Art, die mich dennoch glücklich, unaussprechlich glücklich machte. Sie war keinen Augenblick ungehalten, sie gestand mir, daß ich ihr als Freund willkommen sey, daß ihr Herz keinem andern mehr gehören könne. Sie sagte mir auch manches von ihren Verhältnissen, was ganz mit dem übereinstimmte, was uns die Schwester des Gesandten erzählte; sie gestand, daß sie nur darum nach Rom gezogen sey, weil den Kapitän seine Verhältnisse hierher riefen; sie gestand, daß er einen Rechtsstreit wegen einer Erbschaft hier habe, daß er, sobald die Sache entschieden sey, vielleicht schon in wenigen Wochen, sie zum Altar führen werde.

Etwa eine Woche nach diesem aufrichtigen Geständniß rief mich eines Abends der Gesandte aus dem Salon, in welchem die Gesellschaft versammelt war, zu sich. Es war nichts seltenes, daß er sich mir in Geschäftssachen mittheilte, weil ich sein Vertrauen auf eine ehrenvolle Art besaß; doch die Zeit war mir auffallend und es mußte etwas von Wichtigkeit seyn, weßwegen er mich aus dem Kreis der Damen aufstörte.

„Kennen Sie einen gewissen Kapitän West?" fragte er, indem er mich mit forschenden Blicken ansah.

„Ich habe einen Kapitän West flüchtig kennen gelernt," gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, so flüchtig muß es doch nicht seyn," entgegnete er mir, „da Sie ein Duell mit ihm gehabt."

Ich ſagte ihm, daß ich Streit mit ihm gehabt wegen einer ziemlich gleichgültigen Sache, es ſey aber alles gütlich beigelegt worden. Dennoch war es mir auffallend, woher der Geſandte dieſen Streit erfahren hatte, den ich ſo geheim als möglich hielt und von welchem Louiſe in ſeinem Hauſe gewiß nichts erwähnt hatte.

„Wegen einer Dame haben Sie Streit gehabt,“ ſagte er; „doch möchte ich Ihnen rathen, ſolche Händel wegen einer ſo zweideutigen Perſon zu vermeiden. Sie wiſſen ſelbſt, wenn man einmal einen öffentlichen, beſonders einen diplomatiſchen Charakter hat, iſt dergleichen in einem fremden Lande wegen der Folgen für beide Theile fatal.“

Der Ton, worin dies geſagt wurde, fiel mir auf. Er war ſehr ernſt, ſehr warnend; noch ſchmerzlicher berührte mich, was er über jene Dame ſagte, „zweideutige Perſon!“ Und doch ſaß gerade dieſe Perſon als Krone der Geſellſchaft in ſeinem Salon; er ſelbſt, ich hatte es deutlich geſehen, er ſelbſt hatte noch vor einer halben Stunde mit ihr auf eine Art geſprochen, die mich in dem alten Herrn einen aufrichtigen Bewunderer ihrer Reize und ihres glänzenden Verſtandes ſehen ließ. Ich konnte eine Bemerkung hierüber nicht unterdrücken, ich bat ihn höflich, aber ſo feſt als möglich, in meiner Gegenwart nicht mehr ſo von einer Dame zu ſprechen, die ich achte und die einen ſo entſchiedenen Rang in der Geſellſchaft einnehme. Ich wolle davon gar nicht reden, daß er ſelbſt ſein Haus beſchimpfe, wenn er in ſolchen Ausdrücken von ſeinen Gäſten ſpreche.

Er ſah mich verwundert an; er ſagte mir, er könne meine Reden nicht begreifen, denn weder behaupte die

Dame einen Rang in der Gesellschaft, die er sehe, noch habe sie je einen Fuß über seine Schwelle gesetzt. Die Reihe zu erstaunen war jetzt an mir; ich sah, daß hier ein Irrthum vorwalte, und belehrte ihn, daß Fräulein von Palden die Dame sey, um die wir uns schlagen wollten. „Verzeihen Sie!“ rief er, „man sagte mir, Sie haben sich wegen der Geliebten dieses Kapitän West geschlagen, daher glaubte ich Ihnen dies sagen zu müssen.“

„Und wenn dies nun dennoch wäre?“ fragte ich, „kennen Sie denn die Geliebte des Kapitän?“

„Gott soll mich bewahren,“ entgegnete er. „Nein, ich glaube, er hat schon selbst genug an seiner Spanierin.“

Ich staunte von neuem; „von einer Spanierin sprechen Sie? wie kommen Sie nur darauf? Ich weiß bestimmt, daß der Kapitän eine deutsche Dame liebt!“

„Um so schlimmer für das arme Kind in Deutschland,“ war seine Antwort; „wie die Sachen stehen, scheint man im Lateran ernstlich daran zu denken, den goldenen Quadrupeln der schönen Donna Gehör zu geben, und ihre frühere Ehe, weil sie nicht ganz gültig vollzogen war, für nichtig zu erklären. Der Kapitän macht eine gute Partie, aber — jeder Mann von Ehre wird diesen Schritt mißbilligen.“

Ich stand wie vom Donner gerührt vor dem alten Mann; entweder lag hier eine Verwechslung der Namen und Personen zu Grunde, oder es war ein schreckliches Geheimniß, und der Kapitän ein Betrüger, der Louisens Glück vielleicht auf ewig zerstört hatte.

Ich sagte dem Gesandten geradezu, daß er mit mir über Dinge spreche, die mir völlig unbekannt seyen. Er

staunte, doch glaubte er, da er schon so viel gesagt hatte, mir die weitere Erklärung dieser Räthsel schuldig zu seyn. „Dieser Kapitän West ist ein Sachse, erzählte er; „er diente früher im Generalstab und wurde dann zu einer diplomatischen Sendung nach Spanien verwandt; er soll ein Mann von vielen Talenten, aber etwas zweideutigem Charakter seyn. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel, da noch ältere Leute, und aus guten Häusern, im Departement waren, ist mir unbekannt; nur so viel erfuhr ich zufällig, daß man ihn damals von Dresden habe entfernen wollen. Man erzählt sich, er habe in Madrid in einem Verhältniß zu einer schönen jungen Frau gelebt; sie war eine Spanierin, aber an einen alten Engländer verheirathet, der sie vielleicht nicht so strenge unter Schloß und Riegel hielt, wie man sonst in Spanien zu thun pflegt.

„Als aber endlich dieses Verhältniß zu den Ohren des Engländers kam, bewirkte dieser, daß der Kapitän von seinem Posten abgerufen und sogar aus dem Dienst entlassen wurde. Doch sagen andere, er selbst habe aus Aerger über seine schnelle Abrufung quittirt. Doch das Beste kommt noch; einige Wochen nach seiner Abreise war die Frau des Engländers mit ihren beiden Kindern plötzlich verschwunden, man kann sagen, spurlos verschwunden, denn so viel Mühe sich ihr Gatte gab, ihrer habhaft zu werden, alles war vergeblich. Vielleicht scheiterten auch seine Bemühungen an den Unruhen, die gerade in jener Zeit ausbrachen und die Kommunikation mit Frankreich sehr erschwerten.

„Der Verdacht dieses Engländers fiel natürlich vor Allem auf den Kapitän West. Er wußte es zu

machen, daß dieser in Paris angehalten und verhört wurde. Man sagt, er solle sehr betreten gewesen seyn, als er die Nachricht von der Flucht dieser Dame hörte; er wies sich aber aus, daß er die Reise bis nach Paris allein gemacht habe, und bekräftigte mit einem Eid, daß er von diesem Schritt der Donna nichts wisse.

Etwa ein Vierteljahr nachher kam er nach Rom und lebt seitdem hier sehr still und eingezogen, besucht keine Gesellschaft, hat keinen Freund, keinen Bekannten; vorzüglich vermeidet er es, mit Deutschen zusammenzutreffen.

Um diese Zeit, fuhr der Gesandte fort, sey von seinem Hofe die Anfrage an ihn ergangen, ob dieser West sich in Rom befinde; wie er lebe, und ob er nicht in Verhältniß mit einer Spanierin sey, die sich ebenfalls hier aufhalten müsse. Man habe ihm dabei die Geschichte dieses Kapitän West mitgetheilt und bemerkt, daß der Engländer von neuem Spuren von seiner Frau entdeckt habe, die beinahe mit Gewißheit annehmen lassen, daß sie in Rom sich aufhalte. Man habe deßwegen von Spanien aus sich an die päpstliche Curie gewandt, es scheine aber, man wolle sich hier der Dame annehmen, denn die Antwort sey sehr zweifelhaft und unbefriedigend ausgefallen. Der Gesandte machte die nöthigen Schritte und erfuhr wenigstens so viel, daß jener Verdacht bestätigt schien. Er wandte sich nun auch an Gonsalvi, um zu erfahren, ob der römische Hof in der That die Dame in seinen Schutz nehme, und erhielt die in eine sehr bestimmte Bitte gefaßte Antwort, man möchte diese Sachen beruhen lassen, da die Ehe der Donna Ines mit dem Engländer wahrscheinlich für ungültig erklärt werde.

Dies erzählte mir der Gesandte; er fügte noch hinzu, daß er aus besonderem Interesse an diesem Fall dem Kapitän immer nachgespürt habe, und so sey ihm auch der Streit zu Ohren gekommen, den ich im Carneval mit jenem „wegen einer Dame" gehabt habe.

Sie können sich denken, Freund, welche Qualen ich schon während seiner Erzählung empfand, und als ich das ganze Unglück erfahren hatte, stand ich wie vernichtet. Der Gesandte verließ mich, um zu der Gesellschaft zurückzukehren; ich hatte kaum noch so viel Fassung, ihn zu bitten, er möchte niemand etwas von diesen Verhältnissen wissen lassen, das Warum versprach ich ihm ein andermal.

Ich konnte von dem Zimmer, wohin der Gesandte mich gerufen, den Salon übersehen, ich konnte Louisen sehen, und wie schmerzlich war mir ihr Anblick. Sie schien so ruhig, so glücklich. Der Friede ihrer schönen Seele lag wie der junge Tag freundlich auf ihrer Stirne; ihr sanftes blaues Auge glänzte, vielleicht von der Erwartung einer schönen Abendstunde, und das Lächeln, das ihren Mund umschwebte, schien der Nachklang einer freudigen Erinnerung hervorgelockt zu haben. Nein, es war mir nicht möglich, diesen Anblick länger zu ertragen, ich eilte ins Freie, um dieses Bild durch neue Bilder zu verdrängen; aber wie war es möglich? der Gedanke an sie kehrte schmerzlicher als je zurück, denn der Friede der Natur, der zauberische Schmelz der Landschaft, die süße Ruhe, die diese Fluren athmeten, erinnerten sie mich nicht immer wieder an jenes holde

Weſen? und die Wolken, die ſich am fernen Horizont ſchwärzlich aufthürmten und ein nächtliches Gewitter verkündeten, hingen ſie nicht über der friedlichen Landſchaft wie das Unglück, das Louiſen drohte?

Ich ging nach Hauſe; ich dachte nach, ob nicht Rettung möglich ſey, ob ich ſie nicht losmachen könne von dieſer ſchrecklichen Verbindung. Doch, war nicht zu befürchten, daß Sie mir mißtrauen werde? Sie wußte, ich liebe ſie, kannte ſie mich hinlänglich, um nicht an der Reinheit meiner Abſichten zu zweifeln? Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr ſelbſt ihr Unglück zu verkünden. Nur einen Ausweg glaubte ich offen zu ſehen, ich wollte ihn ſelbſt zur Rede ſtellen, den Elenden, ich wollte ihn bewegen, einen entſcheidenden Schritt auf die eine oder die andere Seite zu thun. Ja, darin glaubte ich einen glücklichen Weg gefunden zu haben; er ſelbſt mußte ihr ſagen, daß er nicht mehr verdiene, von ihr geliebt zu werden; und dann, dachte ich, dann wird ſie zwar unglücklich ſeyn, aber ich will verſuchen, ſie glücklich zu machen, durch ein langes Leben voll Treue und Liebe will ich ihr Unglück zu mildern ſuchen.

„Aber wie konnten Sie glauben," rief ich, über dieſe romantiſchen Ideen unwillkürlich lächelnd, „wie konnten Sie glauben, Freund, daß ein Kapitän Weſt zu dieſem ſonderbaren Geſtändniſſe ſich hergeben werde? In Romanen mag dies der Fall ſeyn, aber, Herr! in der Wirklichkeit? Haben Sie je einen Narren der Art gekannt?"

„Ach, ich dachte zu gut von den Menſchen," antwortete er. „Ich dachte, wie ich muß jeder fühlen. —

Ich ging in die Wohnung des Kapitän West. Er wohnte schlecht, beinahe ärmlich. Ich traf ihn, wie er einen schönen Knaben von acht Jahren auf den Knien hatte, welchen er lesen lehrte. Erröthend setzte er den Knaben nieder und stand auf, mich zu begrüßen. „Ei, Papa!“ rief der Kleine, „wie sieht dir dieser Herr so ähnlich.“

Der Kapitän gerieth in Verlegenheit und führte den Knaben aus dem Zimmer. „Wie?“ sagte ich zu ihm, „Sie haben schon einen Knaben von diesem Alter? waren Sie früher verheirathet?“

Er suchte zu lachen und die Sache in einen Scherz zu drehen; er behauptete, der Knabe gehöre in die Nachbarschaft, besuche ihn zuweilen und nenne ihn Papa, weil er sich seiner annehme.

„Er gehört wohl der Donna Ines?“ fragte ich, indem ich ihn scharf ansah. Noch nie zuvor hatte ich gesehen, wie schrecklich das böse Gewissen sich kundthut; er erblaßte, seine Augen glänzten wie die einer Schlange, ich glaubte, er wolle mich durchbohren. Noch ehe er sich hinlänglich gesammelt hatte, um mir zu antworten, sagte ich ihm gerade ins Gesicht, was ich von ihm wisse und was ich von ihm verlange, um das Fräulein nicht völlig unglücklich zu machen.

Er lief in Wuth im Zimmer umher, er schimpfte auf Zwischenträger und Zudringliche, er behauptete, ich habe die ganze Geschichte aufgedeckt, um Louisen von ihm zu entfernen. Ich ließ ihn ausreden; dann sagte ich ihm mit kurzen Worten, wie ich sein Verhältniß zu der Spanierin erfahren habe, und bat ihn noch einmal

mit den herzlichen Tönen unſerer Sprache, das Fräulein ſo ſchonend als möglich von ſich zu entfernen.

Es gelang mir, ihn zu rühren; aber nun hatte ich eine andere unangenehme Scene durchzukämpfen; er klagte ſich an, er weinte, er verfluchte ſich, das holde Geſchöpf ſo ſchändlich betrogen zu haben. Er ſchwor, ſich von der Spanierin zu trennen; er flehte mich an, ihn zu retten; er geſtand mir, daß er ſich von einem Netz umſtrickt ſehe, das er nicht gewaltſam durchbrechen könne, weil einige hohe Geiſtliche der Kirche kompromittirt würden. Er ging ſo weit, mich zu zwingen, ſeine Geſchichte anzuhören, um vielleicht milder über ihn urtheilen zu können. Es war die Geſchichte eines — Leichtſinnigen. Dieſes Wort möge entſchuldigen, was vielleicht ſchlecht genannt werden könnte. Es lag in dem Weſen dieſes Mannes ein Etwas, das ihn bei den Frauen ſehr glücklich machen mußte. Es war der äußere Anſchein von Kraft und Entſchloſſenheit, die ihm übrigens ſein ganzes Leben hindurch gemangelt zu haben ſchienen. Er mußte eine für ſeinen Stand ausgezeichnete Bildung gehabt haben, denn er ſprach ſehr gut, ſeine Ausdrücke waren gewählt, ſeine Bilder oft wahrhaft poetiſch, er konnte hinreißen, ſo daß ich oft glaubte, er ſpreche mit Eifer von einem Dritten, während er mir ſeinen eigenen beklagenswerthen Zuſtand ſchilderte. Ich habe dies oft an Menſchen bemerkt, die ſonſt ihrem Triebe folgen, in den Tag hinein leben, ohne ſich ſelbſt zu prüfen, und erſt in dem Moment der Erzählung über ſich ſelbſt flüchtig nachdenken. Sie werden dann durch die Sprache ſelbſt zu einem

eigenthümlichen Feuer gesteigert, sie sprechen mit Umsicht von sich selbst, doch eben weil diese ihnen sonst abging, ist man versucht zu glauben, sie sprechen von einem Dritten.

Es war Louise, die ihn zuerst liebte; er erkannte ihre Neigung; Eitelkeit, die herrlich aufblühende Schönheit, die Tochter eines der ersten Häuser der Stadt für sich gewonnen zu haben, riß ihn zu einem Gefühl hin, das er für Liebe hielt. Der Vater sah dies Verhältniß ungerne. Ich konnte mir denken, daß es vielleicht weniger Stolz auf seine Ahnen, als die Furcht vor dem schwankenden Charakter des Kapitäns war, was ihn zu einer Härte stimmte, welche die Liebe eines Mädchens wie Louise immer mehr anfachen mußte. Er soll ihr, was ich jetzt erst erfuhr, auf seinem Sterbebette den Fluch gegeben haben, wenn sie je mit dem Kapitän sich verbinde.

West suchte die Geschichte mit der Frau des Engländers auf Verführung zu schieben. Ich habe eine solche bei einem Mann, der das Bild der Geliebten fest im Herzen trägt, nie für möglich gehalten. Doch die Strafe ereilte ihn bald. Er gestand mir, daß er froh gewesen sey, als er, vielleicht durch Vermittlung des Engländers, von seinem Posten zurückberufen wurde. Donna Ines habe ihm allerlei sonderbare Vorschläge zur Flucht gemacht, in die er nicht eingehen können; er sey, ohne Abschied von ihr zu nehmen, abgereist. Was ihn eigentlich bestimmte, nach Rom zu gehen, sah ich nicht recht ein, und er suchte auch über diesen Punkt so schnell als möglich hinweg zu kommen. Er erzählte

ferner, wie er durch Louisens Ankunft erfreut worden sey, wie er sich vorgenommen, nur ihr, ihr allein zu leben. Doch da sey plötzlich Donna Ines in Rom erschienen, sie habe sich mit zwei Kindern geflüchtet, sey ihm nachgereist, und habe jetzt verlangt, er solle sie heirathen.

Es entging mir nicht, daß der Kapitän mich hier belog. Ich hatte von dem Gesandten bestimmt erfahren, daß jener schon in Paris angehalten und über die Flucht der Donna zu Rede gestellt worden sey; er konnte sich also denken, daß sie ihm nachreisen werde, und dennoch knüpfte er die Liebe zu Louisen von neuem an. Ferner, wie hätte es Ines wagen können, ihm zu folgen, wenn er ihr nicht versprochen hätte, sie zu heirathen, wenn er sie nicht durch tausend Vorspiegelungen aus ihrem ruhigen Leben herausgelockt und zur Abenteuerin gemacht hätte?

Er schilderte mir nun ein Gewebe von unglücklichen Verhältnissen, in welche ihn diese Frau, die mit allen Kardinälen, namentlich mit Pater Rocco, schnell bekannt geworden, geführt habe. Es wurde ernstlich an der Auflösung ihrer früheren Ehe gearbeitet, und es war als bekannt angenommen worden, daß er die Geschiedene heirathen werde.

„Sie sagten mir hier nichts Neues," antwortete ich ihm, „dies alles beinahe wußte ich vorher. Aber ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre einsehen werden, daß das Verhältniß zu Fräulein von Palden nicht fortdauern kann, oder Sie müssen sich von der Spanierin lossagen."

Das letztere könne er nicht, sagte er, er habe von ihr und dem Kardinal Rocco Vorschüsse empfangen, die sein Vermögen übersteigen, er könne also wenigstens im Augenblick keinen entscheidenden Schritt thun.

„Im Augenblick heißt hier nie," erwiederte ich ihm. „Sie werden sich aus diesen Banden, wenn sie so beschaffen sind, nie mit Anstand losmachen können. Ich halte es also für Ihre heiligste Pflicht, Louise nicht noch unglücklicher zu machen; denn was kann endlich das Ziel Ihrer Bestrebungen seyn?"

Er erröthete und meinte, ich halte ihn für schlechter, als er sey. Doch er fühle selbst, daß man einen Schritt thun müsse. Er glaube aber, es sey dies meine Sache. Er trete mir Louisen ab, ich solle mir auf jede Art ihre Gunst zu erwerben suchen und sie glücklich machen. Er hatte Thränen in den Augen, als er dies sagte und ich sah mit beinahe zu mitleidigen Augen, wie weit ein Mensch durch Leichtsinn kommen könne.

Ich ging, um nichts weiser geworden, ohne daß ein wirklicher Entschluß gefaßt worden war, von dem Kapitän; mein Gefühl war eine Mischung von Verachtung und Bedauern. Auf der Treppe begegnete mir wieder der schöne Knabe und fragte, ob er wohl jetzt zu Papa kommen dürfte.

„Ha! und jetzt spannten Sie wohl alle Segel aus, Freundchen?" fragte ich, „jetzt machten Sie wohl Jagd auf die schöne Galeere Louise?"

„Ja und nein," antwortete er trübe; „sie schien meine Liebe zu übersehen, nicht zu achten, aber bald bemerkte ich, daß sie ängstlicher wurde in meiner Nähe;

es schmerzte sie, daß mir ihre Freundschaft nicht genügen wolle. Und jener Elende, sey es aus Bosheit oder Leichtsinn, zog sich nicht von ihr zurück, ich vermuthe es sogar, er hat sie vor mir gewarnt. So standen die Sachen, als die Zeit, die ich in Rom zubringen sollte, bald zu Ende ging. Im Kabinet des Gesandten arbeitete man schon an Memoiren, die man mir nach Berlin mitgeben wollte, man wunderte sich, daß ich noch keine Abschiedsbesuche mache, — und ich, ich lebte in dumpfem Hinbrüten, ich sah nicht ein, wie ich dieser Reise entfliehen konnte, und dennoch hielt ich es nicht für möglich, Louisen zu verlassen, jetzt da ihr vielleicht bald der schrecklichste Schlag bevorstand. Oft war ich auf dem Punkt, ihr alles, alles zu entdecken, aber wie war es mir möglich, ihre himmlische Ruhe zu zerstören, das Herz zu brechen, das ich so gerne glücklich gewußt hätte?

Da stürzte eines Morgens der Kapitän West in mein Zimmer; er war bleich, verstört; es dauerte eine lange Zeit, bis er sich fassen und sprechen konnte. „Jetzt ist alles aus!“ rief er, „sie stirbt, sie muß sterben, dieser Kummer wird sie zerschmettern!“ Er gestand, daß Donna Ines oder der Kardinal Rocco seine Liebe zu Louisen entdeckt hätten, ihr schrieben sie sein Zögern, sein Schwanken zu, und der Kardinal hatte geschworen, er wolle an diesem Tage zu dem deutschen Fräulein gehen und sie zur Rede stellen, wie sie es wagen könne, einen Mann, der schon so gut als verehlicht sey, von seinen Pflichten zurückzuhalten.

Ich kannte diesen Priester und seine tückische Arglist; ich erkannte, daß die Geliebte verloren sey. Ich

weiß Ihnen von dieser Stunde, von diesem Tag wenig mehr zu erzählen. Ich weiß nur, daß ich den Kapitän in kalter Wuth zur Thüre hinaus schob, mich schnell in die Kleider warf und wie ein gejagtes Wild durch die Straßen dem Hause der Signora Campoco zulief. Als ich unten an dieser Straße anlangte, sah ich einen Kardinal sich demselben Hause nähern. Er schritt stolz einher, Frater Piccolo trug ihm den Mantel, es war kein Zweifel, es war Rocco. Ich setzte meine letzten Kräfte daran, ich rannte wie ein Wahnsinniger auf ihn zu, doch — ich kam eben an, als mir Piccolo mit teuflischem Lächeln die Thüre vor der Nase zuwarf.

Eine Art von Instinkt trieb mich, all diesem Jammer zu entfliehen. Ich ging, wie ich war, zu dem Gesandten und sagte ihm, daß ich noch in dieser Stunde abreisen werde. Er war es zufrieden, gab mir seine Aufträge und bald hatte ich die heilige — unglückselige Stadt im Rücken. Erst als ich nach langer Fahrt zu mir selbst kam, als meine Vorstellungen sich wieder ordneten und deutlicher wurden, erst dann tadelte ich meine Feigheit, die mich zu dieser übereilten Flucht verführte. Ich tadelte meine ganze Handlungsweise, ich klagte mich an, die Unglückliche auf diesen Schlag nicht vorbereitet zu haben; — doch es war zu spät, und wenn ich mir meine Gefühle, meine ganze Lage zurückrief, ach, da schien es so verzeihlich, die Geliebte verschont zu haben! So kam ich nach Berlin, in dieser Stimmung trafen Sie mich dort, und ein Theil dieser Geschichte war es, den ich ich damals im Hause meiner Tante erzählt habe.

Der junge Mann hatte geendet; seine Züge hatten nach und nach jene Trauer, jene Wehmuth angenommen, die ich in seinem Wesen, als ich ihn in Berlin sah, zu bemerken glaubte; er war ganz derselbe, der er an jenem Abend war, und die Worte seiner Tante, er sehe seit seiner Zurückkunft so geheimnißvoll aus, kamen mir wieder in den Sinn und ließen mich den richtigen Blick dieser Dame bewundern. An seiner ganzen Historie schienen mir übrigens nur zwei Dinge auffallend. Unglückliche Mädchen wie das Fräulein, abenteuernde Damen wie Ines, intriguante Priester wie Kardinal Rocco hatte ich auf der Welt schon viele gesehen. Aber die beiden Männer waren mir, als Menschenkinder, etwas räthselhaft. Der Kapitän hatte allerdings schon einen bedeutenden Grad in meinem Reglement erlangt, aber unbegreiflich war es mir, wie sich dieser Mann so lange auf einer Stufe halten konnte, da doch nach moralischen wie nach physischen Gesetzen ein Körper, welcher abwärts gleitet, immer schneller fällt. Er war falsch, denn er spielte zwei Rollen; er war leichtsinnig, denn er vergaß sich alle Augenblicke; er war eifersüchtig, obgleich er es selbst mit zwei Frauen hielt; er war schnell zum Zorn reizbar, als deutscher Kapitän liebte er wahrscheinlich auch das est, est, est, Eigenschaften, die nicht lange auf einer Stufe lassen. Ein anderer an seiner Stelle wäre vielleicht aus Eifersucht und Zorn schon längst ein Todtschläger geworden; ein zweiter wäre, leichtsinnig wie er, all diesem Jammer entflohen, hätte die Donna Ines hier und Fräulein Louise dort sitzen lassen und vielleicht an einem andern Ort eine andere gefreit; ein

dritter hätte vielleicht der Donna Gift beigebracht, um die schöne Sächsin zu besitzen, oder aus Verzweiflung die letztere erdolcht.

Aber wie langweilig dünkte es mir, daß das Fräulein noch in demselben Zustande war, daß die beiden Anbeter noch nicht in Streit gerathen waren, daß das Ende von diesen Geschichten ein Uebertritt zur römischen Kirche, eine Hochzeit der Donna Ines und vielleicht eine zweite, Louise mit dem Berliner, werden sollte?

Denn eben dieser ehrlicher Berliner, er stand zwar in etwas entfernten Verhältnissen zu mir, doch wußte ich, wenn ich ihm das Ziel seines heimlichen Strebens, das Fräulein, recht lockend, recht reizend vorstellte, wenn ich ihren Besitz ihm von ferne möglich zeige, so machte er Riesenschritte abwärts, denn seine Anlagen waren gut. Ich beschloß daher, mir ein kleines Vergnügen zu machen und die Leutchen zu hetzen.

Während diese Gedanken flüchtig in mir aufstiegen, wurde dem Herrn von S. ein Brief gebracht. Er sah die Aufschrift an und erröthete, er riß das Siegel auf, er las und sein Auge wurde immer glänzender, seine Stirne heiterer. „Der Engel!“ rief er aus, „sie will mich dennoch sehen! wie glücklich macht Sie mich! Lesen Sie, Freund,“ sagte er, indem er mir den Brief reichte; „müssen solche Zeilen nicht beglücken?“

Ich las:

Mein treuer Freund!

Mein Herz verlangt darnach, Sie zu sprechen. Ich wollte Sie nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, bis Sie mir gute Nachrichten zu bringen hätten; Sie

ſelbſt ſind es eigentlich, der dieſen Bann ausſprach. Doch heben Sie ihn auf, Sie wiſſen, wie tröſtlich es mir iſt, mit Ihnen ſprechen zu können. Der Fromme iſt wieder hier; er verſpricht ſich das Beſte von Weſt. Ach! daß er ihn zurückbrächte von ſeinem Abwege, nicht zu mir, meine Augen dürfen ihn nicht mehr ſehen, nur zurück von dieſer Schmach, die ich nicht ertragen kann.

L. v. P.

N. S. Wiſſen Sie in Rom keinen Deutſchen, der in Mecklenburg bekannt wäre? Weſt hat dort Verwandte, die vielleicht in der Sache etwas thun könnten.

„Ich kann mir denken, daß dieſes ſchöne Vertrauen Sie erfreuen muß," ſagte ich; „doch Einiges iſt mir nicht recht klar in dieſem Brief, das Sie mir übrigens aufklären werden. Wegen der Verwandten in Mecklenburg kann ſich übrigens das Fräulein an niemand beſſer wenden, als an mich; denn ich war mehrere Jahre dort, und bin beinahe in allen Familien genau bekannt."

Der junge Mann war entzückt, dem Fräulein ſo ſchnell dienen zu können. „Das iſt trefflich!" rief er, „und Sie begleiten mich wohl jetzt eben zu ihr? Ich erzähle Ihnen unterwegs noch Einiges, was Ihnen die Verhältniſſe klarer machen wird."

Ich ſagte mit Freuden zu, wir gingen.

„In Berlin," erzählte er, „hielt ich es nur zwei Monate aus; ich hatte niemand hier in Rom, der mir über das unglückliche Geſchöpf hätte Nachricht geben können, und ſo lebte ich in einem Zuſtand, der beinahe an Verzweiflung grenzte; nur einmal ſchrieb mir der ſächſiſche Geſandte: Der Papſt habe ſich jetzt öffentlich

für den Kapitän West erklärt, man spreche davon, daß der Preis dieser Gnade der Uebertritt des Kapitäns zur römischen Kirche seyn solle. In demselben Brief erwähnte er mit Bedauern, daß die junge Dame, die uns alle so sehr angezogen habe, die mich immer besonders auszuzeichnen geschienen, sehr gefährlich krank sey, die Aerzte zweifeln an ihrer Rettung.

„Wer konnte dies anders seyn, als die arme Louise. Diese letzte Nachricht entschied über mich. Zwar hätte ich mir denken können, daß das, was ihr der Kardinal mittheilte, Krankheit, vielleicht den Tod zur Folge haben werde; aber jetzt erst, als ich diese Nachricht gewiß wußte, jetzt erst kam sie mir schrecklich vor; ich reiste nach Rom zurück, und meine Bekannten hier haben sich nicht weniger darüber gewundert, mich so unverhofft zu sehen, als meine Anverwandten in Berlin, mich so plötzlich wieder entlassen zu müssen. Besonders die Tante konnte es mir nicht verzeihen, denn sie hatte schon den Plan gemacht, mich mit einem der Fräulein, die Sie beim Thee versammelt fanden, zu verheirathen.

„Erlassen Sie es mir, zu beschreiben, wie ich das Fräulein wieder fand! Nur eins schien diese schöne Seele zu betrüben, der Gedanke, daß West zu seiner großen Schuld noch einen Abfall von der Kirche fügen wolle. Ich lebe seitdem ein Leben voll Kummer. Ich sehe ihre Kräfte, ihre Jugend dahin schwinden, ich sehe, wie sie ein Herz voll Jammer unter einer lächelnden Miene verbirgt. Um mich zu noch thätigerem Eifer, ihr zu dienen, zu zwingen, gelobte ich, sie nicht mehr zu sprechen, bis ich von dem Kapitän erlangt hätte, daß er nicht zum

Apostaten werde, — oder bis sie mich selbst rufen lasse. Das letztere ist heute geschehen. Es scheint, sie hat Hoffnung, ich habe keine; denn er ist zu allem fähig, und Rocco hat ihn so im Netze, daß an kein Entrinnen zu denken ist."

„Aber der Fromme," fragte ich, „soll wohl der seine Bekehrung übernehmen?"

„Auf diesen Menschen scheint sie ihre Hoffnung zu gründen. Es ist ein deutscher Kaufmann, ein sogenannter Pietist, er zieht umher, um zu bekehren; doch leider muß er jedem Vernünftigen zu lächerlich erscheinen, als daß ich glauben könnte, er sey zur Bekehrung des Kapitäns berufen. Eher setze ich einige Hoffnungen auf Sie, mein Freund, wenn Sie durch die Verwandten etwas bewirken könnten; doch auch dies kommt zu spät! Wie sie sich nur um diesen Elenden noch kümmern mag?"

Viel versprach ich mir von diesem Besuch bei dem Fräulein von Palden. Was ich von ihr gesehen, von ihr gehört, hatte mir ein Interesse eingeflößt, das diese Stunde befriedigen mußte. Ich hatte mir schon lange zuvor, ehe ich sie sah, ein Bild von ihr entworfen, ich fand es, als sie mir damals in Porticus erschien, beinahe verwirklicht; nur eins schien noch zu fehlen, und auch das hatte sich jetzt bestätigt; ich dachte mir sie nämlich etwas fromm, etwas schwärmerisch, und sie mußte dies seyn, wie konnte sie sonst einem deutschen Pietisten die Heilung des Kapitän West zutrauen?

Wir wurden von der Signora Campoco und ihren Hunden freundlich empfangen; den Berliner führte sie zu ihrer Nichte, mich bat sie, in ein Zimmer zu treten,

wo ich einen Landsmann finden werde. Ich trat ein. Am Fenster stand ein langer hagerer Mann, von kaltem finsteren Aussehen. Er heftete seine Augen immer zu Boden, und wenn er sie einmal aufschlug, so glühten sie von einem trüben unsicheren Feuer. Ich machte ihm mein Compliment, er erwiederte es mit einem leichten Neigen des Hauptes und antwortete: „Gegrüßet seyst du mit dem Gruße des Friedens."

Ha! dachte ich, das ist niemand anders als der Pietist! Solche Leute sind eine wahre Augenweide für den Teufel; er weiß, wie es in ihrem Innern aussieht, und diese herrliche Charaktermaske, lächerlicher als Policinello, komischer als Pasiaglio, pathetischer als Truffaldin, und wahrer als sie alle, trifft man besonders in Deutschland, und seit neuerer Zeit in Amerika, wohin sie die Deutschen verpflanzt haben. Diese Protestanten glauben im echten Sinne des Wortes zu handeln, wenn sie gegen alles protestiren. Der Glaube der katholischen Kirche ist ihnen ein Greuel; der Papst ist der Antichrist, gegen ihn und die Türken beten sie alle Tage ein absonderliches Gebet. Nicht zufrieden mit diesem, protestiren sie gegen ihren eigenen Staat, gegen ihre eigene Kirche. Alles ist ihnen nicht orthodox, nicht fromm genug. Man glaubt vielleicht, sie selbst sind um so frömmer? O ja, wie man will. Sie gehen gesenkten Hauptes, wagen den Blick nicht zu erheben, wagen kein Weltkind anzuschauen. Ihre Rede ist: „ja, ja, nein, nein." Auf weitere Schwüre und dergleichen lassen sie sich nicht ein. Sie sind die Stillen im Lande, denn sie leben einfach und ohne Lärm für sich; doch diese selige

Ruhe in dem Herrn verhindert sie nicht, ihre Mitmenschen zu verläumden, zu bestehlen, zu betrügen. Daher kommt es, daß sie einander selbst nicht trauen. Sie vermeiden es, sich öffentlich zu vergnügen, und wer am Sonntag tanzt, ist in ihren Augen ein Ruchloser. Unter sich selbst aber feiern sie Orgien, von denen jeder andere sein Auge beschämt wegwenden würde.

Drum lacht mir das Herz, wenn ich einen Mystiker dieser Art sehe. Sie gehen still durchs Leben und wollen die Welt glauben machen, sie seyen von Anbeginn der Welt als extrafeine Sorte erschaffen und plombirt worden, und der heilige Petrus, mein lieber Cousin, werde ihnen einen nähern Weg, ein Seitenpförtchen in den Himmel aufschließen. Aber alle kommen zu mir, Separatisten, Pietisten, Mystiker, wie sie sich heißen mögen, seyen sie Kathedermänner oder Schuhmacher, alle sind in Nr. 1 und 2, sie verneinen, wenn auch nicht im Aeußern, denn sie sind Heuchler in ihrem Herzen von Anbeginn.

Ein solcher war nun der fromme Mann am Fenster. „Ihr seyd ein Landsmann von mir?“ fragte ich nach seinem Gruß, „Ihr seyd ein Deutscher?“

„Alle Menschen sind Brüder und gleich vor Gott,“ antwortete er, „aber die Frommen sind ihm ein angenehmer Geruch.“

„Da habt Ihr Recht,“ erwiederte ich, „besonders wenn sie in einer engen Stube Betstunde halten. Seyd Ihr schon lange hier in dieser gotteslästerlichen Stadt?“

Er warf einen scheuen Blick auf mich und seufzte: „O welche Freude hat mir der Herr gegeben, daß er einen Erweckten zu mir sandte! Du bist der Erste, der

mir hier saget, daß dies die Stadt der babyloniſchen H—, der Sitz des Antichriſts iſt. Da ſprechen ſie in ihrem weltlichen Sinne von dem Alterthume der Heiden, laufen umher in dieſen großen Götzentempeln und nennen alles heiliges Land, ſelbſt wenn ſie Proteſtanten ſind; aber dieſe ſind oft die Aergſten."

„Wie freut es mich, Bruder, dich gefunden zu haben. Sind noch mehrere Brüder und Schweſtern hier? Doch hier kann es nicht fehlen; in einer Gemeinde, die der Apoſtel Paulus ſelbſt geſtiftet hat, müſſen fromme Seelen ſeyn."

„Bruder, geh' mir weg mit dem Apoſtel Paulus, dem traue ich nur halb; man weiß allerlei von ſeinem früheren Leben, und nachher, da hat er ſo etwas Gelehrtes wie unſere Profeſſoren und Pfarrer; ich glaube durch ihn iſt dieſes Uebel in die Welt gekommen. Zu was denn dieſe Gelehrtheit, dieſe Unterſuchungen? ſie führen zum Unglauben. Die Erleuchtung macht's, und wenn einer nicht zum Durchbruch gekommen iſt, bleibt er ein Sünder. Ein altes Weib, wenn ſie erleuchtet iſt, kann ſo gut predigen und lehren in Iſrael als der gelahrteſte Doktor."

„Du haſt Recht, Bruder!" erwiederte ich ihm „und ich war in meinem Leben in der Seele nicht vergnügter, nie ſo heiter geſtimmt, als wenn ich einen Bruder Schuſter oder eine Schweſter Spitälerin das Wort verkündigen hörte. War es auch lauterer Unſinn, was ſie ſprach, ſo hatte ihr es doch der Geiſt eingegeben, und wir alle waren zerknirſcht. Doch ſage mir, wie kommſt du ins Haus dieſer Gottloſen."

„Bruder, in der Stadt Dresden im Sachsenland, wo es mehr Erleuchtete gibt als irgendwo, da wohnte ich neben ihrem Haus. Damals war sie ein Weltkind und lachte, wenn die Frommen am Sonntag Abend in mein Haus wandelten, um eine Stunde bei mir zu halten. Als ich nun hieher kam in dieses Sodom und Gomorra, da gab mir der Geist ein, meine Nachbarin aufzusuchen. Ich fand sie von einem Unglück niedergedrückt. Es ist ihr ganz recht geschehen, denn so straft der Herr den Wandel der Sünder. Aber mich erbarmte doch ihre junge Seele, daß sie so sicherlich abfahren soll, dorthin wo Heulen und Zähnklappern. Ich sprach ihr zu, sie ging ein in meine Lehren, und ich hoffe, es wird bei ihr bald zum Durchbruch kommen. Und da erzählte sie mir von einem Mann, den der Satan und der Antichrist in ihren Schlingen gefangen haben, und bat mich, ob ich nicht lösen könne diese Bande kraft des Geistes, der in mir wohnet. Und darum bin ich hier."

Während der fromme Mann die letzten Worte sprach, kam der Berliner mit dem Fräulein. Jener stellte mich vor, und sie fragte erröthend, ob ich mit der Familie des Kapitäns West in Mecklenburg bekannt sey. Ich bejahte es; ich hatte mit mehreren dieser Leute zu thun gehabt und gab ihr einige Details an, die sie zu befriedigen schienen.

„Der Kapitän ist auf dem Sprung, einen sehr thörichten Schritt zu thun, der ihn gewiß nicht glücklich machen kann; S. hat Ihnen wohl schon davon gesagt? und es kömmt jetzt darauf an, ihm das Mißliche eines solchen Schrittes auch von Seiten seiner Familie darzuthun."

„Mit Vergnügen; dieser fromme Mann wird uns begleiten; er ist in geistlichen Kämpfen erfahrner als ich; ich hoffe er wird sehr nützlich seyn können.“

„Es ist mein Beruf,“ antwortete der Pietist, die Augen greulich verdrehend, „es ist mein Beruf, zu kämpfen, so lange es Tag ist. Ich will setzen meinen Fuß auf den Kopf der Schlange und will ihr den Kopf zertreten wie einer Kröte; so eben ist der Geist in mich gefahren. Ich fühle mich wacker wie ein gewappneter Streiter; lieben Brüder, lasset uns nicht lange zaudern, denn die Stunde ist gekommen; Sela!“

„Gehen wir!“ sagte der Berliner; „seyn Sie versichert, Louise, daß Freund Stobelberg und ich Alles thun werden, was zu Ihrer Beruhigung dienen kann. Fassen Sie sich, sehen Sie muthig, heiter in die Zukunft, die Zeit bringt Rosen.“

Das schöne bleiche Mädchen antwortete durch ein Lächeln, das sie einem wunden Herzen mühsam abgezwungen hatte. Wir gingen, und als ich mich in der Thüre umwandte, sah ich sie heftig weinen.

Wir drei gingen ziemlich einsylbig über die Straße; der Pietist, vom Geiste befallen, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und verzog sein Gesicht, rollte seine Augen wie ein Hierophant. Der Berliner schien an dem guten Erfolg unseres Beginnens zu zweifeln und ging sinnend neben mir her; ich selbst war von dem Anblick der stillen Trauer jenes Mädchens, ich möchte sagen, beinahe gerührt; ich dachte nach, wie man es möglich machen könnte, sie der Schwärmerei zu entreißen, sie dem Leben, der Freude wiederzugeben; denn

so gerne ich ihr den Himmel und alles Gute wünschte, so schien sie mir doch zu jung und schön, als daß sie jetzt schon auf eine etwas langweilige Seligkeit spekuliren sollte. Durch den Berliner schien ich dies am besten erreichen zu können, besser vielleicht noch durch Kapitän West, der mir ohnedies verfallen war; doch zweifelte ich, ob man ihn noch von der Spanierin werde losmachen können.

Auf der Hausflur des Kapitäns ließ uns der Pietist vorangehen, weil er hier beten und unsern Ein- und Ausgang segnen wolle. Doch, o Wunder! als wir uns umsahen, nahm er nach jedem Stoßseufzer einen Schluck aus einem Fläschchen, das seiner Farbe nach einen guten italienischen Liqueur enthalten mußte. Ha! jetzt muß der Geist erst recht über ihn kommen, dachte ich, jetzt kann es nicht fehlen, er muß mit großer Begeisterung sprechen.

Der Kapitän empfing uns mit einer etwas finsteren Stirne. Der Berliner stellte uns ihm vor, und sogleich begann der Pietist, vom Geist getrieben, seinen Sermon.

Er stellte sich vor den Kapitän hin, schlug die Augen zum Himmel und sprach: „Bruder! was haben meine Ohren von dir vernommen? so ganz hat dich der Teufel in seinen Klauen, daß du dich dem Antichrist ergeben willst, daß du absagen willst der heiligen christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen? Sela. Aber da sieht man es deutlich. Wie heißt es Sirach am 9ten im dritten Vers? He? Fliehe die Buhlerin, daß du nicht in ihre Stricke fallest.“ —

„Zu was soll diese Komödie dienen, Herr von S.?“ sprach der Kapitän gereizt. „Ich hoffe, Sie sind nicht gekommen, mir in meinem Zimmer Sottisen zu sagen.“

„Ich wollte Sie mit Herrn von Stobelberg, der Ihre Familie kennt, besuchen; da ließ sich dieser fromme Mann, der gehört hat, daß Sie übertreten wollen, nicht abhalten, uns zu begleiten.“

„Große Ehre für mich; geben Sie sich aber weiter keine Mühe, denn“ —

„Höret, höret, wie er den Herrn lästert, in dessen Namen ich komme!“ schrie der Pietist, „der Antichrist krümmet sich in ihm wie ein Wurm und der Teufel sitzt ihm auf der Zunge. O warum habt Ihr Euch blenden lassen von Weltehre? Was sagt derselbe Sirach? Laß dich nicht bewegen von dem Gottlosen in seinen großen Ehren; denn du weißt nicht, wie es ein Ende nehmen wird. — Wisse, daß du unter den Stricken wandelst, und gehest auf eitel hohen Spitzen!“

„Sie kennen meine Familie, Herr von Stobelberg? Sind Sie vielleicht selbst ein Landsmann aus Mecklenburg?“

„Nein, aber ich kam viel in Berührung mit Ihrer Familie, und bin mit einigen Gliedern derselben sehr nahe liirt. So zum Beispiel mit Ihrem Onkel F., mit Ihrer Tante W., mit Ihrem Schwager Z.“

„Wie? der Satan hat ihm die Ohren zugeleimt!“ rief der fromme Protestant, als sein abtrünniger Bruder ihn völlig ignorirte. „Auf, ihr Brüder, ihr Streiter des Herrn, lasset uns ein geistliches Lied singen,

vielleicht hilft es.“ Er drückte die Augen zu und fing an, mit näselnder zitternder Stimme zu singen:

„Herr, schütz uns vor dem Antichrist,
Und laß uns doch nicht fallen;
Es streckt der Papst mit Hinterlist
Nach uns die langen Krallen;
Und laß dich erbitten,
Vor den Jesuiten
Und den argen Missionaren
Wolleſt gnädig uns bewahren.

Sie sind des Teufels Knechte all,
Nur wir sind fromme Seelen;
Wir kommen in des Himmels Stall,
Uns kann es gar nicht fehlen;
Denn nach kurzem Schlafe
Zieh'n wir frommen Schafe
In den Pferch, für uns bereitet,
Wo der Hirt die Schäflein weidet.

Dort scheidet er die Böcke aus“ —

Man kann eben nicht sagen, daß der Fromme wie eine Nachtigall sang, aber komisch genug war es anzusehen, wie er vom Geist getrieben, dazu agirte. Auf den Wangen des Kapitäns wechselte Scham und Zorn, und man war ungewiß, ob er mehr über die Unverschämtheit dieses Proselytenmachers staunte, oder mehr über den Inhalt der frommen Hymne erbost sey. Als der Pietist nach einem tiefen Seufzer den dritten Vers anhub, ging die Thüre auf, und die hohe majestätische Gestalt des Kardinals Rocco trat ein. Er war angethan mit einem weißen faltenreichen Gewand, und der Purpur, der über seine Schultern herabfloß, gab ihm etwas Erhabenes, Fürstliches. Er übersah uns mit gebietendem Blick, und

die Rechte, die er ausstreckte, mochte vielleicht den ehrwürdigen Kuß eines Gläubigen erwarten.

Der Kapitän war in sichtbarer Verlegenheit; er fühlte, daß der Kardinal uns den Protestantismus sogleich anriechen, daß es ihn erzürnen werde, seinen Katechumenen in so schlechter Gesellschaft zu sehen. Er nannte der Eminenz unsere Namen; doch als er Herrn v. S. erblickte, trat er erschrocken einen Schritt zurück und flüsterte dem Frater Piccolo in der violetten Kutte zu: „das ist wohl der Teufel, den du im Traume gesehen?"

Piccolo antwortete mit drei Kreuzen, die er ängstlich auf seinen Leib zeichnete, und der Kardinal fing an, leise einige Stellen aus dem Exorcismus zu beten. Während dieser Scene hatte sich der fromme Kaufmann, dem das Wort auf der Lippe stehen geblieben war, wieder erholt; er betrachtete die imponirende Gestalt dieses Kirchenfürsten, doch schien sie ihm nicht mehr zu imponiren, nachdem er bei sich zu dem Resultate gelangt war, daß nur ein frommer protestantisch-mystischer Christ zur Seligkeit gelangen könne. Er hub im heulenden Predigerton auf Italienisch an: „Siehe da, ein Sohn der Babylonischen, ein Nepote des Antichrists. Er hat sich angethan mit Seide und Purpur, um eure armen Seelen zu verlocken. Hebe dich weg, Satanas!"

„Ist der Mensch ein Narr?" fragte der Kardinal, indem er näher trat und den Prediger ruhig und groß anschaute. „Piccolo, merke dir diesen Menschen, wir wollen ihn im Spital versorgen."

Der Pietist gerieth in Wuth: „Baalspfaffe, Götzendiener, Antichrist!" schrie er, „du willst mich ins Spital

thun? Ha, jetzt kommt der Geist erst recht über mich! Ich will barmherzig seyn mit dir, Sodomiter! ich will dich lehren die Hauptstücke der Religion, daß du deine ketzerischen Irrthümer einsehest. Aber zuvor ziehe sogleich den Purpur ab! zu was soll dieser Flitter dienen? Meinst du, du gefallest dem Herrn besser, wenn du violette Strümpfe anhast? O du Thor! das sind die eiteln Lehren des Antichrist, des Drachen, der auf dem Stuhle sitzt; in Sack und Asche mußt du Buße thun."

Jetzt glühte Rocco's Auge vor Wuth, seine Stirne zog sich zusammen, seine Wangen glühten: „Jetzt sehe ich, Kapitän," rief er, „was Euch so lange zögern macht! Ihr haltet Zusammenkünfte mit diesen wahnsinnigen Ketzern, die Euch in Eurem Aberglauben bestärken. Ha, bei der heiligen Erde! Ihr habt uns tief gekränkt."

„Herr Kardinal!" fiel ihm Herr von S. in die Rede, „ich bitte, uns nicht alle in eine Klasse zu werfen; wenn jener Mann dort den Trieb in sich fühlt, alle Welt zu bekehren, so können wir ihn nicht daran verhindern; doch meine ich, man habe sich nicht darüber zu beklagen, denn Ew. Eminenz wissen, daß es gleichsam nur Repressalien für die Missionen und die Jesuiterei sind, mit welcher man gegenwärtig alle Welt überschwemmt."

Jetzt war der rechte Zeitpunkt, die Leutchen zu hetzen; jetzt galt es, sie zu verwickeln, um sie nachher desto länger trauern zu lassen. „Herr von S.," sagte ich, „der Herr Kapitän will, denke ich, durch sein Schweigen beweisen, daß er seiner Eminenz Recht gebe. Zwar schließt mich mein Bewußtseyn von den wahnsinnigen Ketzern aus, ich mache keine Proselyten, ich

unterrichte niemand in der Religion; aber Ihrer werthen Familie in Mecklenburg werde ich bei meiner Rückkehr sagen können" —

„Stille!" rief der Pietist mit feierlicher Stimme: „Bruder, Mann Gottes, willst du dich so versündigen, mit dem Baalspfaffen zu rechten? Er geht einher wie ein Pharisäer, aber es wäre ihm besser, ein Mühlstein hinge an seinem Hals, und er würde ertränkt, wo es am tiefsten ist."

Hüte dich, einen Pfaffen zu beleidigen, ist ein altes Sprüchwort, und der Kapitän mochte auch so denken; ich sah, daß Beschämung vor uns, von Rocco wie ein Schulknabe behandelt zu werden, und die Furcht ihn zu beleidigen, in seinem Gesicht kämpfte.

„Ich muß Ihren Irrthum berichtigen, Eminenz," entgegnete er; „diesen Mann hier kenne ich nicht, und er kann sich auch entfernen, wann er will, denn seine schwärmerischen Reden sind mir zum Ekel; aber über diese Herren hier haben Sie eine ganz falsche Ansicht. Herr von Stobelberg bringt mir Nachrichten von meiner Familie, Herr von S. besucht mich. Ich weiß nicht, welche böswliche Absicht Sie darein legen wollen."

Weit entfernt, den Kardinal durch diese Worte zu besänftigen, brachte er ihn nur noch mehr auf, doch bezähmte er laute Ausbrüche des Zorns, und seine stille Wuth wurde nur in kaltem Spott sichtbar: „Ja, ich habe mich freilich höchlich geirrt," sagte er lächelnd, „und bitte um Verzeihung, meine Herren. Ich dachte, ihr Besuch betreffe religiöse Gegenstände, doch nun merke ich, daß es friedlichere Absichten sind, was sie herführt.

Herr von S. wird wahrſcheinlich den Herrn Kapitän wieder in die ſüßen Feſſeln des deutſchen Fräuleins legen wollen? Trefflich! ob auch eine andere Dame darüber ſterben wird, es iſt ihm gleichgültig; ich bewundere nebenbei auch Ihre Gutmüthigkeit, Capitano, daß ſie ſich von demſelben Mann zurückführen laſſen, der Sie ſo geſchickt aus dem Sattel hob!"

Zu welch ſonderbaren Sprüngen ſteigert doch den Sterblichen die Beſchämung. Gefühl des Unrechts, wirkliche Beleidigung, Zorn, alle Leidenſchaften ſeiner Seele hätten den Kapitän wohl nicht ſo außer ſich gebracht, als das Gefühl der Schaam, vor deutſchen Männern von einem römiſchen Prieſter ſo verhöhnt zu werden. „Die Achtung, Signor Rocco," ſagte er, „die Achtung, die ich vor Ihrem Gewand habe, ſchützt mich, Ihnen zu erwiedern, was Sie mir in meinem Zimmer über mich geſagt haben. Ich kenne jetzt Ihre Anſichten über mich hinlänglich, und wundere mich, wie Sie ſich um meine arme Seele ſo viele Mühe geben wollten. Dieſem Herrn, der, wie Sie ſagten, mich aus dem Sattel hob, werde ich folgen; doch wiſſen Sie, daß, was er gethan hat, mit meiner Zuſtimmung geſchah. Ich werde ihm folgen, obgleich es zuvor gar nicht in meiner Abſicht lag, nur um Ihnen zu zeigen, daß weder Ihr Spott, noch Ihre Drohungen auf mich Eindruck machen; und wenn Sie ein andermal wieder einen Mann meiner Art unter der Arbeit haben, ſo rathe ich Ihnen, Ihren Spott oder Zorn zurückzuhalten, bis er im Schooße der Kirche iſt."

Das reiche roſige Antlitz Rocco's war ſo weiß geworden, als ſein ſeidenes Gewand. „Geben Sie ſich keine

Mühe," entgegnete er, „mir zu beweisen, wie wenig man an einem seichten Kopf Ihrer Art verliert. Glauben Sie mir, die Kirche hat höhere Zwecke, als einen Kapitän West zu bekehren" —

„Wir kennen diese schönen Zwecke!" rief der Berliner mit sehr überflüssigem Protestantismus, „Ihre Plane sind freilich nicht auf einen Einzelnen gerichtet, sie gehen auf uns arme Seelen alle. Sie möchten gar zu gerne unser ganzes Vaterland und England und alles, was noch zum Evangelium hält, unter den heiligen Pantoffel bringen. Aber Sie kommen hundert Jahre zu spät oder zu früh; noch gibt es, Gott sey Dank, Männer genug in meinem Vaterlande, die lieber des Teufels seyn wollen, als den heiligen Stuhl anbeten."

„Bringe mir meinen Hut, Piccolo!" sagte der Priester sehr gelassen. „Ihnen, mein Herr von S., danke ich für diese Belehrung; doch lag uns an dem dummen Deutschen wenig. Es liegt ein sicheres Mittel in der Erbärmlichkeit Ihrer Nation und in Ihrer Nachahmungssucht. Ich kann Sie versichern, wenn man in Frankreich recht fromm wird, wenn England über kurz oder lang zur alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt, dann werden auch die ehrlichen Deutschen nicht mehr lange protestiren. Drum leben Sie wohl, mein Herr, auf Wiedersehn." Die Züge des Kardinals hatten etwas Hohes, Gebietendes, das mir beinahe nie so sichtbar wurde, als in diesem Moment. Ich mußte gestehen, er hatte sich gut aus der Sache gezogen und verließ als Sieger die Wahlstatt. Frater Piccolo setzte ihm den rothen Hut auf, ergriff die Schleppe seines Talars, und, mit Anstand

und Würde grüßend, ſchritt der Kardinal aus dem Zimmer.

Der Berliner fühlte ſich beſchämt und ſprach kein Wort; der Pietiſt murmelte Stoßgebetlein und war augenſcheinlich düpirt, denn der Streit ging über ſeinen Horizont, an welchem nur die Ideen von dem Antichriſt, dem Drachen auf dem Stuhl des Lammes, dem Baalspfaffen, der babyloniſchen Dame, dem ewigen Höllenpfuhl und dem Paradiesgärtlein, in lieblichem Unſinn verſchlungen, ſchwebten.

Dem Kapitän ſchien übrigens nicht gar wohl bei der Sache zu ſeyn. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß er von Donna Ines und dieſem Prieſter bedeutende Vorſchüſſe empfangen habe, die er nicht zahlen konnte; es war zu erwarten, daß ſie ihn von dieſer Seite bald quälen würden, und ich freute mich ſchon vorher, zu ſehen, was er dann in der Verzweiflung beginnen werde. Auch zu dieſem Auftritt hatte ihn ſein Leichtſinn verleitet, denn hätte er bedacht, was für Folgen für ihn daraus entſtehen können, — er hätte ſich von falſcher Schaam nicht ſo blindlings hinreißen laſſen. Der Berliner fuhr übrigens bei dieſer Partie eben ſo ſchlimm. Ich wußte wohl, daß er die Hoffnung auf Louiſens Beſitz nicht aufgegeben hatte, daß er ſie mächtiger als je nährte, da ſie ihn heute hatte rufen laſſen; ich wußte auch, daß ſie den Kapitän nicht gerade zu ſich zurückwünſchte, ſondern ihn nur nicht katholiſch wiſſen wollte; ich wußte, daß ſie dem Berliner vielleicht bald geneigt worden wäre, weil ſie ſah, mit welchem Eifer er ſich um ſie bemühe; und jetzt hatte der Kapitän vor uns allen

ausgeſprochen, daß er das Fräulein wiederſehen wolle; und ſo war es.

„Es iſt mein voller Ernſt, Herr von S.," ſagte er, „ich ſehe ein, daß ich mich dieſen unwürdigen Verbindungen entreißen muß. Können Sie mir Gelegenheit geben, das Fräulein wiederzuſehen und ihre Verzeihung zu erbitten?"

„Ich weiß nicht, wie Fräulein von Palden darüber denkt," antwortete der junge Mann etwas verſtimmt und finſter; „ich glaube nicht, daß nach dieſen Vorgängen" —

„O, ich habe die beſte Hoffnung!" rief jener, „ich kenne Louiſens gutes Herz und kann nicht glauben, daß ſie aufgehört habe, mich zu lieben. Hören ſie einen Vorſchlag. Signora Campoco hat einen Garten an der Tiber; bitten Sie das Fräulein, mit ihrer Tante heute Abend dort hin zu kommen. Ich will ſie ja nicht allein ſehen, ſie alle können zugegen ſeyn; ich will ja nichts als Vergebung leſen in ihren Augen, ein Wort von ihr ſoll mir genug ſeyn, um mich mit mir ſelbſt und mit dem Himmel zu verſöhnen. Ach, wie ſchmerzlich fühle ich meine Verirrungen!"

„Gut, ich will es ſagen," erwiederte der Berliner, indem er mit Mühe nach Faſſung rang. „Soll ich Ihnen Antwort bringen?"

„Iſt nicht nöthig, wenn Sie keine Antwort bringen, bin ich um ſechs Uhr als reuiger Sünder im Garten an der Tiber."

Ich geſtehe, der Berliner hatte ein ſonderbares Geſchick. Das Verhängniß zog ihn in dieſe Verhältniſſe,

seine Gestalt, sein Gesicht, zufällig dem Kapitän West sehr ähnlich, bringt ihm Glück und Unglück; es zieht ihn in die Nähe des Mädchens, er lernt ihr Schicksal kennen, er sieht sie leiden, er leidet mit ihr; die Zeit, die alle Wunden heilt, bewirkt endlich, daß sie den Kapitän vielleicht nicht mehr so sehnlich zurückwünscht; sie will nur, daß er jenen Schritt nicht thue, den sie für einen thörichten hält; sich selbst unbewußt, gibt sie dem armen S. Hoffnungen; er glaubt sie errungen zu haben durch die vielen Bemühungen um ihre Wahl, und jetzt muß er den gefährlichen Nebenbuhler, einen Mann, den er verachtet, zu ihr zurückführen!

Ich war begierig auf diesen Abend; der Berliner hatte mir gesagt, daß sie einwillige, ihn, von Signora Campoco begleitet, zu sehen. Sie hatte ihn eingeladen, zugegen zu seyn, und er bat mich, ihn zu begleiten, weil er diese Scene allein nicht mit ansehen könne.

Als ich seiner Wohnung zuging, trat mir auf einmal Frater Piccolo in den Weg, mit der Frage, wo er wohl den Kapitän finden könnte? Ich forschte ihn aus, zu welchem Zweck er wohl den Kapitän suche, und er sagte mir ohne Umschweife, daß er ihm von dem Kardinal einen Schuldschein auf fünftausend Scudi zu überreichen habe, die jener zwölf Stunden nach Sicht bezahlen müsse. „Wertheſter Frater Piccolo," erwiederte ich ihm, „das Sicherste ist, Ihr bemühet Euch nach sechs Uhr in den Garten der Signora Campoco, welcher an der Tiber gelegen; dort werdet Ihr ihn finden, dafür stehe ich Euch." Er dankte und ging weiter. Daß er diese Nachricht dem Kardinal, vielleicht auch Donna

Ines mittheilen werde, glaubte ich voraussetzen zu dürfen. Fünftausend Scudi, zwölf Stunden nach Sicht! sagte ich zu mir, ich will doch sehen, wie er sich heraushilft.

Den armen Berliner traf ich sehr niedergeschlagen. Er schien zu fühlen, daß seine Hoffnungen auf ewig zerstört seyen; doch nicht nur dies Gefühl war es, was ihn unglücklich machte; er fürchtete, Louise werde nicht auf die Dauer glücklich werden. „Dieser West," rief er, „ist es nicht immer wieder Leichtsinn, was ihn zu uns, zu ihr zurückführt! Wie leicht ist es möglich, wenn einmal die Reue über ihn kommt, die Spanierin so unglücklich gemacht zu haben, wie leicht ist es möglich, daß er auch Louisen wieder verläßt!"

Ja, dachte ich, und wenn erst das Wechselchen anlangt und er nicht zahlen kann, und wenn ihn Donna Ines mit den funkelnden Augen sucht und bei der Fremden findet, und wenn erst der Kardinal seine Künste anwendet. Die Schule der Verzweiflung hat er noch nicht ganz durchgemacht. Aber auch das Fräulein, hoffe ich, wird jetzt aufthauen und ihre Hülfe zu kleinen Teufeleien und Höllenkünsten nehmen und der gute Berliner soll wohl auch bekannter mit mir werden müssen!

Wir gingen hinaus an die Tiber zum verhängnißvollen Garten der Signora Campoco. Unterwegs sagte mir der junge Mann, das Fräulein sey ihm unbegreiflich. Als er ihr die Nachricht gebracht, wie sich im Hause des Kapitäns auf einmal alles so sonderbar, wie durch eine höhere Leitung, gefügt habe, wie West nicht nur zur protestantischen Kirche zurücktreten, sondern auch als

reuiger Sünder zu ihr zurückkehren wolle, da sey, so sehr sie ihn zuvor angeklagt, ein seliges Lächeln auf ihren schönen Zügen aufgegangen. Sie habe geweint vor Freude, sie habe mit tausend Thränen ihre Tante dazu vermocht, uns in ihrem Garten zu empfangen. Und dennoch sey sie jetzt nicht mehr recht heiter; eine sonderbare Befangenheit, ein Zittern banger Erwartung habe sie befallen, sie habe ihm gestanden, daß sie der Gedanke an den Fluch ihres Vaters, wenn sie je die Gattin des Kapitäns werde, immer verfolge. Es sey, als liege eine schwarze Ahnung vor ihrer sonst so kindlich frohen Seele, als fürchte sie, trotz der Rückkehr des Geliebten, dennoch nicht glücklich zu werden.

Unter den Klagen des Berliners, unter seinen Beschuldigungen gegen das ganze weibliche Geschlecht hatten wir uns endlich dem Garten genähert. Er lag, von Bäumen umgeben, wie ein Versteck der Liebe. Signora Campoco empfing uns mit ihren Hündlein aufs freundlichste; sie erzählte, daß sie das deutsche Geplauder der Versöhnlichkeiten nicht mehr länger habe hören können, und zeigte uns eine Laube, wo wir sie finden würden. Erröthend, mit glänzenden Augen, Verwirrung und Freude auf dem schönen Gesicht, trat uns das Fräulein entgegen. Der Kapitän aber schien mir ernster, ja es war mir, als müßte ich in seinen scheuen Blicken eine neue Schuld lesen, die er zu den alten gefügt.

Dem Berliner war wohl das Schmerzlichste der feurige Dank, den ihm das schöne Mädchen für seine eifrigen Bemühungen ausdrückte. Sie umfing ihn, sie nannte ihn ihren treuesten Freund, sie bot ihm ihre

Lippen, und er hat wohl nie so tief als in jenem Augenblick gefühlt, wie die höchste Lust mit Schmerz sich paaren könne. Mir, ich gestehe es, war diese Scene etwas langweilig; ich werde daher die nähere Beschreibung davon nicht in diese Memoiren eintragen, sondern als Surrogat eine Stelle aus Jean Pauls Flegeljahren einschieben, die den Leser weniger langweilen dürfte: „Selige Stunden, welche auf die Versöhnung der Menschen folgen! Die Liebe ist wieder blöde und jungfräulich, der Geliebte neu und verklärt, das Herz feiert seinen Mai und die Auferstandenen vom Schlachtfelde begreifen den vorigen vergessenen Krieg nicht.“ So sagt dieser große Mensch, und er kann Recht haben, aus Erfahrung; ich habe, seit sich der Himmel hinter mir geschlossen, nicht mehr geliebt und mit der Versöhnung will es nicht recht gehen.

Bei jener ganzen Scene ergötzte ich mich mehr an der Erwartung, als an der Gegenwart. Wenn jetzt mit einem Mal, dachte ich mir, Frater Piccolo durch die Bänme herbei käme, um seinen Wechsel honoriren zu lassen, — welche Angst, welcher Kummer bei dem Kapitän, welches Staunen, welcher Mißmuth bei dem Fräulein! Ich dachte mir allerlei dergleichen Möglichkeiten, während die andern in süßem Geplauder mit vielen Worten nichts sagten — da hörte ich auf einmal das Plätschern von Rudern in der Tiber. Es war nach sechs Uhr, es war die Stunde, um welche ich Frater Piccolo hieher bestellt hatte; wenn er es wäre! — Die Ruderschläge wurden vernehmlicher, kamen näher, weder die Liebenden noch der Berliner schienen es zu hören.

Jetzt hörte man nur noch das Rauſchen des Fluſſes, die Barke mußte ſich in der Nähe ans Land gelegt haben. Die Hunde der Signora ſchlugen an, man hörte Stimmen in der Ferne, es rauſchte in den Bäumen, Schritte kniſterten auf dem Sandweg des Gartens, ich ſah mich um — Donna Ines und der Kardinal Rocco ſtanden vor uns.

Louiſe ſtarrte einen Augenblick dieſe Menſchen an, als ſehe ſie ein Gebild der Phantaſie. Aber ſie mochte ſich des Kardinals aus einem ſchrecklichen Augenblick erinnern, ſie ſchien den Zuſammenhang zu begreifen, ſchien zu ahnen, wer Ines ſey, und ſank lautlos zurück, indem ſie die ſchönen Augen und das erbleichende Geſicht in den Händen verbarg. Der Kapitän hatte den Kommenden den Rücken zugekehrt und ſah alſo nicht ſogleich die Urſache von Louiſens Schrecken. Er drehte ſich um, er begegnete zornſprühenden Blicken der Donna, die dieſe Gruppe muſterte, er ſuchte vergeblich nach Worten; das Gefühl ſeiner Schande, die Angſt, die Verwirrung ſchnürten ihm die Kehle zu.

„Schändlich!“ hub Ines an, „ſo muß ich dich treffen? Bei deiner deutſchen Buhlerin verweileſt du und vergißt, was du deinem Weibe ſchuldig biſt? Ehrvergeſſener! ſtatt meine Ehre, die du mir geſtohlen, durch Treue zu erſetzen, ſtatt mich zu entſchädigen für ſo großen Jammer, dem ich mich um deinetwillen ausgeſetzt habe, ſchwelgſt du in den Armen einer andern?“

„Folget uns, Kapitän Weſt!“ ſagte der Kardinal ſehr ſtrenge, „es iſt Euch nicht erlaubt, noch einen Augenblick hier zu verweilen. Die Barke wartet. Gebt

der Donna Euren Arm und verlaſſet dieſe ketzeriſche Geſellſchaft."

„Du bleibſt!" rief Louiſe, indem ſie ihre ſchönen Finger um ſeinen Arm ſchlang und ſich gefaßt und ſtolz aufrichtete; „ſchicke dieſe Leute fort. Du haſt ja noch ſo eben dieſe Abenteuerin verſchworen. Du zauberſt? Monſignor, ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht gibt, in dieſen Garten zu dringen; haben Sie die Güte, ſich mit dieſer Dame zu entfernen."

„Wer mir das Recht gibt, junge Ketzerin?" entgegnete Rocco, „dieſe ehrwürdige Frau Campoco; ich denke, ihr gehört der Garten, und es wird Sie nicht beläſtigen, wenn wir hier verweilen."

„Ich bitte um Euren Segen, Eminenz!" ſagte, ſich tief verneigend, Signora Campoco; „wie möget Ihr doch ſo ſprechen? Meinem geringen Garten iſt heute Heil widerfahren, denn heilige Gebeine wandeln darin umher!"

„Nicht gezaubert, Kapitän!" rief der Kardinal, „werfet den Satan zurück, der Euch wieder in den Klauen hat; folget uns, wohin die Pflicht Euch ruft. — Ha! Ihr zaubert noch immer, Verräther? Soll ich," fuhr er mit höhniſchem Lächeln fort, „ſoll ich Euch etwa dies Papier vorzeigen? Kennt Ihr dieſe Unterſchrift? Wie ſteht es mit den fünftauſend Scudi, verehrter Herr? ſoll ich Euch durch die Wache abholen laſſen?" —

„Fünftauſend Scudi?" unterbrach ihn der Berliner, „ich leiſte Bürgſchaft, Herr Kardinal, ſichere Bürgſchaft."

„Mit nichten!" antwortete er mit großer Ruhe, „Ihr ſeyd ein Ketzer, haeretico non servanda fides;

Ihr könnet leicht eben ſo denken und mit der Bürgſchaft in die Weite gehen. Nein! — Piccolo, ſende einen der Schiffer in die Stadt: man ſolle die Wache holen."

„Um Gottes willen, Otto! was iſt das?" rief Louiſe, indem ihr Thränen entſtürzten. „Du wirſt dich doch nicht dieſen Menſchen ſo ganz übergeben haben? O Herr! nur eine Stunde geſtattet Aufſchub, mein ganzes Vermögen ſoll Euer ſeyn; mehr, viel mehr will ich Euch geben, als Ihr fordert."

„Meinſt du, ſchlechtes Geſchöpf!" fiel ihr die Spanierin in die Rede, „meinſt du, es handle ſich hier um Gold? Mir, mir hat er ſeine Seele verpfändet; er hat mich gelockt aus den Thälern meiner Heimath, er hat mir ein langes ſeliges Leben in ſeinen Armen vorgeſpiegelt, er hat mich betrogen um dieſe Seligkeit; du — du häſt mich betrogen, deutſche Dirne! aber ſehe zu, wie du es einſt vor den Heiligen verantworten kannſt, daß du dem Weib den Gatten raubſt, den Kindern, den armen Würmern, den Vater!"

„Ja, das iſt dein Fluch, alter Vater!" ſagte Louiſe, von tiefer Wehmuth bewegt, „das iſt dein Fluch, wenn ich je die Seine würde; er nahet ſchnell! Ich hätte dir ihn entriſſen, unglückliches Weib? Nein, ſo tief möchte ich nicht einmal dich verachten. Er kannte mich längſt, ehe er dich nur ſah, und die Treue, die er dir ſchwur, hat er mir gebrochen!"

„Von dieſer Sünde werden wir ihn abſolviren," ſprach der Kardinal; „ſie iſt um ſo weniger drückend für ihn, als Ihr ſelbſt, Signora, mit einem anderen, der hier neben ſitzt, in Verhältniſſen waret. Zaudere nicht

mehr, folge uns; bei den Gebeinen aller Heiligen, wenn du jetzt nicht folgst, wirst du sehen, was es heiße, den heiligen Vater zu verhöhnen!"

Der Kapitän war ein miserabler Sünder. So wenig Kraft, so wenig Entschluß! Ich hätte ihn in den Fluß werfen mögen; doch es mußte zu einem Resultate kommen, drum schob ich schnell ein paar Worte ein: „Wie? was ist dies für ein Geschrei von Kindern?" rief ich erstaunt, „es wird doch kein Unglück in der Nähe geben?"

„Ha, meine Kinder!" weinte die Spanierin, „o weinet nur, ihr armen Kleinen, der, der euch Vater seyn sollte, hat Erz in seiner Brust. Ich gehe, ich werfe sie in die Tiber und mich mit ihnen; so ende ich ein Leben, das du, Verfluchter, vergifteteſt!"

Sie rief es und wollte nach der Tiber eilen; doch das Fräulein faßte ihr Gewand; bleich zum Tod, mit halbgeschlossenen Augen, führte sie Donna Ines zu dem Kapitän und stürzte dann aus der Laube. Ich selbst war einige Augenblicke im Zweifel, ob sie nicht denselben Entschluß ausführen wollte, den die Donna für sich gefaßt; doch der Weg, den sie einschlug, führte tiefer in den Garten, und sie wollte wohl nur diesem Jammer entgehen. Der Berliner aber lief ihr ängstlich nach, und als sich auch der Kapitän losriß, ihr zu folgen, stürzte die ganze Gesellschaft, der Kardinal, ich und Signora Campoco in den Garten.

Wir kamen zu ihnen, als eben Louise erschöpft und ohnmächtig zusammensank. S. fing sie in seine Arme auf und trug die theure Last nach einer Bank. Dort

wollte ihn der Kapitän verdrängen, er wollte vielleicht seinen Entschluß zeigen, nur ihr anzugehören; er glaubte heiligere Rechte an sie zu haben, und entfernte den Arm des jungen Mannes, um den seinigen unterzuschieben.

Doch dieser, ergriffen von Liebe und Schmerz, aufgeregt von der Scene, die wir gesehen, stieß den Kapitän zurück. „Fort mit dir!“ rief er, „gehe zu den Pfaffen und Ehebrechern, zu Schurken deines Gelichters. Du hast deine Rolle künstlich gespielt; um diese Blume zu pflücken, mußtest du dich den Armen jenes hergelaufenen Weibes noch einmal entreißen. Hinweg mit dir, du Ehrloser!“

„Was sprechen Sie da?“ schrie der Kapitän schäumend; es mochte in der Rede des jungen Mannes etwas liegen, was als Wahrheit um so beißender war. „Welche Absichten legen Sie mir unter? was hätte ich gethan? erklären Sie sich deutlicher!“

„Jetzt hast du Worte, Schurke! aber als dieser Engel zu dir flehte, da hatte deinen Mund die Schande verschlossen. Rühre sie nicht an, oder ich schlage dich nieder.“

„Das kann dir geschehen!“ entgegnete jener, und einem Blitze gleich fuhr er mit etwas Glänzendem aus der Tasche nach der Brust des jungen Mannes. — In Spanien lernt man gut stoßen. Der Berliner hatte einen Messerstich in der Brust und sank, ohne das Haupt der Geliebten zu lassen, in die Knie.

Jetzt wird der tapfere Hauptmann gewiß katholisch! war mein Gedanke, als das Herzblut des jungen

Mannes hervorſtrömte; jetzt wird er ſich bergen im Schooße der Kirche! Und es ſchien ſo zu kommen, denn willenlos ließ ſich der Kapitän von Ines und dem Kardinal wegführen, und die Barke ſtieß vom Lande.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall erſchien jener glorreiche Tag, an welchem der Papſt vor dem verſammelten Volk mir, dem Teufel, alle Seelen der Ketzer übermacht; ich habe zwar durch dieſe Anweiſung noch nie eine erhalten und weiß nicht, ob ſeine Heiligkeit fallirt haben und nun auf der Himmelsbörſe keine Geſchäfte mehr machen, alſo wenig Einfluß auf das Steigen und Fallen der Seelen haben, oder ob vielleicht dieſe Verwünſchung nur zur Vermehrung der Rührung dient, um den Wirthen und Gewerbsleuten in Rom auf verſteckte Weiſe zu verſtehen zu geben, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen ſollen, den Beutel der Engländer, Schweden und Deutſchen zu ſchröpfen, da ihre Seelen doch einmal verloren ſeyen.

An einem ſolchen Tage pflegt ganz Rom zuſammenzuſtrömen, beſonders die Weiber kommen gerne, um die Ketzer im Geiſte abfahren zu ſehen. Man drängt und ſchlägt ſich auf dem großen Platz, man haſcht nach dem Anblick des heiligen Vaters, und wenn er den heiligen Bannſtrahl herabſchleudert, durchzückt ein mächtiges Gefühl jedes Herz und alle ſchlagen an die Bruſt und ſprechen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie dieſer einer.“ An dieſem Tage aber hatte das Feſt noch eine ganz beſondere Bedeutung; man ſprach nämlich in allen Cirkeln, in allen Kaffeehäuſern, auf allen Straßen davon, daß

ein berühmter tapferer ketzerischer Offizier an diesem Tage sich taufen lassen wolle. Dieser Offizier machte seine Grade erstaunlich schnell durch. Am Montag hieß es, er sey Kapitän, am Dienstag er sey Major, am Mittwoch war er Obrist, und wenn man am Donnerstag frühe ein schönes Kind auf der Straße anhielt, um zu fragen, wohin es so schnell laufe, konnte man auf die Antwort rechnen: „Ei, wisset Ihr nicht, daß zur Ehre Gottes ein General der Ketzer sich taufen läßt und ein guter Christ wird, wie ich und Ihr?“

Wer der berühmte Täufling war, werden die Leser meiner Memoiren leicht errathen. Endlich, endlich war er abgefallen! Sie hatten ihn wohl nach der Scene in Signora's Garten so lange und heftig mit Vorwürfen, Bitten, Drohungen, Versprechungen und Thränen bestürmt, daß er einwilligte, besonders da er durch den Uebertritt nicht nur Absolution für seine Seele, was ihm übrigens wenig helfen wird, sondern auch Schutz für die Justiz bekam, die ihm schon nachzuspüren anfing, da der Berliner einige Tage zwischen Leben und Tod schwebte und sein Gesandter auf strenge Ahndung des Mordes angetragen hatte.

Ich stellte mich auf dem Platze so, daß der Zug mit dem Täufling an mir vorüber kommen mußte. Und sie nahten! Ein langer Zug von Mönchen, Priestern, Nonnen, andächtigen Männern und Frauen kam heran. Ihre halblaut gesprochenen Gebete rollten wie Orgelton durch die Lüfte. Sie zogen im Kreis um den ungeheuren Platz, und jetzt wurden die Römer um mich her aufmerksamer. „Ecco, ecco lo!“ flüsterte es von allen Seiten;

ich sah hin — in einem grauen Gewand, das Haupt mit Asche bestreut, ein Crucifix in den gefalteten Händen, nahte mit unsicheren Schritten der Kapitän. Zwei Bischöfe in ihren violetten Talaren gingen vor ihm und Chorknaben aller Art und Größe folgten seinen Schritten.

„Ein schöner Ketzer, bei St. Peter! ein schmucker Mann!“ hörte ich die Weiber um mich her sagen. „Welch ein frommer Soldat!“

„Wie freut man sich, wenn man sieht, wie dem Teufel eine Seele entrissen wird!“

„Werden sie ihn vorher taufen oder nachher?“

„Vorher,“ antwortete ein schönes schwarzlockiges Mädchen, „vorher, denn nachher verflucht der heilige Vater alle Ketzer, und da würde er ihn ja auf ewig verdammen und nachher segnen und taufen.“ —

„Ach das verstehst du nicht,“ sagte ihr Vater, „der Papst kann alles, was er will, so oder so.“

„Nein, er kann nicht alles,“ erwiederte sie schelmisch lächelnd; „nicht alles!“

„Was kann er denn nicht?“ fragten die Umstehenden. „Er kann alles; was sollte er denn nicht können?“

„Er kann nicht heirathen!“ lachte sie; doch nicht so schnell folgt der Donner dem Blitz, als die schwere Hand des Vaters auf ihre Wange fiel.

„Was? du versündigst dich, Mädchen!“ schrie er, „welche unheiligen Gedanken gibt dir der Teufel ein? Was geht es dich an, ob der Papst heirathet oder nicht? Dich nimmt er auf keinen Fall.“

Das Volk begann indeß in die Peterskirche zu strömen, und auch ich folgte dorthin. Es ist eine lächerliche

materielle Idee, wenn die Menschen sich vorstellen, ich könne in keine christliche Kirche kommen. So schreiben viele Leute C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) über ihre Thüren und glauben, die drei Könige aus Morgenland werden sich bemühen, ihre schlechte Hütte gegen die Hexen zu schützen.

Ich drängte mich so weit als möglich vor, um die Ceremonien dieser Taufe recht zu sehen. Der tapfere Kapitän hatte jetzt sein graues Gewand mit einem glänzend weißen vertauscht und kniete unweit des Hochaltars. Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe standen umher, der ungewisse Schein des Tages, vermischt mit dem Flackern der Lichter, der Kerzen, welche die Chorknaben hielten, umgab sie mit einem ehrwürdigen Heiligenschein, der jedoch bei manchem wie Scheinheiligkeit aussah. Auf der andern Seite kniete unter vielen schönen Frauen Donna Ines mit ihren Kindern. Sie war lockender und reizender als je, und wer Louisen und ihr sanftes blaues Auge nicht gesehen hatte, konnte dem Täufling verzeihen, daß er sich durch dieses schöne Weib und einen listigen Priester unter den Pantoffel St. Petri bringen ließ.

Neben mir stand eine schwarzverschleierte Dame. Sie stützte sich mit einer Hand an eine Säule und ich glaube, sie wäre ohne diese Hülfe auf den Marmorboden gesunken, denn sie zitterte beinahe krampfhaft. Der Schleier war zu dicht, als daß ich ihre Züge erkennen konnte. Doch sagte mir eine Ahnung, wer es seyn könnte. Jetzt erhoben die Priester den Gesang, er zog mit den blauen Wölkchen des arabischen Weihrauchs

hinauf durch die Gewölbe und berauschte die Sinne der Sterblichen, übertäubte ihre Seelen und riß sie hin zu einer Andacht, die sie zwar über das Irdische, aber auch über die ewigen Gesetze ihrer Vernunft hinwegführt.

Die Priester sangen. Jetzt fing er an, sein Glaubensbekenntniß zu sprechen.

„Er hat mich nie geliebt," seufzte die Dame an meiner Seite, „er hat auch dich nie geliebt, o Gott, verzeihe ihm diese Sünde!"

Er sprach weiter, er verfluchte den Glauben, in welchem er bisher gelebt.

„Gib Frieden seiner Seele," flüsterte sie; „wir alle irren, so lange wir sterblich sind; vielleicht hat er den wahren Trost gefunden; laß ihn Friede finden, o Herr!"

Da fingen die Priester wieder an zu singen. Ihre tiefen Töne drangen schneidend in das Herz der Dame. Jetzt wurde das Sakrament an ihm vollzogen, der Kardinal Rocco, im vollen Ornat seiner Würde, segnete ihn ein und Donna Ines warf dem Getauften frohlokkende Grüße zu.

„Vater, laß ihm mein Bild nie erscheinen!" betete die Dame an meiner Seite, „daß nie der Stachel der Reue ihn quäle! Laß ihn glücklich werden!"

Und mit dem Pomp des heiligen Triumphes schloß die Taufe und der Kapitän stand auf, zwar als ein so großer Sünder wie zuvor, doch als ein rechtgläubiger katholischer Christ. Das Volk drängte sich herzu und drückte seine Hände und Donna Innes führte ihm mit holdem Lächeln ihre Kinder zu. Aber noch war die

Scene nicht zu Ende. Kardinal Luigi führte den Getauften an die Stufen des Altars, stieg die heiligen Stufen hinan und las die Messe.

Die Dame im schwarzen Schleier zitterte heftiger, als sie dies alles sah; ihre Knie fingen an zu wanken. „Wer Ihr auch seyd, mein Herr!“ flüsterte sie mir plötzlich zu, „seyd so barmherzig und führt mich aus der Kirche, ich fühle mich sehr unwohl.“ Ich gab ihr meinen Arm und die frommste Seele in St. Peters weiten Hallen ging hinweg, begleitet vom Teufel.

Auf dem Platze vor der Peterskirche deutete sie schweigend auf eine Equipage, die unfern hielt. Ich führte sie dorthin, ich öffnete ihr den Schlag und bot ihr die Hand zum Einsteigen. Sie schlug den dunkeln Schleier zurück, es war, wie ich mir gesagt hatte, es waren die bleichen schönen Züge Louisens. „Ich danke Euch, Herr!“ sagte sie, „Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen.“ Noch zitterte ihre Hand in der meinigen, ihre schönen Augen wandten sich noch einmal nach St. Peter und füllten sich dann mit einer Thräne. Aber schnell schlug sie den Schleier nieder und schlüpfte in den Wagen, die Pferde zogen an, ich habe sie — nie wieder gesehen.

Eine wichtige Angelegenheit, die wankende Sache der hohen Pforte, welcher ich immer besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, rief mich an diesem Tage nach ...., wo ich mit einem berühmten Staatsmann eine Conferenz halten mußte. Man kennt die Zuneigung dieses erlauchten Veziers eines christlichen Potentaten

zum Halbmond; und ich hatte nicht erst nöthig, ihn zu überzeugen, daß die Türken seine natürlichen Alliirten seyen. Von .... eilte ich zurück nach Rom. Ich gestehe, ich war begierig, wie sich jene Verhältnisse lösen würden, in welche ich verflochten war, und die mir durch einige Situationen so interessant geworden waren.

Der erste, den ich unter der Porta del Popolo traf, war der deutsche Kaufmann. Er saß in einem schönen Wagen und hatte, wie es schien, Streit mit einigen päpstlichen Polizeisoldaten. Ich trat als Stobelberg zu ihm. „Lieber Brüder," sagte ich, „es scheint, du willst Sodom verlassen gleich dem frommen Lot?"

„Ja, fliehen will ich aus dieser Stätte des Satan," war seine Antwort, „und hier läßt mich der Drache auf dem Stuhl des Lammes noch einmal anhalten, aus Zorn, weil ich einen seiner Baalspfaffen im Christenthume unterweisen wollte."

Ich sah hin und merkte jetzt erst die Ursache des Streites. Die Polizei hatte, ich weiß nicht aus welchem Grund, den Wagen noch einmal untersucht. Da war man auf ein Kistchen gestoßen und hatte den Pietisten gefragt, was es enthalte. „Geistliche Bücher," antwortete er. Man glaubte nicht, schloß auf, und siehe da, es war ein gutes Flaschenfutter, und die Polizeimänner wollten wegen seines Betruges einige Scudi von ihm nehmen.

„Aber, Bruder," sagte ich zu ihm, „eine fromme Seele sollte nach nichts dürsten als nach dem Thau des Himmels, nach nichts hungern als nach dem Manna des Wortes, und doch führst du ein Dutzend Flaschen mit dir, und hier liegt ein ganzer Pack Salamiwürste?

Pfui, Bruder, heißt es nicht, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, nach dem allem fragen die Heiden?"

„Bruder," erwiederte jener, und drehte die Augen gen Himmel, „Bruder, bei dir muß es noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen ſeyn, daß du einem Mann von ſo felſenfeſtem Glauben, daß du mir ſolche Fragen vorlegſt. Gerade, daß ich nicht zu ſeufzen brauche: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit uns kleiden? gerade deßwegen habe ich mir den neuen Rock hier gekauft, habe meinen Flaſchenkeller gefüllt und dieſe aus Eſelsfleiſch bereiteten Würſte gekauft; es geſchah alſo aus reinem Glaubensdrang, und der Geiſt hat es mir eingegeben. Da, ihr lumpigten Söhne von Aſtaroth, ihr Brut des Baſilisken, ſo auf dem Stuhl des Lammes ſitzt und an ſeinen Klauen Pantoffeln führt, da nehmet dieſen holländiſchen Dukaten und laſſet mir meine geiſtlichen Bücher in Ruhe! — So, nun lebe wohl, Bruder; der Geiſt komme über dich und ſtärke deinen Glauben!"

Da fuhr er hin, und wieder wurde ich in dem Glauben beſtärkt, daß dieſe chriſtlichen Phariſäer ſchlimmer ſind als die Kinder der Welt. Ich ging weiter, den Corſo hinab. Am unteren Ende der Straße begegnete mir der Kardinal Rocco und Piccolo, ſein Diener. Der Kardinal ſchien ſehr krank zu ſeyn, denn ganz gegen die Etiquette trug ihm Piccolo nicht die Schleppe nach, ſondern führte ihn unter dem Arm, und dennoch wankte Rocco zuweilen hin und her. Sein Geſicht war roth und glühend, ſeine Augen halb geſchloſſen und der rothe Hut ſaß ihm etwas ſchief auf dem Ohr.

„Siehe da, ein bekanntes Geſicht!“ rief er, als er mich ſah, und blieb ſtehen. „Komm hieher, mein Sohn, und empfange den Segen. Haben wir uns nicht ſchon irgendwo geſehen?“

„O ja, und ich hoffe noch öfters das Vergnügen zu haben; ich hatte die Ehre, Ew. Eminenz im Garten der Frau Campoco zu ſehen.“

„Ja, ja! ich erinnere mich, Ihr ſeyd ein junger Ketzer; wiſſet Ihr, woher ich komme? geraden Wegs von dem Hochzeitſchmauſe des lieben Paares!“

Jetzt konnte ich mir die Krankheit des alten Herrn erklären; die ſpaniſchen Weine der Donna Ines waren ihm wohl zu ſtark geweſen, und Piccolo mußte ihn jetzt führen. „Ihr waret wohl recht vergnügt?“ fragte ich ihn; „es iſt doch Euer Werk, daß die Donna den Kapitän endlich doch noch überwunden hat?“

„Das iſt es, lieber Ketzer!“ ſagte er, ſtolz lächelnd, „mein Werk iſt es; kommet, gehen wir noch ein paar hundert Schritte zuſammen! — Was wollte ich ſagen? ja — mein Werk iſt es, denn ohne mich hätte die Donna gar keine Kunde von ihm bekommen; ich ſchrieb ihr, daß er ſich in Rom befinde; ohne mich wäre ihre frühere Ehe nicht für ungültig erklärt worden; ohne mich wäre der Kapitän nicht rechtgläubig geworden, was zur Glorie unſerer Kirche nicht nothwendig war; ohne mich wäre er nicht von ſeiner Ketzerin losgekommen — kurz ohne mich — ja ohne mich ſtünde alles noch wie zuvor.“

„Es iſt erſtaunlich!“

„Höret, Ihr gefallt mir, lieber Ketzer. Hört einmal, werdet auch rechtgläubig; brauchet Ihr Geld? könnet

haben, so viel Ihr wollt, gegen ein Reverschen zahlbar gleich nach Sicht; o! damit kann man einen köstlich in Verlegenheit bringen. Brauchet Ihr eine schöne frische reiche Frau? Ich habe eine Nichte, Ihr sollt sie haben. Brauchet Ihr Ehren und Würden? ich will euch pro primo den goldenen Sporenorden verschaffen; es kann ihn zwar jeder Narr um einige Scudi kaufen — aber Ihr sollt ihn umsonst haben. Wollt Ihr in Eurer barbarischen Heimath große Ehrenstellen? dürfet nur befehlen; wir haben dort großen Einfluß, geheim und öffentlich; na! was sagt Ihr dazu?"

„Der Vorschlag ist nicht übel," erwiederte ich; „Ihr seyd noble in Euren Versprechungen; ich glaube, Ihr könntet den Teufel selbst katholisch machen?"

„Anathema sit! anathema sit! Es wäre uns übrigens nicht schwer," antwortete der Kardinal. „Wir können ihn von seinen zweitausendjährigen Sünden absolviren und dann taufen. Ueberdies ist er ein dummer Kerl, der Teufel, und hat sich von der Kirche noch immer überlisten lassen!"

„Wisset Ihr das so gewiß?"

„Das will ich meinen; zum Beispiel, kennt Ihr die Geschichte, die er mit einem Franziskaner gehabt?"

„Nein, ich bitte Euch, erzählet!"

„Ein Franziskaner zankte sich einmal mit ihm wegen einer armen Seele. Der Teufel wollte sie durchaus haben und hatte allerdings nach dem Maß ihrer Sünden das Recht dazu. Der Mönch aber wollte sie in majorem Dei gloriam für den Himmel zustutzen. Da schlug endlich der Satan vor, sie wollen würfeln, wer die

meiſten Augen mit drei Würfeln werfe, ſolle die Seele haben. Der Teufel warf zuerſt, und, wie er ein falſcher Spieler iſt, warf er achtzehn; er lachte den Franziskaner aus. Doch dieſer ließ ſich nicht irre machen; er nahm die Würfel und warf — neunzehn, und die Seele war ſein."

„Herr, das iſt erlogen!" rief ich, „wie kann er mit drei Würfeln neunzehn werfen?"

„Ei, wer fragt nach der Möglichkeit? Genug, er hat's gethan, es war ein Wunder. Nun, kommt morgen in mein Haus, lieber Sohn, wir wollen dann den Unterricht beginnen."

Er gab mir den Segen und wankte weiter. Nein, Freund Rocco! dachte ich, eher bekomme ich dich, als du mich; von dir läßt ſich der Satan nicht überliſten. Es trieb mich jetzt, nach dem Hauſe des Berliners zu gehen, den ich ſchwer verwundet verlaſſen hatte. Zu meiner großen Verwunderung ſagte man mir, er ſey ausgegangen und werde wohl vor Nacht nicht zurückkehren. So mußte ich den Gedanken aufgeben, heute noch zu erfahren, wie es ihm ergangen ſey, wie das Fräulein ſich befinde, ob er wohl Hoffnung habe, jetzt, da der Kapitän auf immer für ſie verloren ſey, ſie für ſich zu gewinnen; es blieb mir keine Zeit, ihn heute noch zu ſehen, denn den Abend über wußte ich ihn nicht zu finden, und auf die kommende Nacht hatte ich eine Zuſammenkunft mit jenen kleinern Geiſtern verabredet, die als meine Diener die Welt durchſtreifen.

Ich trat zu dieſem Zweck, als die Nacht einbrach, ins Coliſeum, denn dies war der Ort, wohin ich ſie beſchieden hatte. Noch war die Stunde nicht da, aber ich

liebe es, in der Stille der Nacht auf den Trümmern einer großen Vorzeit meinen Gedanken über das Geschlecht der Sterblichen nachzuhängen. Wie erhaben sind diese majestätischen Trümmer in einer schönen Mondnacht! Ich stieg hinab in den mittlern Raum. Aus dem blauen unbewölkten Himmel blickte der Mond durch die gebrochenen Wölbungen der Bogen herein, und die hohen überwachsenen Mauern der Ruine warfen lange Schatten über die Arena. Dunkle Gestalten schienen durch die verfallenen Gänge zu schweben, wenn ein leiser Wind die Gesträuche bewegte und ihren Schatten hin und wieder zogen. Wo sie schwebten, diese Schatten, da sah man einst ein fröhliches Volk, schöne Frauen, tapfere Männer und die ernste, feierliche Pracht der kriegerischen Kaiser. Geschlecht um Geschlecht ist hinunter, diese Mauern allein überdauerten ihre Zeit, um durch ihre erhabenen Formen diese Sterblichen zu erinnern, wie unendlich größer der Sinn jenes Volkes war, das einst ein Jahrtausend vor ihnen um diese Stätte lebte. Die ernste Würde der Consuln und des Senates, der kriegerische Prunk der Cäsaren und — dieser römische Hof und diese Römer!

Der Mond war, während ich zu mir sprach, heraufgekommen und stand jetzt gerade über dem Circus. Ich sah mich um, da gewahrte ich, daß ich nicht allein in den Ruinen sey. Eine dunkle Gestalt saß seitwärts auf dem gebrochenen Schaft einer Säule; ich trat näher hin, es war Otto von S.... Ich war freudig erstaunt, ihn zu sehen, ich warf mich schnell in den Herrn von Stobelberg, um mit ihm zu sprechen. Ich redete ihn an und wünschte ihm Glück, ihn so gesund zu sehen. Er richtete

sich auf, der Mond beschien ein sehr bleiches Gesicht, weinende Augen blickten mich wehmüthig an, schweigend sank er an meine Brust.

„Sie scheinen noch nicht ganz geheilt, Lieber!“ sagte ich, „Sie sind noch sehr bleich, die Nachtluft wird Ihnen schaden!“

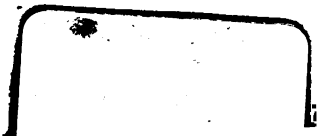
Er verneinte es mit dem Haupt, ohne zu sprechen. Was war doch dem armen Jungen geschehen, hatte er wohl von neuem einen Korb bekommen? „Nun, ein Mittel gibt es wohl, Sie gänzlich zu heilen,“ fuhr ich fort; „jetzt steht Ihnen ja nichts mehr im Wege, jetzt wird sie hoffentlich so spröde nicht mehr seyn. Ich will den Brautwerber machen; Sie müssen Muth fassen, Louise wird Sie erhören, und dann ziehen Sie mit ihr aus dieser unglücklichen Stadt, führen sie nach Berlin zu der Tante; wie werden sich die ästhetischen Damen wundern, wenn Sie Ihre Novelle auf diese Art schließen und die holde Erscheinung aus den Lamentationen persönlich einführen!“

Er schwieg, er weinte stille.

„Oder wie? haben Sie etwa den Versuch schon gemacht? Sollten Sie abgewiesen worden seyn? Will sie die Rolle der Spröden fortspielen?“

„Sie ist todt!“ antwortete der junge Mann.

„Ist's möglich! höre ich recht? So plötzlich ist sie gestorben?“

„Der Gram hat ihr Herz gebrochen; heute hat man sie begraben.“

Er sagte es, drückte mir die Hand, und einsam weinend ging er durch die Ruinen des Coliseums.